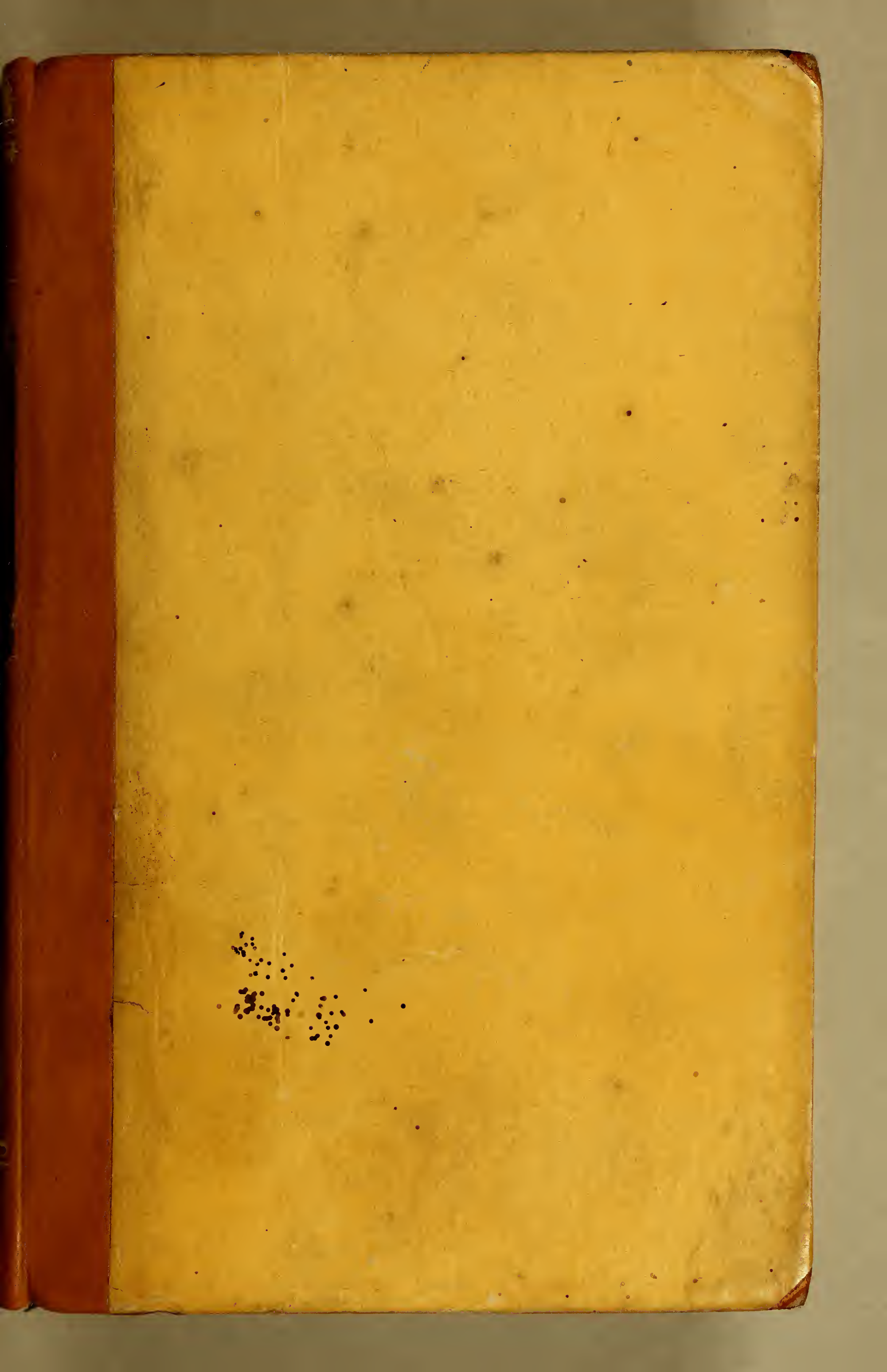
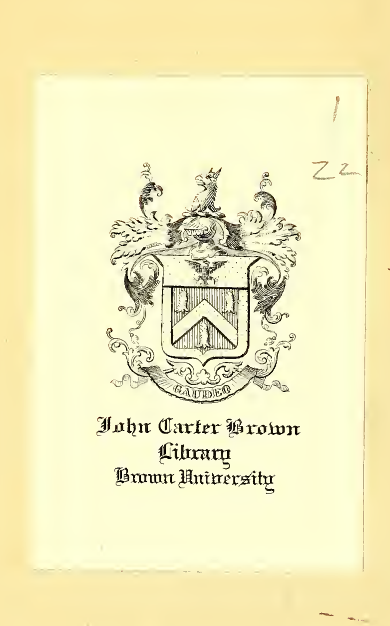
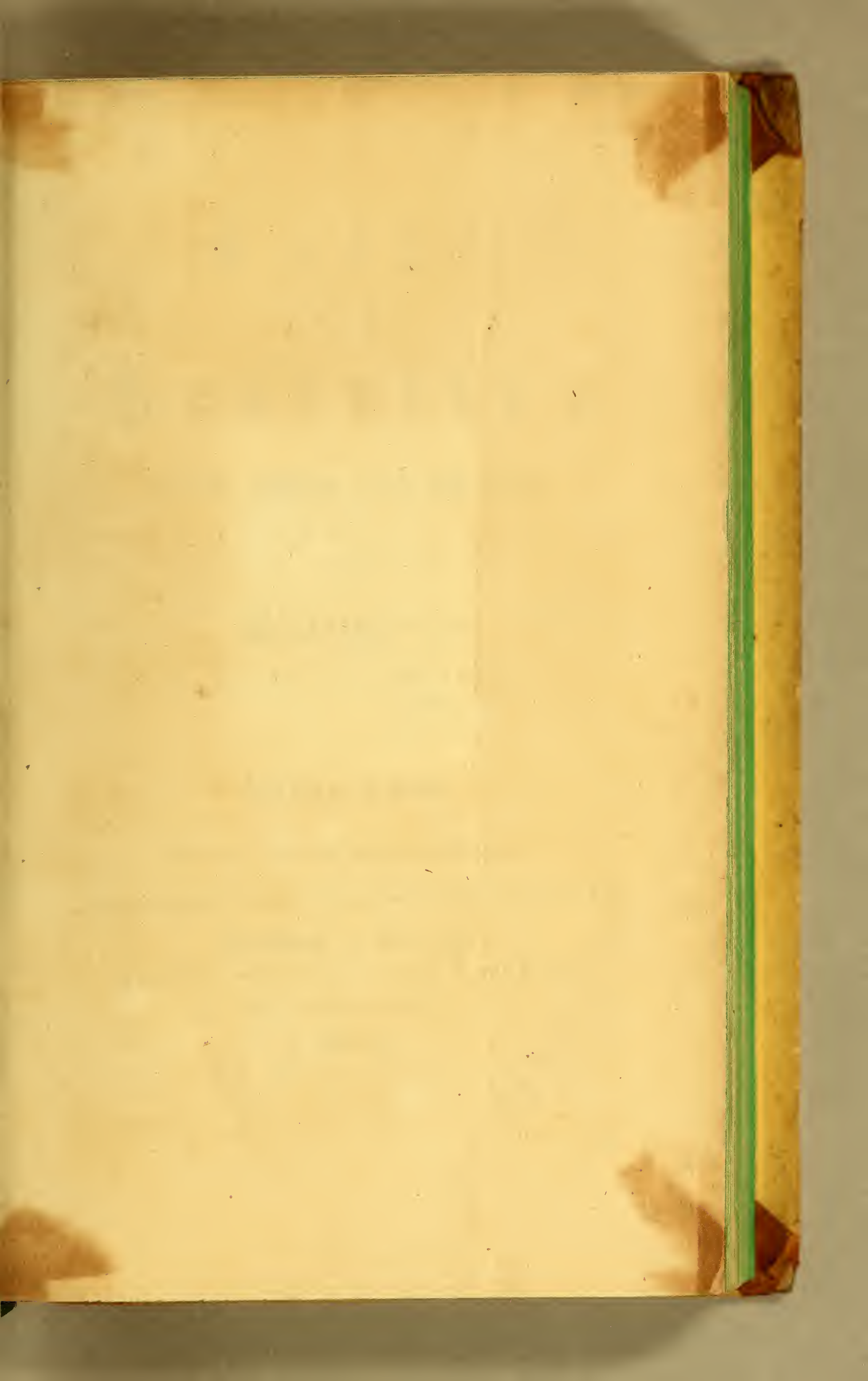
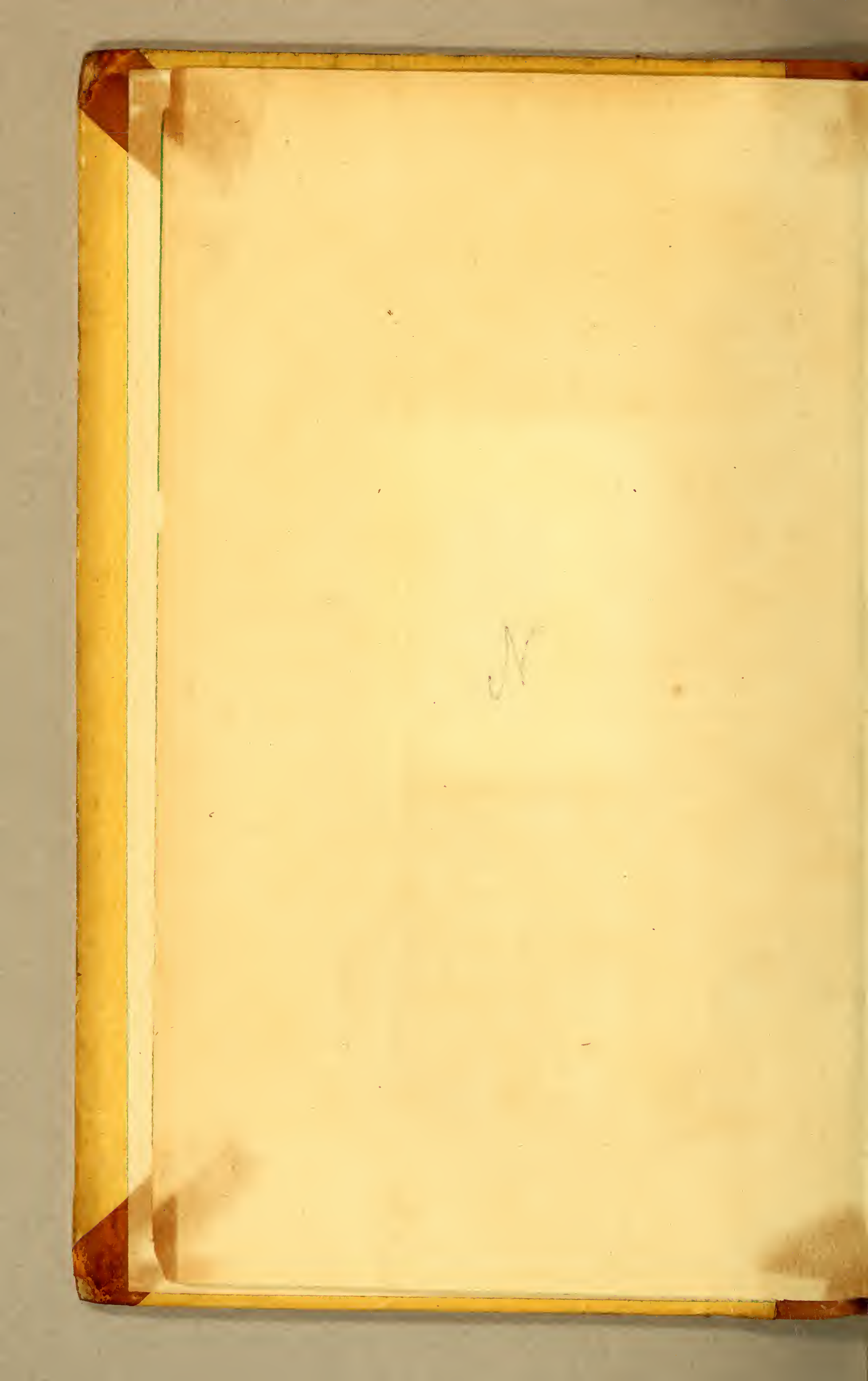








Reise nach Brasilien

in den Jahren 1815 bis 1817

von

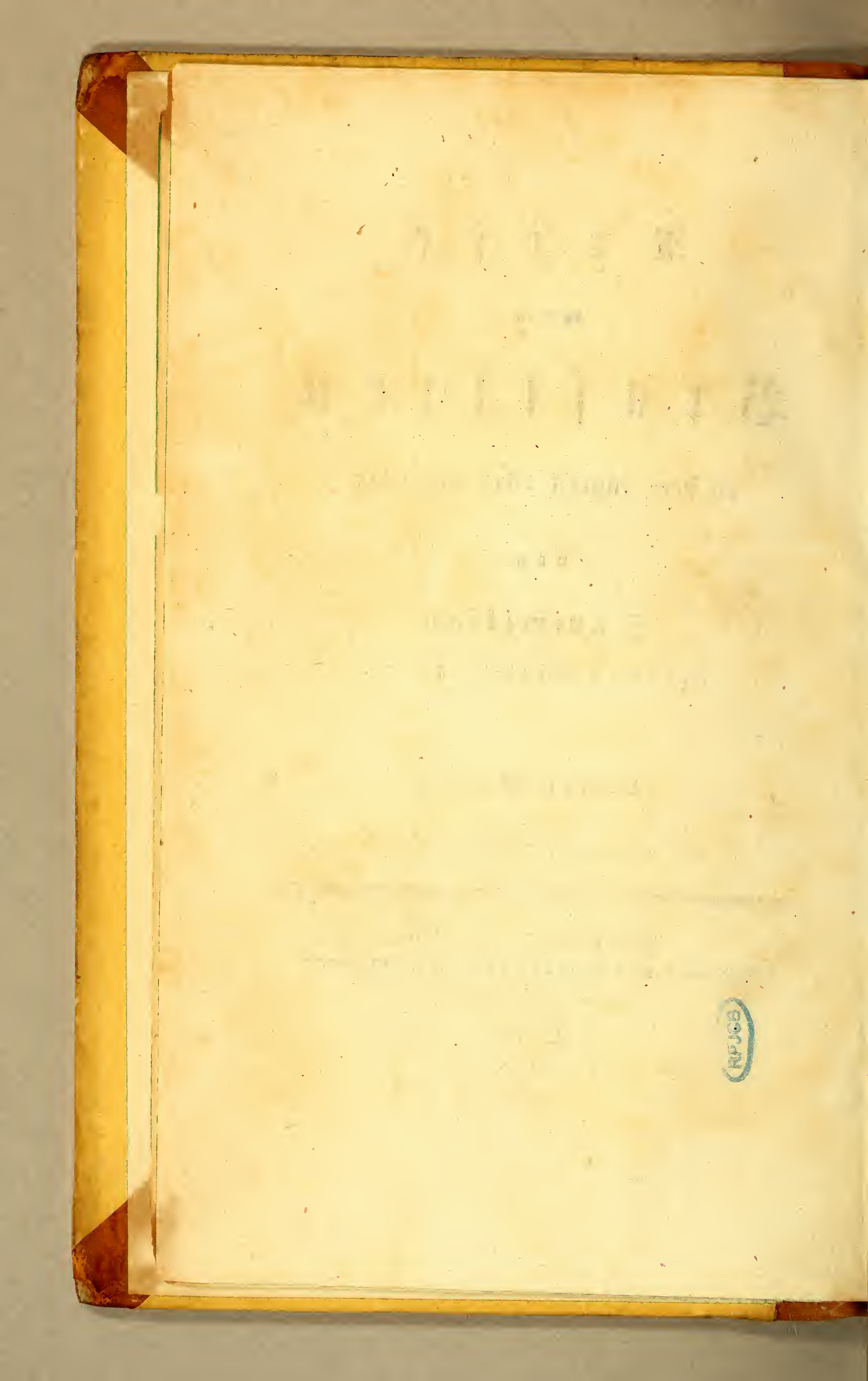
Maximilian
Prinz zu Wied-Neuwied.

Erster Band.

Mit einer Karte der Ostküste von Brasilien.

Frankfurt a. M. 1820.
Gedruckt und verlegt bey H. L. Brönner.

Wien,
bei Carl Gerold.



Inhalt des ersten Bandes.

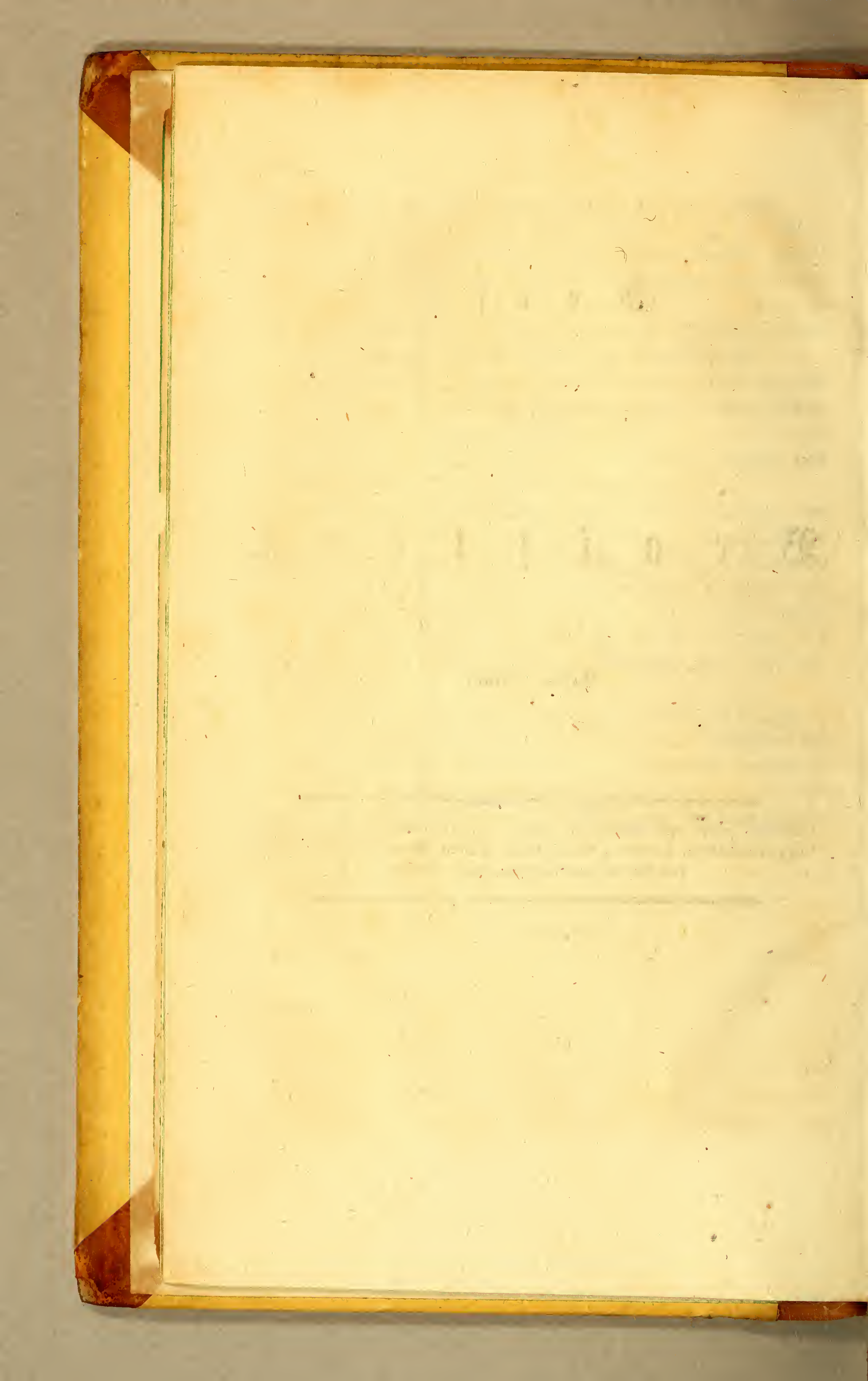
Reise

nach

Brasilien.

Erster Band.

Liebhaber, welche dieser Ausgabe die Kupfer, Vignetten und Karten der Quart-Ausgabe beyzufügen wünschen, können solche in einen besondern Atlas vereint bey dem Verleger um 14 Rthlr. sächs. bekommen.



E i n l e i t u n g.

Dem Streben, das Gebiet der Natur- und Erdkunde durch Reisen in fremde Welttheile zu erweitern, legten eine lange Reihe verhängnißvoller Jahre hindurch, immer sich erneuernde Kriege, mannigfaltige Hindernisse in den Weg, und das durch diese Hindernisse minder gebundene England lieferte fast allein noch für diesen Theil des wissenschaftlichen Forschens einige Bereicherungen. Der endlich wieder hergestellte Friede der Völker gewährt bei so manchen andern frohen Aussichten auch die, daß nun wieder von der Sehnsucht nach neuen Entdekkungen in der Natur begeisterte Männer mit günstigem Erfolg bedeutendere Reisen unternehmen, und die gefundenen Schätze ihren, durch Verhältnisse, Neigung und Beruf an den vaterländischen Boden gefesselten Landsleuten mittheilen können. Möge eine lange Dauer des Friedens uns diese erfreulichen Aussichten sichern!

Der Blick der Naturforscher war lange Zeit vorzüglich auf Brasilien gerichtet, dieses glücklich gelegene, der Wißbegierde reiche Ausbeute versprechende, und doch dem Forscher früherhin so sorgfältig verschlossene Land.

Die alten Nachrichten einiger Reisenden, die Mittheilungen spanischer und portugiesischer Seefahrer, die gründlichern endlich, welche die Jesuiten uns gaben, und die Beobachtungen M a r c g r a f's und P i s o's, machten die ärmliche Litteratur jenes vorlängst entdeckten und so interessanten Landes aus.

Seit nicht langer Zeit indessen haben sich die Verhältnisse, die ehedem die Erforschung Brasiliens erschwerten, sehr wohlthätig verändert. Ungünstige Umstände bewogen den Monarchen, sich selbst nach dem schönen noch nie gesehenen Quell seiner Reichthümer zu begeben; eine Auswanderung, welche auf jenes Land den größten Einfluß haben mußte. Aufgehoben ward nun das drückende System geheimnißvoller Sperre; Vertrauen trat an die Stelle der Ängstlichkeit, und fremde Reisende erhielten den Zutritt zu diesem Felde neuer Entdeckungen. Die liberalen Gesinnungen eines weisen Königs, durch ein aufgeklärtes Ministerium unterstützt, gestatteten Ausländern nicht nur den Eintritt, sondern beförderten auch auf die großmüthigste Art ihre Nachforschungen. So erhielt der Engländer Mawe die Erlaubniß, jene reichen Diamantgruben untersuchen zu dürfen, zu welchen bis dahin keinem Ausländer der Zutritt gestattet war, und durchstrich einen Theil von Minas Geraes in mineralogischer Hinsicht. Seitdem haben einige deutsche Reisende jene Provinz bereist. Obristlieutenant von Eschwege, der zu Villa Rica im königlichen Ingenieur-Corps angestellt ist, hat, durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Brasilien begünstigt, schon einige interessante Abhandlungen dem Publikum übergeben, und mit allem Rechte haben wir von diesem, mit gründlichen Kenntnissen ausgerüsteten Mann, noch viele wichtige Entdeckungen zu erwarten. Er maß die höheren Ketten der Gebürge von Minas, entwarf ihre Profile, und untersuchte auf seinen mineralogischen Reisen die verschiedenen Produkte jener hohen Erdrücken, wo er unter andern noch kürzlich Schwefelleber-Quellen entdeckte. Mit zuvorkommender Güte unterstützt er fremde Reisende mit seinem Rath und Beistand. Einige andere Deutsche, von gleichem Eifer beseelt, haben sich nun dorthin begeben, und auch ihnen wird es gewiß nicht an reichem Stoff zu Beobachtungen fehlen. Durch den Beschützer der Wissenschaften, Minister Conde da Barca, dem König empfohlen, gab man ihnen nicht nur die Erlaubniß, die ver-

schiedenen Capitanien der Monarchie ungehindert zu durchreisen, sondern man unterstützte sie auch auf die großmüthigste Weise durch eine gewisse ihnen jährlich ausgesetzte Summe, so wie durch günstige Pässe und nachdrückliche Empfehlungsschreiben an die General-Capitäne der verschiedenen Provinzen. Wie weit tritt gegen diese aufgeklärten und liberalen Maßregeln der jetzigen Regierung das ehemalige System zurück, wo der Reisende bei seiner Ankunft in Brasilien von Soldaten ängstlich umgeben und bewacht ward! Im Namen meiner Landsleute und aller europäischen Reisenden sey dies Bekenntniß hier öffentlich niedergelegt, um die Empfindungen des Dankes auszudrücken, von welchen ich mich gegen den Monarchen durchdrungen fühle, der solche liberale Verfügungen traf. Dem Weltwanderer, entfernt von den heimischen Gestaden, ist eine solche günstige Aufnahme und so freundliche Behandlung unaussprechlich erfreulich, und gewiß bringt sie für die Wissenschaften einen nicht zu berechnenden Gewinn, an welchem die ganze gebildete Welt Theil nimmt.

Wer die innern Gegenden jenes weiten Continents mit bedeutendem Nutzen bereisen will, muß sogleich mehrere Jahre dazu bestimmen und seinen Plan darnach einrichten. Um zum Beispiel nur nach Goyaz und Cuiaba vorzudringen, sind zwey Jahre nicht hinreichend; welche Zeit wird man aber bestimmen müssen, um bis zu den Gränzen von Paraguay Brasilien queer zu durchschneiden, bis zu den Ufern des Uruguay, bis zu den entfernten Gränzen von Matto Grosso, wo eine in Lisboa gehauene Marmor-Pyramide die Gränze an der Mündung des Jauru bezeichnet. Minas Geraes war durch Mawe und von Eschwege schon bereist, und wenn auch noch nicht erschöpft, dennoch großentheils bekannt. Ich fand es daher bei meiner Ankunft in Brasilien zweckmäßiger, lieber die noch ganz unbekannte oder vielmehr noch nicht beschriebene Ostküste zu wählen. Hier leben mehrere Stämme der Urbewohner noch in ihrer Originalität

und unangefochten von den sich überall nach und nach ausbreitenden Europäern. Der hohe nackte Rücken des mittlern Brasiliens, der Provinzen von Minas Geraes, Goyaz und Pernambucco, wird von der Ostküste durch einen breiten Strich hoher Urwälder getrennt, die von Rio de Janeiro bis in die Gegend der Bahia de todos os Santos, etwa 11 Breitengrade, 193 Legoas, (165 geographische Meilen) weit sich ausdehnen, und von den portugiesischen Ansiedlern noch nicht in Besitz genommen sind; denn nur einige wenige Straßen an und auf den sie durchströmenden Flüssen hat man mit Mühe jetzt eröffnet. Hier in diesen Wäldern, wo dem sonst überall bedrängten Urbewohner ein ruhiger Aufenthalt bis jetzt gesichert war, kann man diese Menschen noch in ihrem ursprünglichen Zustande finden. Wie hätte nicht eine solche Gegend für den Reisenden vor allen andern anziehend seyn sollen, der nicht gesonnen war, viele Jahre in diesen heißen Regionen unserer Erde zu verleben?

Die Stämme der Urbewohner, welche diese Wildnisse bevölkern, sind selbst dem Namen nach bei uns in Europa unbekannt, Portugal vielleicht ausgenommen. Die Jesuiten und unter ihnen Vasconcellos (Noticias curiosas do Brazil) theilten alle Stämme der Wilden, welche sowohl die Küste, als jenen Strich der Urwälder bewohnten, in zwei Klassen, nehmlich in solche, welche die Küste bevölkerten und von den Portugiesen, besonders den Jesuiten, der europäischen Bildung näher gebracht wurden, Indios mansos, und in solche, welche als rohe unbekannte Barbaren die Wälder und innern Wildnisse bewohnten, Tapuyas, und diese letztern sind es, welche noch heut zu Tage im rohen Zustande der Natur existiren und es wohl verdienen, näher gekannt zu werden. Wenn wir von diesen Strichen der aneinander hängenden Küstenwälder auch durch die Schriften der Jesuiten und mehrerer alten Reisenden einige wenige Notizen hatten, so war dennoch dies alles äußerst unvollkommen und durch fabelhafte Zumischungen ver-

unstaltet; auch geben sie uns keine naturhistorischen Nachrichten. Wir wußten also von den hier noch im Zustande der Natur lebenden Urbewohnern, so wie von der belebten und leblosen Schöpfung dieser Gegenden wenig oder gar nichts, und dennoch giebt es hier so unendlich viel Merkwürdiges und Neues, besonders für den Botaniker und Entomologen. Allein auf eben so zahlreiche große Beschwerden und Hindernisse, zum Beispiel Mangel an Lebensmitteln, an Weide für die Thiere, Schwierigkeit des Transports der Naturalien, anhaltende Regenzeiten, Feuchtigkeit und dergleichen, muß der Reisende sich zum voraus gefaßt machen. Die bedeutendste Unannehmlichkeit bei den Reisen in Brasilien ist unstreitig der gänzliche Mangel an brauchbaren Landkarten. Arrowsmiths Karte ist voll von Irrthümern, ja es fehlen ansehnliche Flüsse an der Ostküste; dagegen sind deren an Stellen angegeben, wo gar keine existiren; und so ist die beste bis jetzt vorhandene Karte von Brasilien dem Reisenden beinahe unnütz. Diesem Mangel abzuhelfen hat unlängst die portugiesische Regierung den Befehl zur genauen Aufnahme der Küste gegeben, um alle dem Seefahrer drohende Gefahren genau bestimmen zu können; auch hat man mit dieser gemeinnützigen Arbeit bereits den Anfang gemacht und geschickte Marine-Offiziere, Capitain-Lieutenant José da Trindade und Antonio Sylveira de Araujo, haben die Küste von Mucuri, S. Matthaeus, Viçoza, Caravellas bis Porto Seguro und Sta. Cruz aufgenommen.

Der Liberalität und der aufgeklärten Denkungsart der portugiesischen Regierung habe ich es gleichfalls zu verdanken, daß ich mich im Stande sehe, meinen Landsleuten diese Nachricht einer Reise längs der Ostküste vom 23ten bis zum 13ten Grad südlicher Breite, vorlegen zu können. Zwei Deutsche, die Herren Freyreiß und Sellow, welche noch mehrere Jahre hindurch in Brasilien zu reisen gesonnen sind, haben an Sr. Majestät dem Könige von Portugal und Brasilien einen

großmüthigen Unterstützer gefunden; besser als sie wird nicht leicht ein Fremder in dieses Land eindringen können, da sie mit Sprache und Sitten desselben bekannt, und durch ihre mehrjährigen Reisen hinreichend vorbereitet sind. Einen Theil der von mir vollbrachten Reise, machte ich in ihrer Gesellschaft, und von Herrn Freyreiß erhielt ich selbst manche interessante Notiz, wofür ich ihm meinen Dank hier öffentlich ausdrücke. Herr Freyreiß wird mir auch in der Folge den Bericht seiner fortgesetzten Reisen, so wie naturhistorische Beobachtungen mittheilen, und ich werde mich glücklich schätzen, sie alsdann den Freunden solcher Forschungen vorzulegen. Mein gegenwärtiger Reisebericht wird demnach nur als Vorläufer interessanterer Beobachtungen anzusehen seyn. Weitere Nachrichten und wiederholte Beobachtungen werden die Lücken ausfüllen, die sich in diesen Blättern finden müssen, und die der gütige Leser hoffentlich mit Nachsicht übersehen und verzeihen wird. Wohl fühle ich, wie gewagt es ist, nach der glänzenden Erscheinung jenes hellen Sterns an unserm wissenschaftlichen Horizonte — ich meine unsern großen Landsmann, den ausgezeichneten Alexander von Humboldt, — mit diesen Reisebemerkungen über einen Theil von Südamerika öffentlich aufzutreten! Indessen ist doch der reine gute Wille, auch bei geringer Kraft, der Beobachtung nicht unwerth; und so wenig ich auch Anspruch darauf machen kann, etwas Vollendetes zu liefern, so darf ich doch hoffen, daß Freunde der Natur-, Länder- und Völkerkunde in meinen Mittheilungen manchen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Erweiterung dieser Wissenschaften finden werden.

I.

Reise von England nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Brasilien, nach dem seit einer Reihe von Jahren eine Menge von Reisenden ihr Auge richten, hat den Vortheil, daß es durch eines der friedlicheren Meere von Europa getrennt wird. Der unermeßliche Ocean hat gewisse Monate, besonders um die Zeit der Äquinoctien, wo Stürme gewöhnlich sind; dennoch aber sind sie in diesen Regionen im ganzen weniger gefährlich, als in andern Theilen desselben, zum Beispiel in der Nähe des Vorgebürgs der guten Hoffnung, des Cap Horn u. a.

Ich verlies London zu der Zeit, wo die Stürme gewöhnlich ihre größte Heftigkeit verloren haben; und wir sahen daher einer ruhigen angenehmen Fahrt zuversichtlich entgegen. Unser Schiff, der Janus, von 320 Tonnen, verlies die Themse bei dem heitersten schönsten Wetter, und wir vertrauten um so mehr auf das Sprüchwort der englischen Seeleute: Evening red and morning grey sign of a very fine day, als wir am Abend den Himmel auf das schönste geröthet erblickten. Wir erreichten die Mündung der Themse mit einem guten frischen Winde, allein schon gegen Abend verlor sich dieser günstige Zephyr und man sah sich genöthigt, den Anker fallen zu lassen.

Die ersten Tage der Reise benutzt man gewöhnlich zu seiner Einrichtung im Schiffe und zur Betrachtung der neuen sich darbietenden Gegenstände; sie verfließen daher sehr schnell. Am zweyten Tage, als der Morgen anbrach, hatte man die gegründetste Hoffnung auf eine günstige Reise. Stolze dreimastige Schiffe segelten mit uns gleichen Weg; colossale Ostindienfahrer, mit schwellenden Segeln bedeckt, feuerten ihre Kanonen ab, und glitten ruhig über den grünen Spiegel dahin; aber schon gegen Mittag wandte sich der Wind und wurde conträr, so daß wir uns genöthigt sahen zu kreuzen. Wir segelten bei Margate, einem hübschen Städchen, vorbei, umschifften Cap North Foreland mit seiner steil abgeschnittenen weissen Küste, fuhren in den Canal ein, und ankerten gegen Abend in den Downs, Angesichts der Stadt Deal. Die Küste von England ist in dieser Gegend völlig offen, keine Bucht, keine Höhe schützt hier den Seemann, wenn Stürme eintreten. Die Menge der Schiffe vor Deal war sehr groß; die größten Ostindienfahrer und mehrere Kriegsschiffe ankerten mit uns zugleich; ein Linienschiff gab den Retraiteschuß (Sunset) und auf den andern gab ein Flintenschuß das Zeichen, worauf Zapfenstreich geschlagen ward. — Ungünstiger Wind hielt unser Schiff mehrere Tage auf der Rhede zurück; der Capitain benutzte die Zeit, um frisches Fleisch, mancherley Grünes und einige lebende Thiere zur Verproviantirung zu nehmen. Nach einigen Tagen, da der Wind etwas günstiger schien, lichteten wir die Anker und segelten um Cape South Foreland herum, begleitet von dem Brigg Albatros, geführt von Capitain Harrison. Von nun an wurde uns das Wetter immer ungünstiger, und da wir dem immer conträrer werdenden Winde nicht mehr widerstehen konnten, so liefen wir wieder vor Deal auf unserm Ankerplatze ein. Der Wind nahm zu, so daß man in der Nacht schon starke Wache auf dem Verdeck halten mußte; der Himmel trübte sich immer mehr und verdunkelte das nahe Vorgebürge South Foreland. Der

Sturm brauste furchtbar um uns her, und die dunkelgrünen Wogen der See erschienen mit weißem Saum bedeckt. Man nahm die Segelstangen (Yards) herab und befestigte sie in senkrechter Stellung, um dem Wind desto weniger Fläche zu bieten. So dauerte das stürmische Wetter mit abwechselnder Heftigkeit einige Tage fort und gab den Reisenden, die zum erstenmale sich auf diesem unsichern Elemente befanden, eben nicht den angenehmsten Vorschmack von den Freuden des Seelebens. An einem Nachmittage, als der Wind etwas günstiger schien, erhielten wir das Signal von einem Kriegsschiff, worauf die ganze Flotte die Anker lichtete. Als die Dämmerung eintrat, bedrohte uns eine neue Gefahr; die Schiffe segelten zum Theil so nahe aneinander hin und drängten sich so zusammen, daß es der größten Vorsicht bedurfte, damit nicht eins das andere beschädigte. Einer noch größeren Gefahr waren wir um Mitternacht ausgesetzt, der wir aber auch glücklich entgingen; ein mächtiges Schiff kam uns mit vollen Segeln pfeilschnell entgegen und unsere Wachen auf dem Vordertheil bemerkten es wegen der Dunkelheit nicht eher, als bis es dicht bey uns vorbey strich. Der Wind nahm an Stärke immer zu, und da der Morgen kam, hatte sich die Scene sehr geändert; trüb und wie von Rauch umhüllt schien der wolkenleere Himmel, und bey stetem Sonnenschein wuchs der heulende Sturm. Unser ganz auf die Seite gelegtes Schiff kämpfte nur mit wenigen Segeln gegen den Wind, bis wir uns etwa bis 10 Uhr Morgens dem Leuchtthurm von Dungeneß gegenüber befanden. Alle Passagiere waren krank im Raum des Schiffs, wo eine öde traurige Stille nur durch das Tosen des Sturms in dem Tauwerke, und durch das furchtbare Brausen und Schlagen der Wogen unterbrochen wurde. Der Capitain, der alles Mögliche versuchte, um die Reise fortzusetzen, mußte endlich umkehren und seinen Lauf wieder nach Deal richten. Jetzt wirkte der Sturm mit günstiger Kraft auf das Schiff; denn nur mit wenigen kleinen Segeln flogen

wir dermaßen schnell dahin, daß wir in kurzer Zeit den Raum zurücklegten, zu welchem wir die ganze Nacht gebraucht hatten. Ein Brigg, der mit uns segelte, war von den Wellen immerfort bedeckt, während wir auf dem höheren Schiffe noch ziemlich trocken blieben. Wir trafen vor Deal ein, jedoch mit solcher Schnelligkeit, daß man, um nicht auf die Küste zu laufen, in größter Eile den Anker mußte fallen lassen, welches jedoch nur mit vieler Mühe bewerkstelligt werden konnte; denn die starke Reibung des schnell ablaufenden Ankertaues verursachte eine solche Hitze, daß es bereits dampfte, und sich gewiß entzündet haben würde, wenn nicht das in Strömen von den Matrosen aufgegossene Wasser es abgekühlt hätte; endlich fiel der colassale Anker und wir sahen uns auch aus dieser Gefahr glücklich gerettet. Glücklicher Weise hatte unser Schiff, das überhaupt eins der besten und dauerhaftesten war, gute neue Cables und ein treffliches Tauwerk. Die Menge von Fahrzeugen, die wir hier vor Anker fanden, tröstete uns einigermaßen über unsern Zeitverlust; alle große Schiffe hatten ihre oberen Maste und ihre Segelstangen abgenommen, um sich gegen den Sturm zu sichern, und die Kriegsschiffe lagen auf zwei Ankern. — Der augenscheinlichen Gefahr waren wir zwar nun entgangen, aber eingesperrt in den Kasten, der noch immer von den Wellen aufs furchtbarste geworfen wurde, führten wir eine Zeitlang ein trauriges Leben; und doppelt fühlten wir nun uns glücklich, als endlich das Ungestüm der Wogen nachließ, und wir froh unserer Bestimmung entgegen segeln konnten. Dungeneß liefen wir vorbey, sahen die schönen Felsenküsten von Beachyhead, einem Vorgebürge in Sussex zwischen den Städten Hastings und Shoreham, wo die französische Flotte im Jahr 1690 die vereinte holländische und englische schlug, sahen am Mittage die wegen ihrer Seebäder so berühmte Stadt Brighthelmstone (Brighton) 56 englische Meilen von London und befanden uns Abends im Angesichte der Insel Wight bei unbewegtem

ruhigem Meere und dem schönsten Mondscheine. Fröhlichkeit war wieder bey unserer Schiffsgesellschaft zurückgekehrt; die Geigen der Matrosen ließen sich wieder vernehmen, und beym Tanze vergaßen die jungen Leute die erlittene Angst.

Am 20ten May Morgens verließen wir S. Catharina's Point auf der Insel Wight, und segelten dann Portland Point in Dorsetshire vorbey, wo der schöne Londoner Baustein gebrochen wird. In der nächsten Nacht erhob sich wieder ein so heftiger Sturm, daß das Schiff kreuzen mußte, um nicht gegen die Felsküsten von England geworfen zu werden, wobey uns von dem Winde ein Segel zerrissen wurde. Am Abend des folgenden Tages liefen wir wegen hoher See und etwas ungünstigen Windes in dem sichern Busen von Torbay ein. Dieser Busen ist weit und von Felsgebürgen schön eingefaßt. Nördlich tritt Cape Portland Point und südlich Cape Start Point vor. Hier gedachten wir besseres Wetter abzuwarten, und uns von den überstandenen Beschwerden auszuruhen. Allein zwey Schiffe, die mit uns gleiche Bestimmung hatten, signalisirten und gaben uns zu verstehen, daß sie mit uns zu segeln wünschten. Wir mußten also der gehofften Ruhe schon wieder entsagen, und die Briefe nach dem Vaterlande, die wir sämmtlich fertig liegen hatten, mit in See nehmen. Gegen Abend umsegelten wir das südlich vortretende Cape Start Point; hohe zackigte Felswände bilden ein wildes Vorgebürge, auf dessen Höhe, wie an allen Küsten von Devonshire, eine schön grün bewachsene Fläche sich zeigt. Die Berge erschienen zum Theil gelb gefärbt von den weit ins Auge fallenden Blumen des Ulex, eines Strauchs, der in England und Frankreich sehr gemein ist. In der See blicken kleine Fels-Inselchen hervor, an denen weiß schäumend die Wogen sich brechen, ein Gemählde, das heute noch reizender ward durch die milde Beleuchtung der freundlich untergehenden Sonne. Unser Schiff, von der stark bewegten See bald hoch gehoben, bald in die Tiefe zu stürzen scheinend,

eilte nun dem Ocean entgegen. Als der folgende Morgen erschien, erblickten wir Fort Pendennis, unweit Falmouth, in der Ferne, und verließen den Canal bey Cape Lizzard, das sich durch seine beyden weißen Leuchthäuser (Lighthouses) auszeichnet. Die Küsten von Devonshire und Cornwall haben nicht die weiße Farbe derer von North und South Foreland, sondern sind mehr rothgefärbt. Falmouth in Cornwall ist ein kleiner aber wichtiger Hafen, indem von hier alle Packete nach den verschiedenen Gegenden der Welt abgehen; in den ersten Tagen eines jeden Monats findet man hier Schiffe, welche nach Lisboa, Brasilien, Westindien, Nordamerika, Indien und so weiter bestimmt sind. So befanden wir uns denn nun in dem unermeßlichen Ocean. Alles Land verschwand aus unsern Augen. Auch die letzte Spitze von England, Cape Landsend, entzog sich am 22ten May gegen Mittag unserm Blicke. Von diesem Augenblick an hören Unterhaltung in den Umgebungen auf: Meer und Himmel sind nun die einzigen sichtbaren Gegenstände, die man bald ziemlich genau kennen lernt; jetzt sucht man Beschäftigung am Schreibtische und ist glücklich, wenn man sich hinlänglich mit guten Büchern versehen hat. Unsere Reise gieng ohne Zufälle mit abwechselnd gutem Wetter in zehn Tagen bis Madeira. Wir unterhielten uns auf dieser Fahrt häufig durch das Auswerfen der Angeln und anderer Fischergeräthschaften; allein nur die Trigla Gurnardus, ein guter eßbarer Fisch, ward gefangen. Schaaren von Braunfischen (Delphinus Phocaena Linn.) begleiteten oft weit unser Schiff, besonders bey etwas unruhiger See; wir feuerten nach ihnen, hatten aber nicht das Glück einen zu erlegen. Zu den häufigen Begleitern der Schiffe gehört auch besonders der kleine schwarze Sturmvogel (Procellaria pelagica), der von den Portugiesen Alma de Mestre genannt wird. Die Seeleute halten es für ein Zeichen eines nahe bevorstehende Sturmes, wenn diese Vögel sich in bedeutender Anzahl um die Schiffe versammeln, und sehen sie darum

höchst ungern. Ein Kriegskutter überbrachte uns die Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Frankreich; man rief unsere Matrosen auf, ohne jedoch einen davon für den königlichen Dienst zu nehmen. Die erhaltene Nachricht war Ursache, daß wir bald nachher in große Unruhe versetzt wurden, als wir von der spanischen Küste herüber ein Schiff geradezu auf das unsrige seine Richtung nehmen sahen; doch dauerte unsere Besorgniß nicht lange; man erkannte es sehr bald für ein englisches. Es übernahm unsere Briefe nach Europa zur Besorgung. Am 1ten Juny gegen Mittag zeigte sich südlich ein hohes Land und hohe Gebürge in trüber Ferne; es war die schöne große Insel Madeira. Abends sechs Uhr befanden wir uns an ihrer Westspitze, Ponta Pargo, und umschifften dieselbe mit frischem Winde. Eine große Menge von Sturmvögeln, Möven und andern Wasservögeln belebten das Meer. Die Ansicht von Madeira ist schön; die Insel zeigte sich uns als einfaches Felsenland, dessen Rücken heute in Wolken verhüllt war. Von allen Seiten erhebt sie sich steil, schwärzlich gefärbt, mit tiefen Schluchten und Rissen; überall aber breitet der Weinstock seine grünen Ranken aus, und zwischen ihnen schimmern die weißen Wohnungen und Landhäuser der Bewohner durch. Auf den Rücken jener Höhen, die nicht durch Wolken verschleyert waren, zeigten sich grüne Weiden, gleich Alpen, und hohe dunkle Baumgruppen beschatteten die kleinen Wohnungen. Diese schöne Insel hat ein vorzüglich glückliches Clima, in welchem die Gewächse der heißen wie der gemäßigten Zone gedeihen; große Wärme ist hier mit vieler Feuchtigkeit verbunden, und Regen muß häufig fallen, denn an den steilen Felswänden haben die von Zeit zu Zeit herabstürzenden Regenbäche tiefe Rinnen und Einschnitte ausgewaschen. Achtzig tausend Einwohner nähren sich hier großentheils vom Bau des so beliebten Weines, so wie mancher herrlichen Früchte, der Orangen, Bananen, Citronen und anderer mehr.

Da es unsere Absicht nicht war, Funchal, die Haupt-

stadt der Insel, zu besuchen, so hielten wir uns nicht auf, sondern strichen mit einem frischen Winde vorwärts und verloren bald die Insel aus dem Gesicht. Ein günstiger Passatwind trieb uns mit großer Schnelligkeit nach dem Wendekreise hin, ohne daß besondere Ereignisse unsere Ruhe gestört hätten. Fliegende Fische erhoben sich in silbernen Geschwadern, und flohen zu beyden Seiten vor unserm Schiffe. Je näher man dem Äquator kommt, desto häufiger erscheinen diese Thiere; ehe man den Wendekreis berührt, sind sie noch selten.

Am 6ten Juny durchschnitten wir den nördlichen Wendekreis, und erhielten von nun an einige Unterhaltung durch verschiedene sich uns zeigende Mollusken. Unter 22° 17′ nördlicher Breite, erblickten wir die erste Physalie (Physalis), ein äußerst sonderbares Mollusk (*), das von hier an nach dem Äquator nun immer häufiger erscheint, so daß man weiter südlich deren mehrere Hunderte an einem Tage zählen kann. Sehr viele Reisebeschreiber haben dieses sonderbaren Geschöpfes schon erwähnt, und es interessirte mich daher ganz besonders, dasselbe genauer zu beobachten. Der größere über dem Wasser schwimmende Theil des Thiers ist eine mit Luft gefüllte Blase, die blos dazu zu dienen scheint, den Obertheil über Wasser zu halten; an ihrem untern Theile stehen acht bis neun Bündel langer Fleischfäden, welche an der Wurzel in kurze dicke Stämme verwachsen sind und hier an der Basis der Blase ein Ganzes ausmachen. In diesem Theile liegt das Leben des Thiers; die Fäden sind reizbar (aber nicht die Blase), verlängern und verkürzen sich, fangen auch den Raub, und sind mit einer Menge von Saugnäpfchen und Saugwarzen bedeckt. Die Blase scheint unveränderlich: ich habe keine Canäle finden können, die sich in dieselbe öffnen; sie fällt beym Absterben des Thieres nicht zusammen, denn selbst in Weingeist gesetzt, behält sie ihre Gestalt. Ihr Bewegungsvermögen ist nur schwach;

(*) Ueber dieses Mollusk siehe die Nachrichten des Herrn Hofrath Tilesius im 3ten Band von Capt. von Krusensterns Reise um die Welt. S. 1 bis 103.

sie krümmt sich in die Gestalt eines halben Mondes, auch biegt sie ihre beyden Enden auf- und abwärts. Durch diese Bewegungen richtet sie sich auf, wenn eine heranrollende Welle sie umgeworfen hat. Die Blase selbst kann man ohne schmerzhafte Empfindung berühren; allein die Saugfäden verursachen einen brennenden Schmerz. Dieses merkwürdige Mollusk wird von den Engländern Portuguese man of war, von den Franzosen Galère, und von den Portugiesen Agoa viva oder Caravela genannt. Näher nach dem Äquator zu nahm die große Zahl dieser Mollusken ab; hier fanden wir hingegen die Medusa pelagica oft sehr häufig. Seevögel umflatterten uns ebenfalls einigemal; nach einem Sturmschauer fieng der Steuermann Cook eine Meerschwalbe (Sterna stolida, Linn.) mit den Händen, da sie ermüdet sich niedergesetzt hatte; auch zeigten sich Fregattvögel (Pelecanus aquilus, Linn.) die von den benachbarten Klippen verschlagen worden waren.

Das Wetter blieb, während wir die nördliche heiße Zone durchschifften, im ganzen gut, aber nun wurde uns oft die immer zunehmende Hitze im Schiffe sehr beschwerlich. Dunkle Regen- und Sturmwolken stiegen zuweilen völlig isolirt am Horizonte auf; sie breiteten sich aus, kamen schnell heran mit einem äußerst heftigen Sturm und Regenschauer, wovon sogleich das ganze Schiff überschwemmt war, machten aber gewöhnlich in einer halben Stunde dem heitersten Sonnenschein schon wieder Platz. Da es uns zuletzt an gutem frischen Wasser zu fehlen anfing, so waren die Regengüsse oft sehr willkommen. Unvorsichtige Schiffer, die bey der Annäherung ähnlicher Wetter nicht die obern Segel einziehen, leiden zuweilen von diesen plötzlichen Windstößen (Squalls) Schaden, oder verunglücken gar; nach den Erzählungen unserer Schiffer hatte vor noch nicht langer Zeit dieses traurige Schicksal ein Schiff betroffen. Auch auf unserm Schiffe zerriß der Sturm einige Segel, that aber übrigens keinen Schaden, da man jederzeit auf dergleichen Fälle vorbereitet war.

Am 22ten Juny durchschnitt der **Janus** den Äquator, wo Neptun, wie gewöhnlich seinen Besuch an Bord abstattete. Schon am Abend zuvor hatte man uns einen Abgeordneten des Herrschers der Meere angekündigt: dieser stieg zu uns herauf und unterhielt sich mit dem Capitain durch das Sprachrohr, worauf er mit einem feuerigen Schiffe wieder abfuhr; seine Fregatte, bestehend in einer brennenden Theertonne, gewährte uns Allen noch einen schönen Anblick in der Dunkelheit der Nacht.

Vom Äquator südlich fanden wir jetzt weniger gutes Wetter. Kurze Regenschauer, begleitet von Sturmstößen stellten sich häufiger ein; die See war nicht selten bewegt, Sturmvögel (Procellaria pelagica) und Delphine, Braunfische und größere Cetaceen zeigten sich öfter. Wir hatten die Linie unter 28° 25′ W. L. von **Greenwich** durchschnitten, weil wir früher, den afrikanischen Küsten näher, viel Regen und Gewitter gefunden hatten, und deshalb mehr westlich gesteuert waren; dies brachte uns in die Strömungen, welche nach der amerikanischen Küste hinziehen.

Am 27ten Juny Morgens, als wir zum Frühstücke vereint waren, wurde uns die Ansicht des Landes gemeldet. Alles stürzte aufs Verdeck und siehe da, Brasilien stieg vor unsern freudigen Blicken über den Spiegel des Oceans empor. Bald erschienen zwei Arten von Tang (Fucus) und mancherley Anzeigen der Küste, bis wir endlich ein Fischerfloß in See erkannten, auf welchem sich drei Menschen befanden. Diese Flöße, **Jangadas**, werden aus fünf bis sechs Baumstämmen von einer leichten Art Holz gemacht, die in Brasilien Pao de Jangada genannt wird. **Koster** hat in seiner Reise nach Brasilien die Zeichnung davon gegeben. Diese **Jangadas** gehen ziemlich sicher in See: sie werden zum Fischfange oder zu Fortschaffung verschiedener Gegenstände längs der Küste gebraucht, und laufen schnell, da sie ein starkes Segel an einem niedern Maste führen. Wohl würden wir nach einer

langen Fahrt gern die Gelegenheit benutzt haben, uns mit einigen frischen Fischen zu versehen; doch schien uns die Befriedigung dieses Wunsches nicht bedeutend genug, um deshalb der Fischerjangade nachzusegeln. Wir liefen schnell nach der Küste hin, und hatten uns derselben schon gegen Mittag so sehr genähert, daß man sie für die Gegend von Goiana oder Paraiba do Norte in der Capitania von Pernambucco erkennen konnte. Wenn wir bey starkem Winde und bey Nacht in dieser Richtung dem Lande uns so genähert haben würden, so hätten wir in große Gefahr gerathen haben können. Glücklicher Weise konnten wir jetzt bey Zeiten umlegen und wieder der hohen See zusteuern. Schon in der Nacht traf sehr heftiger Regen mit Sturm ein, der uns nöthigte mehrere Tage beynahe auf derselben Stelle zu kreuzen. Der Wind heulte, das Schiff ward heftig umhergeworfen, Regen stürzte in Strömen vom Himmel, so daß wir selbst in unsern Betten kaum mehr sicher waren. Unsere Matrosen litten am meisten durch die Nässe; sie mußten wegen den uns drohenden Gefahren Nacht und Tag auf dem Verdecke seyn, und selbst der Rum war kaum mehr hinreichend, sie bey Muth und gutem Willen zu erhalten. Der Anblick der See in diesen finstern stürmischen Regennächten war furchtbar! hoch sich aufthürmend schlugen die brausenden Wogen bis aufs Schiff, und die ganze unabsehbare Wasserfläche schien in Feuer zu stehen; tausend leuchtende Punkte, Striche, und selbst große weite Felder glänzten um uns her und veränderten Gestalt und Ort in jedem Augenblicke. Dieses Licht gleicht vollkommen dem des feuchten faulenden Holzes, das wir öfters in den Wäldern sehen. Man hofft bey jenen finstern Sturmnächten gewöhnlich auf den kommenden Tag; allein der Tag erschien uns oft ohne unsere Lage zu bessern. Furchtbar trübe und dunkel zeigte er sich uns, wie die Nacht, die vor ihm hergieng, und die Seeleute konnten ihre Besorgnisse vor noch heftigerm Sturm nicht unterdrücken. Man machte alsdann jedesmal die erforderlichen Vorbereitungen,

zog manche Stricke, die in der Nacht gewichen waren, fester an, befestigte die Masten, den Bowsprit, und so weiter, und setzte die Pumpen in Bewegung, um die Dichtigkeit des Schiffes zu untersuchen und dergleichen. Solche Zurüstungen sind für die Passagiere äußerst beunruhigend und ängstigend. Einen bedeutenden Fehler hatten wir dadurch gemacht, daß wir uns hier bey Pernambucco der Küste so sehr genähert hatten, da in dieser Gegend im Winter der heißen Zone stets ähnliche Gewitter und Stürme herrschen. Der Capitain wandte das Schiff, so viel es der Wind erlaubte, um die hohe See zu suchen, mußte aber beständig kreuzen, und kam demnach wenig vorwärts. Endlich, etwa acht Tage nach unserer ersten Ansicht des Landes, wurde der Wind etwas besser und erlaubte uns eine günstigere Richtung zu nehmen. Man maß einigemal die Strömung der See, eine nöthige Vorsichtsmaßregel, da wir der Küste so nahe steuerten; große Seevögel, Möven oder Petrelle umschwebten uns einzeln, ohne daß wir jedoch einen davon hätten schießen können, dabey umschwammen Physalien unser Schiff; fliegende Fische flohen vor uns, und große Cetaceen bliesen ihren Wasserstrahl in die Luft.

Am 8ten gegen Mittag hatten wir wieder die Ansicht der Brasilianischen Küste in der Gegend der Bahia de todos os Santos. Sie zeigte uns hohe schön geformte Gebürge, über denen dichte Wolkenschichten gelagert waren. Man sah Strichregen auf sie herabfallen, so wie auch wir in See noch beständig abwechselnd Sturm, Regen und ungünstigen Wind hatten. Da wir des Abends den Wind immer von der Küste her zu erwarten hatten, so segelten wir am Tage nach derselben hin; und da jener nie eintrat, bey Nacht immer wieder in die hohe See; auf diese Art hatten wir fast beständig den Anblick der Küste. Am 10ten ward das Wetter schön und der Wind günstig. Wir waren die gefährlichen Fels-Inseln der Abrolhos (Öffne die Augen abra os olhos) vorbey geschifft, und konnten jetzt die Richtung gerade auf Cabo Frio nehmen.

Unter 22 ° 23 ' südlicher Breite beobachtete ich ein zweyte Art von Seeblase (Physalis), die weit kleiner als die gewöhnliche Art ist, und nichts rothes in ihrer Färbung hat; es ist ohne Zweifel die, welche Bosc im zweyten Bande seiner Histoire naturelle des Vers, Tab. 19 abgebildet hat. Dieses Thier fand sich in großer Menge. Die Hitze wurde jetzt am Mittage in dieser Region des Meeres immer drückender; von einer Tasse Thee gerieth man in starke Transpiration. Dagegen waren die Nächte bey hellem Mondschein und dem Glanz der Sterne, welche vorzüglich hell und heiter strahlten, von angenehmer Temperatur. Die Anzeigen des nahen Landes nahmen nun immer mehr zu: Fucus, Pflanzen und dergleichen zeigten sich in Menge, bis wir am Nachmittage des 14ten die Küste wieder erblickten und deutlich vor uns das Vorgebürge Cabo Frio mit einer kleinen vorliegenden Felsen-Insel erkannten. Laut und lebhaft äußerte sich die allgemeine Freude; denn wir waren heute seit unserer Einschiffung zu Gravesend an der Themse schon 70 Tage in See, und hatten bis Rio de Janeiro nur noch eine kurze Reise zu machen. Gegen Morgen umsegelte der Janus mit günstigem Winde Cabo Frio, und am 15ten July waren wir im nahen Angesicht der Südküste von Brasilien, da das Vorgebürge die Südküste von der Ostküste trennt. Der frische günstige Wind bewegte stark das Meer, welches hier, wie an den Küsten von Europa schon die hellgrüne Küstenfarbe angenommen hatte. Die Berge von Brasilien, von den schönsten abwechselndsten Formen, alle grün mit jetzt eben mannigfaltig beleuchteten schönen Waldungen bedeckt, die sich in ununterbrochener Reihe längs der Küste hinziehen, versetzten uns sämmtlich in eine ungemein fröhliche Stimmung; wir mahlten uns im Geiste schon jene neuen noch nie gesehenen Scenen aus, und erwarteten mit Sehnsucht den Augenblick der Ankunft. Die Urgebürge, an denen wir hinsegelten, haben die mannigfaltigsten Bildungen; oft sind sie kegel- oder pyramidenförmig; Wolken waren auf ihnen gelagert und ein

leichter Nebel oder Dunst gab ihnen eine angenehme sanfte Färbung. Am Mittage hatten wir im Schatten bey sehr schwachem Winde 19° Reaumur (74¾ Fahrenheit) Wärme. Bey einer bald darauf eingetretenen Windstille, die uns bis zum Abend aufhielt, stand das Thermometer auf 17° Reaumur; etwas später erhob sich der Wind hinlänglich stark, das Schiff segelte schnell, und am folgenden Morgen befanden wir uns vor dem Eingange in das große Binnenwasser von Rio de Janeiro.

Bey einer von neuem eingetretenen Windstille lagen wir eine Zeitlang auf ein und derselben Stelle, wurden aber von der bewegten See stark geschaukelt. Nahe vor uns hatten wir die Öffnung in der Küste, die nach der Königsstadt Rio de Janeiro führt; eine Menge kleiner Fels-Inseln liegt darin zerstreut, von denen einige durch ausgezeichnete Formen auffallen, und mit den entfernteren Gebürgsmassen der Küste eine höchst malerische Ansicht gewähren. Die dem zweyten Abschnitte der 4to Ausgabe beygefügte Vignette liefert davon ein treues Bild: die Sonne geht auf und beleuchtet mit ihren kräftigen Strahlen den glänzenden Spiegel des bey der Windstille glatten ruhigen Meeres, so wie die sich zu beyden Seiten in malerische Perspektive verlierenden Gebürge. Unter ihnen zeichnet sich zur Linken der sogenannte Zuckerhut (Pâo d'assucar) durch seine kegelförmige Gestalt besonders aus, und zur Rechten gewahrt man ihm gegenüber in der Ferne die Landspitze, auf welcher zum Schutze der Hauptstadt das Fort Sta. Cruz, eine kleine, aber starke und mit vielen Kanonen versehene Festung, erbauet ist.

Da sich der Wind gegen 11 Uhr äußerst leise erhoben hatte, so rückte das Schiff kaum bemerkbar vorwärts, wiewohl man ihm durch alle Segel zu helfen suchte. Diese Zeit der Unthätigkeit beschlossen wir zu benutzen, um durch die Untersuchung einer jener Fels-Inseln die erste nähere Bekanntschaft des Brasilianischen Bodens zu machen. Der Capitain ließ das Boot in See setzen, nahm einige Matrosen mit, und drey der

Passagiere, worunter auch ich mich befand, begleiteten ihn. Man ruderte vorwärts, ohne zu bemerken, daß unser Boot sehr stark Wasser zog, indem es immer am Hintertheile des Schiffes aufgehangen, durch die Hitze der Sonnenstrahlen stark ausgetrocknet war. Als wir eine halbe Stunde heftig gegen die hochschwellende See gearbeitet hatten, sahen wir uns genöthigt, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen; da es uns aber an Schöpf-Instrumenten fehlte, so blieb nichts übrig als die Schuhe auszuziehen und mit ihnen dies Geschäft zu verrichten. Das hohe Anschwellen der See hatte das Schiff unsern Augen entzogen; wir erreichten indeß nach zweymaligem Ausschöpfen des Bootes mit unsern Nothschaufeln glücklich die Ilha raza (die flache Insel zum Unterschied von der hohen, Ilha rotunda so genannt), wo wir zu landen wünschten. Leider zeigte sich aber bey unserer Ankunft an dieser wüsten Insel die Unmöglichkeit, das Ufer zu ersteigen; denn rings umher waren steile, gebrochene, bunte Felsen, woran eine Menge Fleischgewächse ein wahres Wurzel- und Zweignetz verbreiteten; die ungestüme mit weißem Schaum hoch aufspritzende Brandung tobte so heftig, daß wir voll Ehrfurcht uns begnügen mußten, die schönen Baumformen in dem auf der Fläche der Insel dicht verflochtenen Gebüsche aus der Ferne zu bewundern, und uns über den zu uns herüberschallenden Gesang der Vögel zu freuen. Völlig neu und interessant war uns dieser Anblick der ersten Tropen-Insel. Auf den Felsspitzen standen paarweise in großer Menge die weißen Möven mit schwarzen Rücken, welche völlig unserer Larus marinus an den europäischen Meeren gleichen. Wir schossen häufig nach ihnen, ohne eine davon zu erlegen; denn bey unsern ersten Schüssen hatten sie sich alle hoch in die Luft erhoben, wo sie uns gleich Schwalben umflogen, und ihre Stimmen hören ließen. Nach einem Aufenthalt von etwa einer Stunde entfernten wir uns wieder von der Insel und sahen uns nach dem Schiff um; allein dieses war nun nicht mehr sichtbar. Unsere Lage ward jetzt bedenklich;

denn es herrschen in dem Eingange dieses großen Binnenwassers von Rio Strömungen in der See, welche die Schiffe unbemerkbar von ihrer Bahn seitwärts abziehen, und wodurch schon mehrere gescheitert sind (*). Unsere Matrosen mußten gegen die hohe angeschwollene See heftig arbeiten, ohne die Richtung des Janus bestimmt zu wissen. Wir arbeiteten aus allen Kräften mit, schöpften wieder ein paarmal das Wasser mit unsern Schuhen aus dem Boote, und hatten endlich das Glück über den hohen Wellen, die Spitzen der Masten des Janus zu entdecken. Nach einer langen anstrengenden Arbeit erreichten wir endlich das Schiff, auf welchem man auch in Besorgniß um uns gerathen war. Wegen des schwachen Windes rückten wir nur äußerst langsam fort, ankerten aber dennoch, als der Abend kam, schon in dem stark verengten Eingange des großen Busens von Rio de Janeiro, der vor Zeiten von den hier wohnenden Stämmen der Urbewohner Ganabara genannt wurde. Dieser Eingang ist imponirend und äußerst malerisch. Zu beyden Seiten erheben sich hohe schroffe Felsgebürge, denen der Schweiz ähnlich, mit mancherley sonderbar gestalteten Kuppen und Hörnern, die zum Theil ihre eignen Namen haben. Unter ihnen belegt man zwey gepaarte Spitzen mit dem Namen der Duos Irmaos (der beyden Brüder), eine andere wird von den Engländern Parrotbeak (Papageyschnabel) genannt, und weiter hinein liegt der hohe Corcovado, welchen man von

*) Die Strömungen im Eingange des Busens von Rio werden den Schiffen bey eintretender Windstille oft gefährlich. Kurz vor meiner Ankunft hatte sich ein merkwürdiger Fall dieser Art daselbst zugetragen. Ein amerikanisches Schiff lief ein, und gleich darauf ein englischer Caper; der Amerikaner zögerte lange auszulaufen, mußte aber endlich absegeln, und der Engländer wollte ihm sogleich folgen, um ihn zu nehmen. Nach den Hafengesetzen von Rio ist den Schiffen eine Frist von drey Stunden vergönnt, ehe ein feindliches Fahrzeug ihnen folgen darf. Der Engländer mußte daher drey Stunden verstreichen lassen, dann aber zog er alle Segel auf und eilte nach. Kaum war er in die Gegend der Ilha rotunda gekommen, als eine völlige Windstille eintrat; die Strömung warf nun das Schiff mit großer Gewalt an den Felsen; es scheiterte und gieng mit aller Mannschaft zu Grunde, während der Amerikaner schon längst in offener See war.

Rio aus besteigt, um eine weite Übersicht der ganzen schönen Gegend zu erhalten. Als wir etwa eine englische Meile von dem Fort den Anker geworfen hatten, durchspäheten unsere Blicke die neue große uns umgebende Natur. Die hohen Zakkengebürge sind zum Theil mit Wald bedeckt, aus dessen hohen Grün stolz und schlank die Cocospalmen empor steigen. Wolken lagen Morgens und Abends auf jenen ansehnlichen Urgebürgen und verschleyerten ihre Gipfel; an ihrem Fuße brandete weißschäumend die See, und verursachte ein Geräusch, das wir von allen Seiten rund um uns her die ganze Nacht hindurch vernahmen. In dem Schimmer der untergehenden Sonne erblickten wir auf dem Spiegel des Meeres Schaaren sehr schön gefärbter Fische, deren prächtig rothe Farbe einen seltenen Anblick gewährte. Seetang (Fucus) und einige Mollusken, die wir fischten, beschäftigten uns, bis die einbrechende Nacht und der in dieser Zone der Erde gewöhnliche heftige Thau, uns vom Verdecke in den Raum des Schiffes hinab nöthigten. Als wir aber im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, rief uns ein fernes Schießen wieder aufs Verdeck. Im Hintergrunde des Meerbusens, da, wo wir wegen einer Menge großer Schiffe die Lage von Rio de Janeiro vermuthet hatten, überraschte uns nun in der Dunkelheit der Nacht ein wahrhaft prachtvoller Anblick — ein schönes großes Feuerwerk. — Der nächste Morgen ward nunmehr mit Ungeduld von uns erwartet; auch lichteten wir, als kaum die Sonne ihre ersten heißen Strahlen verbreitete, die Anker, und segelten mit einem mäßigen Wind dem Hafen zu. So viel unserer waren, vereinten wir uns alle fröhlich auf dem Verdeck; stolz wehte über unsern Köpfen die englische Flagge und alle Segel waren majetätisch aufgeschwellt. Ein Boot nahete sich mit acht indischen Ruderern(*). und brachte zwey Piloten, um den Janus

(*) Indier (Indios) nennen die Portugiesen alle Urbewohner von Brasilien, so wie man überhaupt fälschlich alle amerikanische Völkerstämme, in allen Theilen dieses weiten Continents, Indianer oder Indier zu nennen pflegt.

zur Stadt Rio vor Anker zu führen. Sie überreichten uns als Proben ihres schönen Landes, köstliche Orangen, die uns um so willkommener waren, da wir nun in den 72 Tagen unsrer Seefahrt keine frischen Früchte genossen hatten. Jetzt segelten wir von einem Ufer zum andern in den engen Eingang des Busens, immer weiter nach der Stadt hinauf. Prachtvoll schwanden die Gebürge an beyden Ufern dahin; wir sahen niedliche Wohnungen mit freundlich rothen Dächern in von dunklem Gebüsch beschatteten Bergschluchten liegen, aus welchen schlanke Cocospalmen emporstiegen; Schiffe segelten hin und her, kleine Inseln wurden zurückgelegt, unter welchen sich eine auszeichnet, auf welcher Villegagnon das Fort Colligny erbaut hatte, und welche noch seinen Namen trägt; im Jahr 1560 wurden die Franzosen von da vertrieben. Von hier übersieht man einen Theil des großen Busens von Rio, welcher in blauer Ferne rund umher von hohen Gebürgen eingefaßt ist, worunter die Serra dos Orgaos (das Orgelgebürge) durch die merkwürdigsten den schweizerischen ähnlichen Kegelhörner sich auszeichnet. Mancherley niedliche Inseln liegen in diesem schönsten und sichersten Hafen der neuen Welt, dessen Eingang an beyden Seiten durch starke Batterien vertheidigt wird. Gerade gegenüber ist man hier der Stadt Rio de Janeiro oder eigentlich S. Sebastiam, die auf mehreren Hügeln unmittelbar am Ufer erbaut ist, und mit ihren Kirchen und Klöstern auf den Höhen einen angenehmen Anblick gewährt. Den nahen Hintergrund der Stadt bilden schöne mit Wald bedeckte grüne Gebürge von ziemlich kegelförmiger oben abgerundeter Gestalt; sie verschönern unendlich die Landschaft, deren Vordergrund durch eine Menge Schiffe aller Nationen belebt wird. Hier herrscht reges Leben und mannigfaltige Thätigkeit; Boote und Canots fahren hin und her, und die kleinen Küstenschiffe der benachbarten Hafen füllen den Raum zwischen den majestätischen Dreymastern der europäischen Völker.

Kaum hatte unser Schiff geankert, als wir schon von

mehreren Booten umlagert wurden; eines derselben führte Soldaten, die sogleich das Verdeck besetzten; die Bedienten der Alfandega (Zollbeamten) stellten sich ein; auch erschien eine Gesundheits-Commission, welche den Gesundheits-Zustand der Angekommenen, und Offiziere, welche unsere Pässe untersuchten; endlich ward das Schiff von einer Menge Engländer angefüllt, welche nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande verlangten. Leicht schwand uns nun am Bord unseres Schiffes der letzte Abend, nach einer Gefangenschaft von zwey und siebenzig Tagen, und während wir uns bey heiterem Mondschein und einer stillen angenehm warmen Temperatur bis spät in die Nacht auf dem Verdeck unterhielten, konnten wir uns gegenseitig die ungeduldigen Erwartungen für den kommenden Tag nicht bergen. Unsere Einbildungskraft beschäftigte sich mit den lebhaftesten Bildern der nahen Zukunft, und doch konnte ich dabey nicht ohne Interesse auf die jetzt in Ruhe versetzten hohen Masten des guten Schiffs zurücksehen, welches uns so sicher und nach so manchen glücklich überstandenen Prüfungen aus fernen Landen herüber geführt hatte. Der Reisende, welcher auf dem unermeßlichen Ocean für eine lange Zeit seine Heimath in einer solchen künstlichen Arche gefunden hat, fühlt gegen sie eine gewisse Dankbarkeit, wenn er sie verlassen soll, und dem rohen aber biederen Seemann, der so lange seine Stütze war, wünscht er herzliches Lebewohl, und Glück zu den weiteren Zügen auf jenem unsicheren trügerischen Elemente, dem er sein Leben gewidmet hat.

II.

Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Die Stadt und ihre Umgebungen. Die Indianer zu St. Lorenzo. Anstalten zur Reise ins Land.

Rio de Janeiro, welches in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nur 2500 Einwohner mit 600 Soldaten zählte (*), hat sich nun zum Range einer der ersten Städte der neuen Welt erhoben. Da man schon mehrere Schilderungen dieser Hauptstadt besitzt, so würde es unnütze Wiederholung seyn, wenn ich mich auf eine förmliche Beschreibung derselben einlassen wollte. Barrow, der angenehme Reisebeschreiber, gab eine ziemlich anschauliche Idee von ihr; man findet aber jetzt die Ansicht im Ganzen sehr verändert, da mit dem Könige beynahe 20000 Europäer aus Portugal einwanderten, welches die natürliche Folge hatte, daß nun brasilianische Gebräuche den europäischen weichen mußten. Verbesserungen aller Art wurden in der Hauptstadt vorgenommen: sie verlor viel von ihrer Originalität, und ward hierdurch europäischen Städten ähnlicher. Freylich befremdete es den neuen

(*) Southeys History of Brazil. Vo. II. p. 667.

Ankömmling, unter den zahlreichen, in den Straßen sich drängenden Menschen den größeren Theil schwarz oder gelbbraun gefärbt zu sehen: denn Rio zählt unter seiner beträchtlichen Volksmenge mehr Neger und farbige Leute als Weiße. Mancherley Nationen werden hier durch den Handel vereint, und aus ihrer Verbindung entspringen wieder mancherley neue Blendlinge. Den vorzüglicheren Theil der Bewohner aller portugiesisch-brasilianischen Staaten machen ächte europäische Portugiesen aus, Portuguezes oder Filhos do reino, ferner Brazileiros (Brasilianer oder Portugiesen in Brasilien geboren, von mehr oder weniger reiner Abkunft), Mulatos (Mulatten, aus der Vermischung der Weißen mit Negern), Mamaluccos (Mameluken, von Weißen und Indiern, sonst auch Mestizen genannt), Negros (ächte Neger aus Afrika, auch Muleccos genannt), Creolos (Creolen, von Negern in Brasilien geboren), Caribocos (vom Neger und Indier), Indios, reine Indier oder Urbewohner von Brasilien, unter denen man die civilisirten Caboclos nennt, und die noch im rohen Urzustande lebenden mit dem Nahmen der Gentios, Tapuyas oder Bugres belegt.

Von allen diesen Farbenvarietäten kommen Proben in Rio de Janeiro vor, jedoch von den Tapuyas nur einzeln, als Seltenheiten. Dieses merkwürdige Gemisch siehet man bey dem ersten Eintritte in die Straßen der Stadt mannigfaltig beschäftigt, so wie neben ihnen auch alle europäische Nationen. Sehr zahlreich sind hier die Engländer, Spanier und Italiener; Franzosen wandern jetzt aus ihrem Vaterlande in Menge dorthin aus; in geringerer Anzahl findet man Deutsche, Holländer, Schweden, Dänen und Russen. Neger, zum Theil mit halbnacktem Körper, ziehen schwere Lasten, und durch diese nützliche Menschen-Klasse werden alle Kaufmannsgüter vom Hafen in die Stadt geschafft; sie tragen vereint zu zehn und zwölf, durch Gesang oder vielmehr Geheul sich im Tacte haltend, schwere Lasten an großen Stangen. Der Karren bedient man

sich nie um Waaren fortzuschaffen; dagegen sieht man Kutschen und andere von Maulthieren gezogene Fuhrwerke, welche die, im allgemeinen schlecht gepflasterten, aber mit Trottoirs versehenen Straßen durchkreuzen. Die Straßen durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln; die Häuser sind größtentheils niedrig von ein oder zwey Stockwerken. Doch giebt es in einigen Theilen der Stadt ansehnliche Gebäude, besonders in der Nähe des Hafens, der Rua direita und in der Gegend des nicht besonders prächtigen aber schön gelegenen königlichen Pallastes, wo man nach dem Meere hin eine herrliche Aussicht hat. Zu den vorzüglicheren Gebäuden gehören besonders die zahlreichen Kirchen, welche innerlich zum Theil prächtig verziert sind; Kirchenfeste, Processionen und ähnliche Feyerlichkeiten fallen hier häufig vor, und man hat die sonderbare Gewohnheit, bey allen Gelegenheiten der Art, in den Straßen vor den Kirchthüren Feuerwerke unter heftigem Geknalle und Geprassel abzubrennen.

Rio besitzt ein ziemlich ansehnliches Opernhaus, eine italienische Oper und französische Balletttänzer. Ein bedeutendes Werk ist der Aquäduct, und vorzüglich angenehm der Spaziergang nach der Höhe, von welcher derselbe in die Stadt hinabläuft; herrlich ist von dort aus die Aussicht in den Hafen, und auf die in einem Thal-Einschnitte ausgebreitet liegende Stadt, aus welcher Cocospalmen (Cocos butyracea) emporsteigen. Auf der Landseite ist die Stadt von einigen mit Mangle-, oder wie die Portugiesen sagen, Mangibäumen (Rhizophora) bewachsenen Sümpfen umgeben, welche Nachbarschaft, so wie überhaupt ihre Lage, nicht sehr günstig für die Bewohner seyn soll.

Der Europäer, welcher sich zum erstenmal in diese tropischen Regionen verpflanzt sieht, wird von allen Seiten durch die Schönheit der Natur und besonders durch die Üppigkeit und Fülle der Vegetation angezogen. In allen Gärten wachsen die herrlichsten Bäume, zum Beyspiel hohe colassale Mangostämme (Mangifera indica, Linn.), die dunkeln Schatten und eine

angenehme Frucht geben, hohe schlanke Cocospalmen, Bananenbäume (Musa) in dichten Gruppen, dunkelgrüne Orangenwäldchen mit goldenen Früchten beladen, Melonenbäume (Carica), die prachtvolle scharlachroth blühende Erythrina und andere mehr. Diese und manche andere treffliche Gewächse in den nächsten Umgebungen der Stadt verschaffen eine Menge angenehmer Spaziergänge; auch bieten diese schönen Gebüsche der Bewunderung der Ausländer noch nie gesehene Vögel und Schmetterlinge dar, unter denen ich nur die vergoldeten Colibris als die bekanntesten nennen will. Herrlich sind ferner die Spaziergänge am Strande des Meeres, und der Anblick der aus fernen Weltgegenden in den Hafen glücklich anlangenden Schiffe; auch darf ich des Passeio publico, eines von Bäumen beschatteten Platzes mit Gängen und einer Terasse am Ende, zu erwähnen nicht vergessen. Bis jetzt hat in Brasilien die Natur mehr gethan, als der Mensch; jedoch ist seit der Anwesenheit des Königs schon viel zum Vortheil des Landes geschehen. Besonders hat Rio viele Verbesserungen erhalten; hierhin gehören vorzüglich manche Anordnungen zu Begünstigung eines sehr thätigen Handels, auf welchen jedoch zum Schaden der Unterthanen Großbrittanien zu starken Einfluß hat; denn selbst die Schiffe der Portugiesen müssen mehr Abgaben entrichten als die brittischen. Indessen hat der Umlauf bedeutender Summen den Wohlstand der Stadt sehr gehoben, und hiezu trägt der Aufenthalt des Hofes nicht wenig bey; der Hof selbst ernährt eine große Menge Menschen; dabey haben die Gesandten der europäischen Höfe und andere dadurch herbeygezogene Fremde, einen bedeutenden Grad des Luxus unter den verschiedenen Classen der Bewohner verbreitet. Trachten und Moden sind völlig die unserer europäischen Hauptstädte; auch findet man schon so viele Künstler und Handwerker aller Art aus allen Ländern, daß man in wenigen Jahren nicht leicht etwas von dem vermissen wird, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Hierzu kommt der Reichthum an Früchten und anderen Erzeugnissen jeder Art,

welche das vortreffliche Clima hervorbringt, und die nur der Mensch durch Fleiß, Wartung und Veredlung muß zu schätzen und zu gebrauchen wissen. Orangen, Mangos, Feigen, Weintrauben, Goyaven (Psidium pyriferum, Linn.), Ananas (Bromelia Ananas, Linn.) gedeihen zu einer seltenen Vollkommenheit; die Bananen (Musa) hat man von mehreren Abarten, besonders die von S. Tomé und die Banana da terra, welche man noch für gesünder hält: beyde sind sehr nahrhaft und wohlschmeckend; die Cocusnüsse mit ihrer erfrischenden Milch; die Jacas (Artocarpus integrifolia) mit widerlich süßem Geschmack; die Melancias (Wassermelonen), die Nüsse des Sapucaya-Baums (Lecythis Ollaria, Linn.), die der brasilianischen Fichte (Araucaria) und andere Früchte werden auf den Straßen zu allen Stunden zum Verkauf angeboten: das Zuckerrohr soll ursprünglich, besonders in der Gegend von Rio, wild gefunden worden seyn. Eben so reich sind die Märkte an Fischen verschiedener Art, von den sonderbarsten Gestalten und den schönsten Farben; Geflügel, so wie mancherley vom Jäger verkauftes Wildpret, vermehren den Ueberfluß. Von den Hühnern hat man hier eine Race mit gelben Füßen und Schnäbeln, die aus Afrika gekommen seyn soll. Ein jetzt bedeutend zahlreiches Militär ernährt ebenfalls viele Menschen. Der Unterschied zwischen den von Portugal herüber geschifften Truppen, die unter Wellington in Spanien gefochten hatten, und jenen, welche in Brasilien errichtet worden sind, ist sehr auffallend. Ein militärischer Anstand zeichnet die erstern aus; die letztern sind durch das warme Clima weichlicher und gemächlicher, und lassen sich vom Exerzierplatz ihre Gewehre durch Negersclaven nach Hause tragen.

Von einem Reisenden, der sich nur eine kurze Zeit in dieser Stadt aufgehalten hat, wird man keine vollendete Schilderung derselben und ihrer Bewohner verlangen; denn hierzu ist eine längere Beobachtung nöthig und falsche übereilte Angaben würden in einem solchen Gemählde unvermeidlich seyn und seine Zuverläßigkeit sehr gefährden. Gewiß haben wir indessen in

kurzem von den vielen gegenwärtig dort lebenden Europäern interessante Darstellungen dieser Königsstadt zu erwarten.

Ich trat im Winter des tropischen Clima's in Rio ans Land, bey einer Temperatur, die der Hitze unserer wärmsten Sommermonate gleich war, und erwartete Regen in diesem amerikanischen Winter; allein ich hatte mich zu meiner Freude geirrt: es regnete nicht; ein Beweis, wie ungegründet die gemeine Sage ist, daß es in dem heißen amerikanischen Clima in der kalten Jahreszeit beständig regne. Meine Empfehlungsbriefe verschafften mir in einigen Häusern sehr zuvorkommende Aufnahme. Ich muß hier mit innigem Dankgefühle des schwedischen General-Consuls Westin, des russischen Consuls von Langsdorff, des englischen Chargé d'affaires Chamberlain, und des russischen Swertskoff erwähnen. Diese Herren bestrebten sich um die Wette, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, und mein Landsmann, der Ingenieur-Major Feldner, überhäufte mich mit Beweisen seiner Güte. Ihnen verdanke ich mehrere unterhaltende Landpartien, welche mich die schöne Gegend um Rio kennen lehrten. Unter diesen war eine für mich vom höchsten Interesse, da sie mir die erste Ansicht der Urbewohner Brasiliens verschaffte. Das Dörfchen S. Lourenzo ist in der Nähe von Rio de Janeiro der einzige Ort, wo sich noch Überreste der ehemals so zahlreichen eingebornen Stämme dieses Landes erhalten haben. Um diese näher kennen zu lernen, verließen wir in angenehmer Gesellschaft die Stadt, geführt von dem der Gegend kundigen Capitain Pereira, und überschifften einen Theil des Busens von Rio. Das schönste Wetter begünstigte uns und jeder Augenblick brachte mir Freude durch die neuen Ansichten und Naturscenen, wozu die reizenden Gebüsche an den Ufern, die aus den schönsten Formen zusammengesetzt, von dem lieblichsten Colorit belebt, und durch die grellsten Lichter gehoben sind, unendlich viel beytrugen. Wir landeten unweit S. Lourenzo und erstiegen mäßige Höhen auf einem Pfade, der durch dunkles Buschwerk

von den schönsten Gewächsen hinauf führt. Lantanen (Lantana) mit ihren feuerbarbenen, hochrothen oder rosenrothen Blumenköpfchen bilden hier, mit Helikonien (Heliconia) und andern zierlichen Pflanzen gemischt, ein dichtes Gesträuch. Auf der Höhe liegen die Wohnungen der Indier zerstreut in Wäldchen von finster-schattigen Orangen-, Bananen-, Melonen- und anderen Bäumen, die mit herrlichen Früchten beladen sind. Hier würde der Mahler Gelegenheit haben, seinen Pinsel an der tropischen Pflanzenfülle und an den ländlichen Scenen einer erhabenen Natur zu vervollkommnen. Wir fanden die Bewohner in ihren Hütten sämmtlich mit Verfertigung irdener Geschirre aus einer dunkelgrauen Thonart, die sich nachher röthlich brennt, beschäftigt. Sie bereiten daraus große Gefäße, blos mit den Händen, ohne Töpfer-Scheibe, und glätten sie mit einer kleinen Seemuschel, die sie mit dem Munde anfeuchten; Jung und Alt saß dabey auf der Erde. Die Männer arbeiten im Dienste des Königs auf den Schiffen. Der größte Theil dieser Menschen hat noch unverkennbar seine ächt indische Gesichtsbildung, andere hingegen schienen schon etwas vermischter Abkunft. Die unterscheidenden Züge der brasilianischen Menschenrace, die ich hier zuerst beobachtete, später aber immer bestätigt fand, sind ein mäßig großer, öfters kleiner, wohlgewachsener Körper, bey den Männern untersetzt und muskulös; eine röthlich oder gelblich braune Farbe; ein sehr starkes hartes, langes, kohlschwarzes, schlichtes Haar; ein breites, etwas stark knochigtes Gesicht, oft mit etwas schief gestellten Augen, jedoch häufig wohlgebildet, mit starken Zügen und meist etwas dickem Munde; Hände und Füße klein und zierlich; bey den Männern ein gewöhnlich dünner, harter Bart.

Die wenigen hier wohnenden Indier machen den ganzen Überrest der alten, zahlreichen Bevölkerung dieser Gegend aus; doch ist diese nicht eigentlich ihre Heimath. Ursprünglich war Rio und die umliegende Gegend von dem kriegerischen Stamme der Tamoyos bewohnt. Diese, von den Tupin-Imba (die

Portugiesen nennen sie Tupinambas) zum Theil verdrängt, verbanden sich nachher mit jenen gegen die Portugiesen, und schlossen sich mit ihnen an die Franzosen an, bis sie endlich auch bey der Vertreibung der letztern im Jahr 1567 aus dieser Gegend, von den Portugiesen und den mit diesen vereinten Indiern zum Theil ausgerottet, zum Theil in die Wälder weiter zurückgedrängt wurden. Diese Tupinambas sollen, wie eine, jedoch kaum glaubwürdige Sage behauptet, quer durch die Urwälder bis zum Amazonenstrome gezogen seyn und sich dort niedergelassen haben. So viel ist aber gewiß, daß man heut zu Tage an jenem großen Strome auf einer Insel am Ausflusse des Madeira, in dem Flecken Tupinambara, aus welchem später der Ort Topayos entstanden ist, einen Überrest dieses Stammes findet. Man kann hieraus auf die weite Verbreitung dieses Volkes schließen (*). Über den Zustand, die Lebensart und Gebräuche der Tupinambas finden wir die interessantesten Nachrichten in Lery und Hans Staden's wahren und treffenden Schilderungen. Diese Nachrichten bleiben um so lehrreicher, da sie zugleich ein Gemählde aller dieser nun civilisirten Stämme der Küsten-Indier, die von den Portugiesen heut zu Tage gezähmte Indier oder Indios mansos genannt werden, darstellen. Southey in seiner gehaltreichen, und Beauchamp in seiner romanartigen Geschichte von Brasilien, haben diese Quellen benutzt. Vasconcellos (**) theilt, in seinen Noticias curiosas do Brazil, alle

*) Nach der Beschreibung des Pater d'Acunha bey de la Condamine S. 137. Die Stämme der Tupinambas und der andern mit ihnen verwandten Küsten-Indier waren weit verbreitet. Dieses beweisen aus ihrer Sprache hergenommene Benennungen an der ganzen Ostküste, am Amazonenstrome und selbst in Paraguay, wo sie Azara mit dem Nahmen der Guaranis belegt. Vol. II. p. 52. — Zwar findet sich in den Wörtern, welche dieser Schriftsteller aus der Guarani-Sprache hernahm, manche Abweichung von denen der Lingoa geral, jedoch auch viel Uebereinstimmung, so daß beyde Völker einander wenigstens sehr nahe verwandt scheinen.

**) Noticias antecedentes, curiosas, e necessarias das Cousas do Brasil in Padre Simão de Vasconcellos Chronica da Companhia de Jesu do Estado do Brasil etc.

Stämme der Urvölker des östlichen Brasiliens in zwey Klassen, nehmlich in gezähmte oder civilisirte Indier, Indios mansos, und in Tapuyas, oder wilde Horden. Die erstern bewohnten, als die Europäer dies Land zuerst besuchten, blos die Seeküste; sie waren in viele Stämme getheilt, aber durch Sprache, Sitten und Gebräuche sehr wenig von einander verschieden. Bey ihnen herrschte der Gebrauch, die Gefangenen zu mästen, an einem festlichen Tage sie mit der Keule Tacapé oder Iwera Pemme, die mit bunten Federn geschmückt war, zu erschlagen, und sie alsdann aufzufressen. Unter ihnen nennt man die Stämme der Tamoyos, Tupinambos, Tupinaquins, Tobayaras, Tupis, Tupigoáes, Tumiminos, Amoigpyras, Araboyaras, Rariguaras, Potigoares, Carijos u. a. m. Von ihrer Sprache, die man, weil sie allen Küstenstämmen gemein war, die allgemeine Sprache Lingoa geral oder matriz nannte, haben uns die Jesuiten, besonders Pater José de Anchieta *) eine sehr vollständige Grammatik hinterlassen. Ob nun gleich alle diese Indier heut zu Tage civilisirt sind, und portugiesisch reden, so verstehen sie doch, mehr oder weniger, noch immer einige Worte derselben, und manche Alte unter ihnen sprechen sie selbst noch ziemlich vollständig; allein mit jedem Tage verliert sich die Gewohnheit, sie zu reden, mehr und mehr. Aus dieser Sprache sind alle in den Reisebeschreibungen von Brasilien vorkommende Benennungen der Thiere, Pflanzen, Flüsse u. s. w. übrig geblieben. Da dieselbe von S. Paulo bis Para längs der Küste geredet wird, so finden wir die darin üblichen Benennungen, hauptsächlich die der Thiere, besonders in Marcgrafs Naturgeschichte. Indessen sind durch die Aufnahme solcher Provinzial-Benennungen in den Systemen nicht selten schädliche Irrungen veranlaßt worden; denn obgleich in der Regel dieselben Nahmen in einem weiten Umkreise längs der Küste hin gelten, so kommen dennoch große Abänderungen

*) Pater Joseph de Anchieta arte da Lingoa Brasilica. Lisboa etc.

darin vor, wie sich dies in der Folge meines Reiseberichts zeigen wird. Einige Beyspiele von Worten und Nahmen aus dieser Sprache sind: Jaüarété (Felis Onca Linn.) Tamandua (Myrmecophaga), Pécari (Schwein), Tapiiréte (Tapirus americanus, Linn.) Cuia (Cabasse) (*), Tapyyia (Barbar oder anderes feindseliges Volk), woraus man nachher Tapuyas gemacht hat, Panacum (ein länglichter Korb), tinga (weiß), uassú oder assú (groß), miri (klein) rc. Eben so haben die Portugiesen für die verschiedenen eßbaren Gewächse und die daraus zubereiteten Speisen die alten indischen Benennungen angenommen und beybehalten. Sie essen z. B. den Mingau der alten Küstenstämme.

Daß diese Sprache in Brasilien und in den angrenzenden Provinzen Südamerika's weit verbreitet war, beweisen unter andern die Nahmen der Thiere, welche Azara in seiner Naturgeschichte von Paraguay anführt. Sie sind aus der Sprache der Guaranis aufgenommen, stimmen aber mit denen der Lingoa geral zum Theil ganz überein.

Die erste Klasse der Indier (nach Vasconcellos Eintheilung) hat demnach ihre Lebensweise gänzlich verändert und dadurch ihre Originalität verloren. Anders ist es mit der zweiten, den Tapuyas; diese befinden sich noch unverändert in dem Urzustande der Rohheit. Durch ihre Wohnplätze im Innern der großen Küstenwälder dem Auge und dem Einflusse der europäischen Ankömmlinge entzogen, lebten diese rohen Barbaren sicherer und ungestörter als ihre an der Küste wohnenden Brüder, mit denen sie, wie mit den Europäern, in beständige Kriege verwickelt waren. Sie theilen sich in viele Stämme, wobey es dem Forscher sehr merkwürdig seyn muß,

(*) Diese Cuias sind Abschnitte von der Schaale einer gewissen Art Kürbis, die, ausgeleert und gesäubert, gute leichte Schüsseln, Näpfe zum Essen und Trinken geben. Ist der ausgehöhlte Kürbis noch ganz und stellt eine Flasche vor, so nennt man das Gefäß Cabaça. Dieser Gebrauch, so wie das Wort Cuia stammt, wie schon gesagt, aus der Lingoa geral, und ward auch von den Europäern in Brasilien angenommen.

daß alle diese kleinen Horden völlig verschiedene Sprachen reden. Ein einziger, sehr wilder Stamm der Tapuyas, die Uëtacas oder Goaytacases, wie die Portugiesen sie nennen, wohnte zwar an der Ostküste zwischen den Völkern der Lingoa geral, redete aber eine von der ihrigen völlig verschiedene Sprache, lebte in beständigen Kriegen mit denselben, und ward auch von ihnen, wie von den Europäern, gefürchtet, bis die in der Bildung jener rohen Horden so erfahrnen Jesuiten durch Geduld, Muth und Ausdauer endlich auch diesen wilden Stamm bändigten.

Das Dorf S. Lourenzo hatte Mendo de Sa 1567 bey der Erbauung von S. Sebastian (Rio de Janeiro) unter einem gewissen Martim Afonso für die Indier, welche sich in den verschiedenen Gefechten gegen die Franzosen und die mit ihnen verbundenen Tupinambas, und bey der Vertreibung derselben sehr tapfer gezeigt hatten, angelegt. Nach dieser Zeit haben die Jesuiten neubekehrte Goaytacases dahin geführt, um den Ort durch sie neu zu bevölkern. Die jetzt daselbst wohnenden Indier stammen also von jenem Volke ab.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den stillen Wohnungen von S. Lourenzo zurück. Gatterwerk von Stäben, die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, bildet die Mauern der Hütten, deren Blätter mit Cocosblättern gedeckt sind. Der Hausrath ist sehr einfach. Rohrmatten (Esteiras), auf Pritschen von Stangen gelegt, vertreten die Stelle der Betten; hie und da sieht man auch noch Schlafnetze (Rede) von baumwollenen Schnüren geknüpft, die in den frühern Zeiten unter ihnen gebräuchlich waren. Diese beyden Arten von Lagerstätten sind in ganz Brasilien auch von den niedern Klassen der Portugiesen angenommen worden. Große Töpfe, worin man das Wasser stets kühl erhält, Talha genannt, sind hier, wie im ganze Lande, in Gebrauch; sie werden von einer

(*) Lery pag. 15.

Thonart gemacht, durch die das Wasser langsam sintert, an der äußern Seite des Gefäßes verdunstet, und so im Innern desselben abgekühlt wird. Zu diesen Gefäßen gehört alsdann eine durchgeschnittene, mit einem hölzernen Stiele zum Handgriffe versehene Cocusnuß als Schöpflöffel. Einige irdene Kochtöpfe (Panellas) und Cuias oder Kürbisschüsseln, als Teller zu gebrauchen, so wie mehrere andere Kleinigkeiten des Anzuges, des Putzes und etwa die Flinte oder der Bogen und Pfeile zur Jagd, machen den übrigen Hausrath aus.

Alle diese Leute leben zum Theil von ihren Mandiocca- (Jatropha Manihot, Linn.) und Mays- (Milho) Pflanzungen, deren Beschreibung ich nicht mehr zu geben brauche, da Koster und Mave (*) davon sehr ausführlich gesprochen haben. Außer diesen Gewächsen, die den eigentlichen Unterhalt der Brasilianer aller Nationen ausmachen, pflanzt man um die Wohnungen her noch einige Gewürzsträuche (Pimenteiras). Verschiedene Arten von Capsicum, wovon das mit länglichter, rother Frucht Malagueta, und das mit runder, rother oder gelber Frucht Pimenta di cheiro genannt wird, und Gebüsche von Ricinus (Baga) **) mit ihren winklichten Blättern, umgeben das Haus und versorgen die Haushaltung mit dem aus ihrem Saamen gepreßten Öle. Unser Botaniker, Herr Sellow, fand nahe bey den Wohnungen der Indier eine Art Kresse (Lepidium) wild wachsend, die im Geschmacke unserer europäischen ähnlich ist, und von welcher die Indier behaupten, daß sie ein gutes Mittel gegen Brustbeschwerden sey. Während Herr Sellow Ausbeute in seinem Fache machte, erhielt ich einige hübsche Vögel, die uns die Indier, in hölzernen Käfigen eingeschlossen, zum Verkaufe anboten, unter andern die violet und orangegelbe Tangara (Tanagra violacea), welche in dieser Gegend von Brasilien Gatturama genannt wird.

*) Koster giebt einen besondern Abschnitt für die Agricultur von Brasilien, und Mawe spricht pag. 73 von den Mandiocca-Pflanzungen.

**) Nach Koster in Pernambucco Carrapato genannt. pag. 376.

Nach einem interessanten Aufenthalte zu S. Lourenzo traten wir den Rückweg an, und stiegen bald ohnfern dem Landhause des Herrn Chamberlain wieder ans Land. Dies Landhaus liegt in einer kleinen Felsenbucht, von lieblichen Gebüschen umgeben. Sie bestehen in Anpflanzungen von Orangen- und Cacaobäumen (Theobroma), an welchen die angenehme Frucht unmittelbar aus dem Stamme hervorwächst: hohe Mangobäume (Mangifera indica, Linn.), die unsere größten Eichen übertreffen, beschatten in einer kleinen Schlucht eine kühle Quelle, und machen diesen Platz zu einem angenehmen Ruhepunkt. Am Ufer bewunderten wir die mancherley wilden Früchte, Schoten, Hülsen, Kapseln und Nüsse, worunter die große gurkenähnliche Frucht der vieläſtigen, ganz mit Stacheln überdeckten Bombax-Stämme besonders häufig ist. Auf dieser Baumart lebt, der Entdeckung des Herrn Sellow zufolge, der prachtvolle Brillantkäfer (Curculio imperialis), eines der schönsten Insecten Brasiliens, über dessen Verwandlungsart wir von jenem Reisenden nähere Nachrichten zu erwarten haben. An den benachbarten Bergen zeigen sich, nahe an der Küste, äußerst hohe Felswände mit großen Cactus-Stämmen und der Agave foetida bewachsen, und an ihrem Fuße erheben sich mahlerisch-dunkle Gebüsche. Auf dem Rückwege nach Rio sahen wir noch die Armaçao das Baleiias oder die Magazine für den Wallfischfang. Die Wallfische halten sich an den brasilianischen Küsten in Menge auf, man stellt ihnen aber jetzt zu sehr nach: vor Zeiten kamen sie bis in das Binnenwasser von Rio de Janeiro, wie Lery (*) erzählt.

So angenehm mir ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt hätte seyn müssen, so lag es dennoch nicht in meinem Plane, hier lange zu verweilen, da der Reichthum der Natur nicht in Städten, sondern in Feld und Wald zu finden ist. Durch die Regierung, deren liberale Gesinnungen sich in dem

*) Lery pag. 92.

wohlwollenden Benehmen des alles Gute und Nützliche befördernden Ministers Conde da Barca höchst erfreulich offenbarten, unterstützt, ward ich in den Stand gesetzt, meine Anstalten zur Abreise schnell betreiben zu können. Ich erhielt meine Pässe und Empfehlungs-Schreiben an die verschiedenen General-Capitaine so günstig für mich ausgefertigt, wie sie wohl schwerlich anderen Reisenden früher gegeben worden sind. Die Obrigkeiten waren darin angewiesen, uns auf alle Art behülflich zu seyn, unsere Sammlungen nach Rio zu besorgen, und uns, wenn wir es fordern würden, mit Lastthieren, Soldaten und andern Leuten zu unterstützen. Zwey junge Deutsche, die Herren Sellow und Freyreiß, welche Sprache und Sitte des Landes kannten, hatten sich mit mir zu dem gemeinschaftlichen Zwecke verbunden, die Untersuchungsreise längs der Ostküste nach Caravellas hinauf zu machen. Wir hatten 16 Maulthiere angeschafft, deren jedes zwey hölzerne, mit roher Ochsenhaut überzogene, und so gegen Regen und Feuchtigkeit geschützte Kisten trug, und zehn Menschen, theils zur Wartung unserer Thiere, theils als Jäger in unsere Dienste genommen. Alle waren bewaffnet, und so traten wir mit hinlänglicher Munition und allen zum Sammeln der Naturalien nöthigen Bedürfnissen versehen, die ich zum Theil unnöthiger Weise aus Europa mitgebracht hatte, unsere Reise an.

III.

Reise von Rio de Janeiro nach Cabo Frio.

Praya-Grande, S. Gonzalves, Fluß Guajintibo, Serra de Inua, See und Freguesia de Marica, Gurapina, Ponta negra, Sagoarema, Lagoa de Araruama, S. Pedro dos Indios, Cabo Frio.

Nachdem wir zu S. Christoph, einem kleinen Orte in der Nähe von Rio, die nöthigen Vorbereitungen zu unserer Abreise getroffen hatten, wurden unsere Thiere in einer großen Barke eingeschifft. Die Halsstarrigkeit der Maulthiere ist bekannt; auch uns kostete es viel Mühe, bis wir sie dahin brachten, den Sprung in die tiefe Barke zu wagen, und zwar um so viel mehr, da es in diesem Lande noch sehr an den nöthigen Vorrichtungen fehlt, um Lastthiere leicht in die Fahrzeuge zu bringen. Wir verließen S. Christoph am 4ten August, und durchschifften das große Binnenwasser von Rio bis nach dem Dorfe Praya-Grande, wo wir um Mitternacht landeten. Alles lag hier in tiefem Schlafe. Wir fanden daselbst Neger, die sich unter freyem Himmel ohne Umstände in den Sand gebettet hatten: ein kleines Feuer verbreitete nothdürftige Wärme, und ihre nackten Körper waren nur mit einem dünnen baumwollenen Tuche bedeckt, welches sie vor dem

starken Thau sehr wenig schützen konnte. Nach langer Bestürmung eines Wirthshauses öffnete uns endlich der Wirth, in seinen Mantel gehüllt mit halb schlafenden Augen, die Thür. Wir sahen uns genöthigt, uns den ganzen folgenden Tag hier aufzuhalten, da unsere Tropa (so nennt man eine vereinigte Anzahl Lastthiere) wegen des seichten Wassers erst spät am Mittage ausgeschifft werden konnte. Dies geschah wieder unter vielen Schlägen, ohne welche die Maulthiere nicht zu dem gefährlichen Sprunge aus der Barke zu bringen waren. Ein Paar sehr geübte Treiber (Tropeiros), Mariano und Felippe, beyde Bewohner von S. Paulo, einer der südlichen Capitanien von Brasilien, welche eine besondere Geschicklichkeit in Behandlung der Maulthiere haben, leisteten dabey gute Dienste.

Wir verließen, von einigen unserer Freunde, die unsere Abreise mit ansehen wollten, begleitet, am 6ten Praya-Grande in der Hoffnung, noch eine gute Strecke Weges zurück zu legen; allein wir fanden bald, daß es weit umständlicher und mühsamer ist, mit beladenen Maulthieren zu reisen, als nach europäischer Art sein Gepäck auf Wagen fortzuschaffen. Die Beschwerde war für uns um so größer, da die zum Theil unbändigen Thiere, welche in der Eile zusammen gekauft worden, ihre Sättel und ihr Gepäck noch nicht kannten: hier war ein Riemen, welcher drückte, dort eine Last, die nicht recht gerade lag. Kaum waren wir aufgebrochen, so sahen wir zu unserm Kummer, aber auch zu großer Belustigung der Zuschauer, beynahe alle unsere Thiere unter den seltsamsten Sprüngen angestrengte Versuche machen, sich ihrer Bürde zu entledigen. Man läßt bey dergleichen Reisen seine Lastthiere, die sich bald an einander gewöhnen, frey hinter einander hergehen; die unsrigen aber liefen jetzt nach allen Richtungen ins Gebüsch, und vielen glückte es, ihre Last abzuwerfen. Wir waren genöthigt umher zu reiten, das abgeworfene Gepäck aufzusuchen und zu bewachen, bis unsere Tropeiros herbey

kamen und die Thiere von Neuem beluden. Dieser Zeitverlust hinderte uns heute, weit vorwärts zu kommen. Wir erreichten nach ein Paar Stunden eine hübsche, ebene, rundum von Gebüschen fein gefiederter Mimosen eingeschlossene Wiese, wo, um uns ans Lagern unter freiem Himmel zu gewöhnen, Halt gemacht wurde, obgleich Wohnungen in der Nähe waren. Unser Gepäck wurde zum Schutz vor feuchter Nacht-Luft in einem Halbkreis herumgestellt, und Ochsenhäute vor demselben zu unserm Lager ausgebreitet; in der Mitte zündeten wir ein hoch aufloderndes, helles Feuer an. Gegen den starken Thau dieses Clima's schützten wir uns durch dicke wollene Decken; unsere Mantelsäcke dienten zu Kopfkissen. Unser frugales Abendessen von Reis und Fleisch war bald zubereitet; einige Schüsseln, Löffel und andere nöthige Geräthschaften führten wir mit uns. Wir speisten unter dem herrlichen tropischen Sternenhimmel; unbeschreiblicher Frohsinn würzte das Mahl, und die benachbarten Pflanzer, die sich zur Ruhe nach ihren Wohnungen begebend an uns vorübergingen, machten ihre Glossen über die seltsame Zigeunerbande (*). Um vor Diebstahl in diesen bewohnten Gegenden sicher zu seyn, hatten wir uns in Wachen abgetheilt. Meine deutschen Jagdhunde waren dabey von großem Nutzen, denn sie rannten, bey dem leisesten Geräusch in der Nähe, mit heftigem Gebelle in der Dunkelheit muthig auf die Seite zu, woher das Geräusch kam. Die Nacht war herrlich, und wir sahen oft erfreut zum Himmel auf; in den Gebüschen rief das Caburé (eine kleine rostrothe Eule); an den uns umgebenden Lachen glänzten leuchtende Insecten, und die Frösche ließen leise sich hören. Der heitere Morgen verschaffte mir zum erstenmale einen Jagdzug, den ich bisher nur aus le Vaillant's so interessanten afrikanischen Schilderungen gekannt hatte. Unsere Decken und unser Gepäck war vom Thau

*) Es soll in Brasilien Zigeuner geben, auch Koster redet davon pag. 399; ich habe indessen keine gesehen.

wie von einem Regen durchnäßt; allein die früh schon heiß brennende Sonne trocknete es bald. Nach dem Frühstück ergriff jeder von uns seine Flinte, und drang, mit allen Arten von Bley wohl versehen, in die umliegende schöne Gegend ein. Die Gebüsche rings umher waren von einer Menge eben erwachender Vögel belebt, welche uns durch ihren Gesang auf die angenehmste Weise unterhielten. Schlich man hier einer sonderbaren Stimme nach, so ward man dort durch das schöne Gefieder eines andern Vogels angezogen. In einem nahen Sumpfgebüsche erlegte ich bald ein niedliches Wasserhuhn (Gallinula), mehrere Arten von Tangara (Tanagra), ebenfalls vom schönsten Gefieder, und einen allerliebsten kleinen Colibri. Als die Sonne schon heftig zu brennen anfieng, kehrte ich zu unserm Lagerplatze zurück. Jeder Jäger zeigte nun vor, welche Schätze er erhascht. Herr Freyreiß hatte unter andern schönen Vögeln die prächtig blaue Nectarinia cyanea (Certhia cyanea, Linn.) mitgebracht.

Man belud nun unsere Tropa. Obgleich die Thiere noch nicht recht gewöhnt waren und noch zuweilen abwarfen, so gieng es doch allmählig besser. Unser Weg führte zwischen Bergen hin, an denen wir die herrlichste Vegetation bewunderten; Pflanzungen von Mandiocca, Zuckerrohr, Orangenbäumen, die hier kleine Wäldchen rings um die Wohnungen her bilden, wechseln mit kleinen Sümpfen. Bananenstämme in dichten Gebüschen, Mammonbäume und hohe schlanke Cocospalmen zieren die einzelnen Wohnungen; prachtvolle buntfarbige Blumen blühen unter niederen Gebüschen, scharlachroth glühte die Erythrina mit ihren langen Röhrenblumen, sanft gelb mit großen Blüthen eine schöne Trompetenblume (Bignonia), welcher Herr Sellow den Nahmen coriacea beylegte. Mitten aus diesen Gesträuchen ragen Cactus, Agave foetida und hohe Gebüsche einer fächerartigen Rohrart empor. An den Wegen wächst, zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch, das Blumenrohr (Canna indica, Linn.) mit seinen hochrothen Blumen, und mehr wie

alle diese erfreut den Fremden der Anblick der Buginvillaea brasiliensis, eines etwas stachelichten, über und über mit sanftem Roth prachtvoll gefärbten, buschichten Baumes. Es ist jedoch nicht die Blume, sondern die großen, dieselbe bedeckenden Bracteen, welche diesen schönen Anblick gewähren.

Bewohner der Gegend in leichten Jäckchen von dünnen Sommerzeug, große runde flache Hüte auf dem Kopfe, ritten hin und her, und staunten uns an. Die Pferde, die man in Brasilien zieht, sind zum Theil sehr gut und leicht, von mittlerer Größe, ja selbst eher klein zu nennen, von spanischer Race, und haben mehrentheils ein schönes, ebenes Kreuz und schöne Füße. Die Sättel sind noch wie in der alten Zeit, groß, schwer, mit Bauschen versehen, mit Sammet überzogen und oft künstlich ausgenäht; an denselben befinden sich ein Paar schwere altfränkische Steigbügel von Bronze oder Eisen, welche durchbrochen gearbeitet sind; manche führen sogar einen vollkommenen Kasten oder Schuh von Holz, worinn der Fuß steht. Die Portugiesen sind überhaupt viel zu Pferde, und man trifft ganz gute Reiter unter ihnen an. Sie lieben außerordentlich den Paßgang und binden ihren Pferden gewisse Hölzer an die Füße, um sie an diesen Schritt zu gewöhnen. Wir durchritten das Dörfchen S. Gonzalves, welches eine kleine Kirche hat, und langten Nachmittags am Flüßchen Guajintibo an, wo wir bey einer einzelnen Venda (*) unser Lager aufschlugen.

Der Guajintibo ist ein kleiner Fluß, der in einer sanften sandigen Vertiefung sich durch dunkle Waldgebüsche hinschlängelt. Die Wiesenplätze versprachen gute Nahrung für unsere Thiere, und die Waldungen waren voll Vögel; daher wählten wir diese Stelle. Mit Anbruch des folgenden Morgens vertheilten sich die Jäger; ich eilte dem Ufer des Flusses

*) Venda's nennt man Häuser an den Landstraßen, Wegen und in den Orten selbst, worin verschiedene Bedürfnisse, besonders Lebensmittel und Getränke, verkauft werden.

zu, das von hohen, alten Mimosen beschattet war. Dieses Baumgeschlecht ist in den brasilianischen, so wie in allen tropischen Waldungen sehr häufig anzutreffen. Ich entdeckte bald die schönsten Vögel: glühend roth zeigte sich in den dunkeln Schatten des kühlen Flüßchens der prachtvolle Tijé (Tanagra brasilia, Linn.) der rothbraune Kuckuck (Cuculus cayanus, Linn.) mit seinem langen Schweif, und andere schöne Arten. Ich erlegte bald eine ziemliche Anzahl Vögel, und lernte dabey das Beschwerliche der hiesigen Jagd kennen; denn alle Gebüsche, besonders die Mimosen, sind voll kleiner Dornen und Stacheln, und die Schlingpflanzen (Çipo's) sind so dicht in einander und um die Stämme verflochten, daß man ohne ein breites großes Hack- oder Waldmesser (Facâo) nicht in diese Wildnisse eindringen kann. Eben so nöthig als diese Hülfswaffe sind hier auch starke Stiefel oder Jagdschuhe mit dicken Sohlen. Die kleine Art der Moskiten sind hier im Schatten am Ufer des Baches für den Jäger sehr lästig. Man nennt diese Thierchen Marui oder Muri (Maruim): sie sind äußerst klein und verursachen dennoch durch ihren Stich ein sehr heftiges Jucken. Engländer haben mich versichert, daß es dieselben Insecten sind, welche man auf den westindischen Inseln Sandfly nennt (*). Für die Beschwerde, die sie uns verursachten, wurden wir durch die Neuheit der Umgebungen und besonders durch die Schönheit der Vögel, die wir fanden, reichlich entschädigt. Auch trafen wir hier herrliche Pflanzen an, unter andern im Schatten eine hochroth blühende Salvia, welche Herr Sellow splendens nannte, und eine schöne Justicia mit rosenrother Blume. Da es in den schattenreichen Gebüschen, ungeachtet der großen Hitze, vom nächtlichen Thaue immer noch sehr naß war, so begab ich mich auf eine trockene offene Wiese, die mit niedern Sträuchen, besonders mit Lantana und der Asclepias curassavica mit ihren orangefarbenen

*) S. Oldendorp Caraib. I. p. 123.

Blumen bedeckt war. Hier schwirrten eine Menge von Colibri's, die gleich Bienen summend die Blumen umflatterten. Ich erlegte auf dem Rückwege mehrere dieser niedlichen Vögelchen, z. B. den blaukehligen Fliegenvogel mit dem corallenrothen Schnabel (Trochilus saphirinus Linn.), der hier sehr gemein ist; auch bemerkte ich den kleinen allerliebsten Kragencolibri mit rostrother Haube (Trochilus ornatus). Von Quadrupeden sahen wir auf diesem ersten unserer Jagdgänge nichts, außer einen kleinen Tapiti (Lepus brasiliensis Linn.), welcher von des Herrn Freyreiß jungem Coropo-Indier, Francisco, geschossen wurde. Dieser kleine Hase ist überall in Südamerika verbreitet; er gleicht unserm wilden Kaninchen, und hat ein gutes Fleisch. Francisco war bis jetzt unser geschicktester Jäger; denn er verstand eben so gut mit der Flinte, als mit dem indischen Bogen und Pfeile zu schießen; dabey war seine Geschicklichkeit, die stachelichsten und verworrensten Gebüsche zu durchkriechen, bewundernswerth. Zum Lohne wurden ihm die abgestreiften Vögel immer zu Theil; er wußte sie sehr gut an einem kleinen Spiese von Holz zu braten, und verzehrte sie mit großem Appetit. Wir verließen nun den Guajintibo und erreichten einen dichten Wald von 10 bis 12 Fuß hohen Rheria-Gebüschen, mit hohen Bäumen und Wiesenplätzen abwechselnd untermischt; diese niedern Gegenden waren von allen Seiten von hohen blauen Gebürgen, mit Urwald und Cocospalmen bewachsen, eingeschlossen. Auf diesen Trifften flog und hüpfte unter weidenden Rindviehheerden häufig der schwarze Madenfresser (Crotophaga Ani, Linn.) umher, so wie der Bentavi (Lanius Pitangua, Linn.), der beständig seinen Nahmen, Bentavi! oder Tictivi! laut ruft. In der Nähe einer Fazenda (*) fand Herr Sellow eine schöne neue Art von Blumenrohr (Canna) mit gelben Blüthen. Etwas weiter hin

*) Fazenda ist der portugiesische Nahme eines von seinen Wirthschaftsgebäuden und Pflanzungen umgebenen Landgutes.

erreichten wir eine von hohen wilden Waldhügeln eingeschlossene und mit Gesträuch bedeckte Stelle, wo im kühlen Schatten klare Wasserdümpfel lagen. Eine Menge Vögel belebten diesen Ort. Der rostrothe Rohrsänger mit zugespitzten Schwanzfedern (L'Inondé. Azara voyages Tom. III. p. 461.) baute eben sein Nest ins Rohr, und trug Materialien herbey. Hinter dieser Stelle wurden wir durch einen hohen Urwald entzückt: himmelanstrebende, schlanke, weißstämmige Mimosa-, Cecropia-, Cocos- und andere Bäume, waren durch unzählige Schlingpflanzen (Çipo's der Portugiesen und Lianen der Spanier) so dicht verschlungen, daß das Ganze ein undurchdringliches Gewirre schien. In den finstern Kronen der Bäume strahlte wie Feuer die Blumenmasse der rankenden Bignonia Bellas (so genannt von Herrn Sellow nach der Markisin von Bellas, welche dies schöne Gewächs zuerst entdeckte) und andere Prachtblüthen; unten schwirrten mannigfaltige Colibri's und Schmetterlinge. Dieser Wald war indessen doch nur ein schwaches Bild der Urwildniß, welche wir nun bald in der Serra de Inuá kennen lernten.

Wir fanden nun Gegenden, wo man an einigen Stellen den Wald abgebrannt hatte, um den Boden zu bebauen, oder um, wie man sich hier ausdrückt, ein Roçado oder eine Roça anzulegen. Die ungeheuern angebrannten Stämme standen gleich Ruinen von Säulengängen da, durch verdorrte Stricke von Schlingpflanzen noch zum Theil verbunden. Als wir hier anhielten, ertönte plötzlich ein unerträgliches lautes Geknarre, es war der Ton, welchen die Karren hervorbringen, deren man sich auf den Fazendas bedient. Noch ist hier im Lande die Industrie nicht so weit vorgerückt, Räder, den europäischen gleich, an jenen Fuhrwerken anzubringen. Eine schwere, massive, hölzerne Scheibe mit zwey kleinen runden Öffnungen bildet das Rad, welches sich mit der heftigsten Reibung um die Achse dreht, und ein weit durch die Gegend schallendes, höchst widriges Geheul verursacht. Es scheint sogar, daß es den

Pflanzern zu einer Art von Bedürfniß geworden ist, diese liebliche Musik zu hören; so groß ist die Macht der Gewohnheit! Selbst in Portugal bedient man sich noch dieser abscheulichen Fuhrwerke. Die Ochsen, welche diese Karren zogen, waren von colossaler Größe und der schönsten Race; ihre Hörner sind sehr lang und stark; ein Negersclave, einen langen Stock in der Hand, führte sie. Wir näherten uns jetzt einer Gebürgskette, die den Nahmen der Serra de Inuá trägt. Diese Wildniß übertraf alles, was sich meine Phantasie bis jetzt von reizenden, großen Naturscenen vorgestellt hatte. Wir betraten eine tiefe Gegend, in der viel klares Wasser in felsigtem Boden floß, oder stehende Dümpfel bildete. Etwas weiter zeigte sich ein Urwald ohne gleichen. Palmen und alle die mannigfaltigen baumartigen Prachtgewächse dieses schönen Landes waren durchaus mit rankenden Gewächsen so verschlungen, daß es dem Auge unmöglich war, durch diese dichte, grüne Wand zu dringen. Überall, selbst auf dünnen niedern Stämmchen, wachsen eine Menge Fleischgewächse, Epidendrum, Cactus, Bromelia u. a. m., die zum Theil solche Blumen tragen, daß, wer sie zum erstenmal erblickt, davon entzückt werden muß. Ich nenne nur eine Bromelia-Art mit hoch corallenrother Blumenkolbe, deren Blättchen herrlich violetblaue Spitzen haben, und die Heliconia, ein der Strelitzia ähnliches Bananengewächs, mit hochrothen Blumenscheiden und weißen Blumen. In diesen dunkeln Schatten, an kühlen Felsen-Quellen, überfällt den erhitzten Wanderer eine plötzliche Kälte. Uns Nordländern behagte diese erquickende Temperatur, die das Entzücken erhöhte, mit dem uns in dieser schauerlichen Wildniß, die Erhabenheit der sich uns darstellenden Naturscenen stets aufs neue erfüllte. Mit jedem Augenblick fand jeder von uns etwas Neues, seine ganze Aufmerksamkeit Fesselndes, und kündigte es mit lautem Freudenruf seinen Gefährten an. Selbst die Felsen sind hier mit tausendfältigen Fleischgewächsen und cryptogamischen Pflanzen bedeckt; insbesondere findet man die

herrlichsten Farrenkräuter (Filix), die zum Theil, gleich gefederten Bändern, von Bäumen höchst mahlerisch herabhängen. Die dürren Stämme ziert ein hochrother horizontaler Schwamm; ein schön karminrother Lichen bedeckt die Rinde der kräftigern Bäume mit seinen schönen runden Flecken (*). Die colossalen Stämme der brasilianischen Wälder sind so hoch, daß unsere Flinten nicht zu ihren Gipfeln hinauf trugen; daher schossen wir oft vergebens nach den schönsten Vögeln, beluden uns aber desto öfter mit schönen Blüthen von saftigen Gewächsen, die wir leider nachher wegwerfen mußten, da sie schnell faulen und im Herbarium nicht aufbewahrt werden können. Ein Redouté würde hier reichen Stoff zu einem Prachtwerke von seltenem Gehalte sammeln können. Die Üppigkeit und Saftfülle der südamerikanischen Pflanzenwelt ist Folge der in diesen Wäldern überall verbreiteten großen Feuchtigkeit. Amerika hat in dieser Hinsicht einen großen Vorzug vor allen andern heißen Ländern, und Herr von Humboldt erklärt sich hierüber sehr schön in folgenden Worten (**): »Schmalheit des mannigfaltig eingeschnittenen Continents, seine weite Ausdehnung gegen die beeisten Pole hin, der freye Ocean, über den die tropischen Winde wegblasen, Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meerwassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebürgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben, die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Wendungen stets die entfernteste Küste suchen, sandlose und darum minder erhitzte Steppen, undurchdringliche Wälder, welche die flußreichen Ebenen am Äquator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebürge und Ocean am entlegensten sind, ungeheuere

*) Diese schöne carminrothe Flechte brachte schon der Engländer Mawe mit nach Europa (S. dessen Reise pag. 271), und man hat in England bereits Versuche über die Benutzung ihres Färbestoffes angestellt.

(**) S. Alexander von Humboldt Ansichten der Natur S. 14.

Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen; alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Clima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.«

Als wir die Höhe der Serra de Inuá erreicht hatten, sahen wir über den hohen Waldbäumen die Papageyen paarweise, unter lautem Geschrey umher fliegen: es war der rothstirnige Papagey (Psittacus coronatus des Berliner Museums oder der Perroquet Dufresne, le Vaillant), in diesen Gegenden Camatunga und in andern, wegen seiner Stimme, Schaüá genannt. Wir haben ihn späterhin oft für unsere Mahlzeiten benutzt. Unsern Weg fortsetzend stiegen wir in ein angenehmes, ebenes Land hinab, und übernachteten in der Fazenda de Inuá. Der Eigenthümer, ein Capitain, der durch den unerwarteten Besuch nicht wenig befremdet war, hielt ziemlich viel Vieh und Geflügel auf seinem Hofe. Wir sahen bey ihm auffallend schöne große Ochsen und fette Schweine, wovon man hier eine niedrige schwarze Race mit einem Senkrücken, langem Rüssel und herabhängenden Ohren zieht, Hühner, Puter, Perlhühner, zum Theil mit weißem Gefieder, Gänse von der europäischen Art, und Bisam-Enten (Anas moschata, Linn.) die zuweilen ausfliegen und wieder kommen. Die letzten finden sich, wie bekannt, wild in Brasilien.

Die Serra de Inuá ist ein nach dem Meer hin vortretender Arm der höhern Gebürgskette, welche mit der Küste parallel zieht; Sie ist von hohen Urwäldern bedeckt, in denen mancherley Nutzhölzer wachsen, und in welchen besonders der Jäger reiche Ausbeute findet. Wir benutzten hier einen Tag blos zum Jagen, da uns ohnehin ein krank gewordenes Lastthier Aufenthalt verursachte. Wir bekamen eine Menge schöner Vögel. Nach dem kleinen, schön röthlich goldfarbenen Affen, welcher

unter dem Nahmen des Marikina (Simia Rosalia, LINN.) bekannt ist, schoß Herr Freyreiß leider vergeblich. Dieses niedliche Thierchen wird hier rother Sahui (Sahui vermelho) genannt; es lebt in den dickſten Wäldern, und wird blos südlich in der Nähe von Rio de Janeiro und Cabo Frio angetroffen; weiter nördlich haben wir es wenigstens nie mehr gefunden. In diesen waldreichen Bergen sind die Papageyen äußerst zahlreich, besonders einige Arten mit langem, keilförmigem Schwanze, die man hier Maracaná nennt, wozu unter andern der Psittacus Macavuanna und Guianensis gehören, welche schwarmweise in die benachbarten Mays-Pflanzungen fielen.

Inuá verlassend, traten wir in die Schatten eines Urwaldes, von hohen, wildverflochtenen Riesenstämmen, wo sich uns einige bis jetzt noch nicht gesehene Gegenstände zeigten. Zuerst fanden wir auf der Erde die große, über und über behaarte Buschspinne, Aranha Caranguejeira (Aranea avicularia, LINN.), deren Biß eine schmerzhafte Geschwulst erregen soll. Sie lebt, wie Herr von Langsdorf schon gesagt, meistentheils in der Erde. Nebst diesem sonderbaren Thiere fand ich hier eine Menge großer, breiter Kröten, jedoch nicht in der Anzahl wie in der Serra, die wir eben verlassen hatten; denn dort war die Erde, wenn es Abend geworden, völlig bedeckt mit diesen häßlichen Thieren, unter denen ich eine wahrscheinlich noch unbeschriebene Art (Bufo bimaculatus), mit zwey großen dunkeln Feldern auf dem Rücken, bemerkte. An den hohen weißen Mimosa-Stämmen des Waldes hingen ungeheuer lange Zöpfe des Baartmoses (Tillandsia) herab; im Glanze der heitern Sonne blinkte oben auf dem Gipfel eines hohen dürren Astes ein milchweißer Vogel (Procnias nudicollis), bekannt durch seine weitschallende Stimme, die völlig lautet, wie der Schlag eines Hammers auf einen Amboß oder an eine hellklingende gesprungene Glocke. Dieser Vogel aus dem Genus, welchem Illiger den Nahmen Procnias gegeben hat, wird an der

ganzen Ostküste Araponga genannt: er hat in der Farbe die größte Ähnlichkeit mit Linné's Ampelis carunculata; dennoch aber ist es ein anderer Vogel; seine nackte grüne Kehle, und der Mangel des Fleischzapfens auf der Stirn unterscheiden ihn hinlänglich.

Der schattenreiche Wald, in welchem wir jetzt hinwanderten, war äußerst angenehm; Schaaren von Papageyen zogen laut schreyend hin und her, und unter ihnen ließ sich besonders häufig der niedliche Perikit, mit keilförmigem Schwanze, sehen, der hier den Nahmen Tiriba trägt. Ich schoß ein Einhörnchen (Sciurus aestuans, Linn.) von der einzigen Art, welche ich auf der ganzen Reise angetroffen habe; sie unterscheidet sich durch ein bräunlich grau und gelblich melirtes Haar. Züge von Lastthieren gingen bei uns vorüber; die Führer waren über das Schießen, welches zu beyden Seiten des Weges rund umher von unsern in allen Richtungen vertheilten Jägern gehört wurde, nicht wenig verwundert.

Nachdem wir Pflanzungen, abgebrannte Waldungen, Sümpfe und Wiesen, von hohen höchst mahlerisch mit Wald bedeckten Felsgebürgen umschlossen, durchwandert hatten, kamen wir auf große Wiesen mit Sumpf- und Rohrstellen, wo die schneeweißen Reiher, der amerikanische Kibitz (Vanellus Cayennensis), Jassana's (Parra Jacana, Linn.), hier Piasocca genannt, und Regenpfeifer in Menge umher liefen. Rindvieh weidete in diesen Triften, und dazwischen spazierte der violetglänzende Pirol (Oriolus violaceus) häufig umher. Unsere Reit-Maulthiere waren jetzt schon so gewöhnt, daß es mir möglich war, zu schießen, ohne abzusteigen. Ich erlegte mehrere Pirole mit einem Schusse. Eben so häufig als diese glänzenden P role fanden wir die Madenfresser (Crotophaga Ani, Linn.) auf den Zäunen der Fazendas und auf den Triften sitzen, gerade so, wie bey uns die Staare an manchen Orten; sie waren dabey so wenig scheu, daß man nahe zu ihnen hinreiten konnte.

Am Abende erreichten wir das Kirchdorf (Freguesia, Kirchspiel) Marica am See gleiches Nahmens. Etwa 800 Seelen sind hier eingepfarrt. Die Bewohner eines etwas abgesondert gelegenen Hauses, an welchem wir anhielten, verschlossen sorgfältig ihre Thüre. Es versammelten sich sogleich alle Nachbarn, um uns anzustaunen; als wir aber anfingen, die heute erlegten Thiere abzustreifen und zu präpariren, da schüttelte Alt und Jung den Kopf und Alle lachten laut auf über die albernen Fremden. Unsere Doppelflinten, die ihnen eine völlig neue Erscheinung waren, interessirten sie indessen mehr als wir selbst. Der See Marica, an dem wir einen Ruhetag hielten, um seine sandigen Umgebungen kennen zu lernen, ist groß und soll etwa sechs Stunden im Umfange halten, er hat niedrige sumpfige Ufer und ist sehr fischreich. Ich sah hier eine kleine Art Wels (Silurus) häufig fangen; dieses Genus scheint in den Gewässern der Ostküste von Brasilien zahlreich an Arten zu seyn. An den Ufern des See's fanden wir einige Muscheln, aber nur von einer sehr bekannten Art, und in den benachbarten Sümpfen eine Land- oder Sumpfschnecke, wovon ich an einer anderen Stelle mehr zu sagen Gelegenheit finden werde. Von Vögeln fanden wir hier am Ufer eine Art Möven, unserer Larus ridibundus sehr ähnlich, mit aschgrauem Kopfe, rothem Schnabel und rothen Füßen; eine schöne Art Meerschwalben (Sterna), Kibitze, eine Art Regenpfeifer (Charadrius) u. a. m., und über den Gebüschen und Sümpfen schwebten die Urubus in der Luft. Mir ward zuerst die Freude, den bis jetzt nur von Azara richtig unterschiedenen Acabiray (Vultur Aura, Linn.) zu erlegen (*). Auf den ersten Anblick gleicht er zwar sehr dem grauköpfigen Urubu (Iribu, Azara), dennoch aber

(*) Die besten, dennoch zum Theil unrichtigen Abbildungen dieser beyden Geyer befinden sich in Viellot histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentrionale T. I. pl. 2 und 2 bis. Die letztere ist die richtigere, obgleich hier die Färbung des Kopfes auch nicht der Natur getreu dargestellt ist. Vultur Urubu des Verfassers hat wenigstens in Brasilien nicht einen rothen, sondern einen aschgrau gefärbten Kopf und Hals.

läßt er sich bey näherer Beobachtung, selbst im Fluge hoch in der Luft, schon von jenem unterscheiden. Diese Geyer sind eine Wohlthat der Natur für alle heiße Länder, denn sie reinigen die Erde von dem, was die Atmosphäre mit faulen animalischen Dünsten erfüllen würde. Ihr Geruch ist so scharf, daß man sie selbst da, wo man vorher in weiter Ferne keinen erblickte, haufenweis herbey eilen sieht, sobald ein Thier krepirt ist; daher wird ihnen auch nicht nachgestellt, und sie sind in offenen und beholzten Gegenden gleich häufig anzutreffen. Wegen des sandigen und sumpfigen Erdreichs erscheinen die nähern Umgebungen des See's nicht besonders fruchtbar. Alle trockne Stellen sind entweder Triften mit kurzem Grase, wo Vieh weidet, oder Berge mit Wald und Felsen. Es scheint, daß man hier viele Pferde zieht; sie sind aber schlecht, und meistens von kleinem Schlage. Auch Ziegen sahen wir hier mit sehr kurzem, glänzendem, gelbrothem Haar und schwarzen Abzeichen. Von den Ufern des See's nicht sehr weit entfernt, erreicht man auf sandigem Wege durch Gebüsche die kleine Villa de Sta. Maria de Marica, den Hauptort der Freguesia, aus niedrigen, einstöckigen Häusern und einer Kirche bestehend, mit regelmäßigen aber ungepflasterten Straßen. Die Gebäude haben keine Glasfenster, sondern blose Öffnungen, welche, wie in ganz Brasilien, mit hölzernen Gitterläden verschlossen werden. In der Nähe des Orts zieht man Mandiocca, Bohnen, Mays, etwas Kaffe und besonders Zuckerrohr, das an fruchtbaren Stellen hoch werden soll, im Sandboden aber die Höhe von sechs Palmen (Spannen) nicht übersteigt.

Immer abwechselnde, schöne Gebüsche unterhielten uns auf unserm weitern Wege; im Gesträuche rankten die Trompetenblume (Bignonia) mit den herrlichsten Blüthen; auch einige sehr sonderbar gebildete Früchte zeigten sich uns. Der Botaniker macht hier die Bemerkung, daß die Anzahl der hülsentragenden Gewächse (Plantae leguminosae) bey weitem die größere in Brasilien ist. Ohngeachtet der vielen hier befindlichen

Fazendas ist die Gegend dennoch wild: sie bildet ein breites, von hohen mahlerischen Bergen eingeschlossenes Thal mit hüglichtem Boden, aus welchem die köstlichsten Waldbäume, mit Gebüschen umringt, ihre hohen schlanken Stämme erheben. In den Gipfeln aller dieser Bäume bemerkt man an den Ästen große, schwarzbraune Massen, Nester einer Art sehr kleiner Termite, welche man Cupi oder Cupim nennte. Ameisen und die ihnen verwandten Geschöpfe sind in Brasilien den Pflanzungen höchst verderblich. Man findet diese zum Theil sehr gefräßigen Thiere überall so zahlreich und von so mancherley Arten, daß ein Entomologe über diese Insekten allein ein großes Werk schreiben könnte. Sie sind von verschiedener Größe; eine der größten Arten erreicht beynahe einen Zoll Länge, und hat einen unverhältnißmäßigen dicken Leib, der in manchen Gegenden z. B. in Minas Geraës, geröstet gegessen wird, dort wird sie Tanachura genannt. Eine andere, sehr kleine, rothe Art ist höchst beschwerlich und schädlich. Auch dem Sammler sind diese Ameisen sehr nachtheilig, denn sie verzehrten uns oft in kurzer Zeit eine Menge Insekten, besonders Schmetterlinge. Sie dringen oft in großen Zügen in die Wohnungen ein, wo sie alles Eßbare, besonders Süßigkeiten, schnell aufzehren. Um sie von solchen Sachen abzuhalten, hat man kein anderes Mittel, als die Füße der Tische durch eine große Schüssel voll Wasser zu isoliren, oder sie mit Theer zu bestreichen; allein oft überwinden sie selbst solche Hindernisse. Einige Arten bauen an den Wänden der Zimmer aus einer erdigen Masse lange bedeckte Gänge mit mancherley Verzweigungen, in welchen sie auf- und abgehen. In den Waldwegen sieht man ganze Züge von großen Ameisen, welche sämmtlich Stücke grüner Blätter nach Hause tragen.

Ein wilder Wald, in den wir jetzt eintraten, zeigte uns wieder neue interessante Scenen. Der Tucan (Ramphastos dicolorus, Linn.) mit colossalem Schnabel und der brennend-orangefarbenen, mit dem schwarzen Gefieder schön contrasti-

renden Kehle, reizte zum erstenmal die Ungeduld unserer Jäger; allein für diesmal war ihnen noch kein Glücksschuß gewährt, denn die Vögel hielten sich so hoch oben in den Baumwipfeln, daß es unmöglich war, ihnen beyzukommen. Bald wanderten wir auf einem schwarzen Moorgrunde und bald wieder auf rothem Letten. Der Wald ward immer herrlicher und schöner; er bildete eine finstere, schwarzgrüne Wildniß, aus den schönsten Bäumen zusammengesetzt, alle saftvoll und mit den abwechselndsten Blattformen. Der aus dem Norden kommende Europäer hat von solchen Wäldern keinen Begriff und geräth bey ihrem Anblick in Erstaunen; auch möchte es wohl in dem Reiche der Unmöglichkeit liegen, eine dem empfangenen Eindruck entsprechende Beschreibung dieses Anblicks zu geben. Hier wuchs häufig die etwa 30 Fuß hohe Cocospalme, welche in der Lingoa geral — Aïri assú, und in Minas — Brejeüba genannt wird. Die Wilden benutzen sie zur Verfertigung ihrer Bogen; ihr Stamm ist schwarzbraun und über und über dicht mit langen Stacheln besetzt, welche in horizontalen Ringen stehen. Ihre Blätter sind lang und schön gefiedert wie bey allen Cocosarten; da, wo sie entspringen, hängt der gelbliche Blüthenbüschel herab, an welchem sich später glänzend-schwarzbraune sehr harte Nüsse von eyförmig zugespitzter Gestalt und von der Größe der Taubeneyer ausbilden. Man findet in allen diesen Waldungen auch noch eine ähnliche, stets klein bleibende, stachelichte Palme, Aïri mirim (*) genannt. Beyde sind bis jetzt in den Systemen noch nicht aufgeführt, allein Arruda erwähnt derselben (**). An allen Stämmen drängen sich holzige und zarte rankende Gewächse, Cactus, Agave und Epidendrum hervor, und wuchern mit herrlich gefärbten Blüthen in den dicht verflochtenen Ästen. Wo nur ein Stamm ein eingefaultes Loch oder einen Spalt

*) Bey diesem und vielen ähnlichen portugiesischen Wörtern wird das m am Ende nicht gehört.

(**) S. den Appendix in Kosters Reise nach Brasilien.

hat, da prangen Arum, Caladium, Dracontium und andere dergleichen Arten mit großen, saftvollen, herz- oder pfeilförmigen, dunkelgrünen Blättern in schönen Büscheln, so daß man verschiedene Vegetationen über- und durcheinander zu sehen glaubt. Von der oben genannten Pflanzenform war hier besonders häufig das Dracontium pertusum mit seinen auf das sonderbarste durchlöcherten Blättern; eine prachtvoll blaublühende Maranta zog ebenfalls die Aufmerksamkeit unseres Botanikers auf sich.

Auf unserer heutigen Wanderung hatten wir mit unserm jungen Indier Francisco einen unterhaltenden Auftritt. Jemand aus unserer Gesellschaft glaubte auf einem hohen dürren Baume einen Vogel zu sehen, und schoß nach demselben, aber nun erst bemerkte er, daß das, was er für einen Vogel angesehen hatte, der Auswuchs eines Astes war. Francisco, der bey der Schärfe seines Gesichts, die er mit allen seinen Landsleuten gemein hat, den Irrthum auf den ersten Blick erkannt hatte, wartete den Schuß ruhig ab, dann aber brach er in ein so unmäßiges Gelächter aus, daß er sich eine geraume Zeit hindurch nicht wieder erholen konnte. Alle Sinne der Indier sind so geübt und geschärft, daß ihnen ein solcher Verstoß höchst lächerlich und kläglich vorkommt. Francisco diente uns oft zur Unterhaltung; er hatte ein gutes und treues Gemüth, dabey aber auch viel Eigensinn und Dünkel; so wollte er z. B. immer die meisten und besten Vögel geschossen haben. Von gewissen indischen Eigenheiten war er nicht abzubringen; er ging nie, wie die übrigen Jäger, nüchtern auf die Jagd, sondern wartete vielmehr, und hätte es noch so lange gedauert, auf das Frühstück, und würde es seinem Herrn höchst übel genommen haben, wenn er ihm hätte zwingen wollen, sich hierin nach den Andern zu bequemen.

Wir hatten die Absicht, heute Ponta Negra zu erreichen; allein einige sich theilende, grundlose Wege in dem dichten Urwalde hatten uns irre geleitet. Wir kamen indessen bis

zu einer großen Fazenda, deren Besitzer, Herr Alferes da Cunha Vieira, uns sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Das Landgut hieß Gurapina und enthält ein beträchtliches Zucker-Engenho (Fabrik), deren Einrichtung Koster und andere Reisende hinlänglich beschrieben und abgebildet haben. Das Rohr wird zwischen drey senkrechtstehende, mit ineinander greifenden Zähnen von hartem Holz versehene Walzen geschoben, welche es auspressen. Es kommt auf der andern Seite als Stroh völlig platt gedrückt wieder zum Vorschein; der Saft aber läuft in einen unten befindlichen hölzernen Trog. Diese Walzen werden an einer langen Stange von Ochsen, Maulthieren oder Pferden gedreht. Der nachher in Pfannen abgesottene Saft wird, nachdem er sich crystallisirt hat und in dem Gefäße angeschossen ist, in große zugespitzte Töpfe gebracht, die unten eine Öffnung haben, durch welche die überflüßige Feuchtigkeit abträufelt; auf der Oberfläche des den Topf anfüllenden Zuckers wird grauer Thon (barro) aufgeschlagen, der denselben bleichen soll. Herr Da Cunha Vieira versicherte uns, daß er jetzt mit 20 Sclaven etwa 600 Arroben (jede zu 32 Pfund), also 19200 Pfund Zucker jährlich gewinne, doch könne er, wenn mehrere Arbeiter hier angewendet würden, 90 bis 100,000 Pfund bereiten. Man hat in frühern Zeiten das Cayennesche Zuckerrohr hier gebaut; als man aber späterhin das von Otahiti kennen lernte und es ungleich ergiebiger fand, so wurde durch dasselbe der Anbau des Cayenneschen fast ganz verdrängt. Unser gütiger Hauswirth hatte uns für die vielen Menschen und das sehr beträchtliche Gepäck eine große Halle angewiesen, wo wir bequem mehrere Feuer unterhalten und kochen konnten. Er so wie die übrigen Bewohner der Fazenda besuchten uns oft, und konnten ihr Erstaunen über unsere naturhistorischen Beschäftigungen nicht genug an den Tag legen. Da starkes Regenwetter eintrat, so hielten wir uns hier lange auf, und als das Wetter sich aufklärte, fanden wir in den hohen Waldgebürgen, die das mit Zuckerpflanzungen angefüllte Thal einschliessen, die

günstigste Gelegenheit zu reicher Jagdausbeute. Ein junger Portugiese, der auch Francisco hieß und hier auf der Fazenda wohnte, trat als Jäger in unsere Dienste und zeigte seltene Talente für dies Geschäft. Er war schlank und leicht gebaut, äußerst abgehärtet und ein sehr guter Schütze, dabey ein gutmüthiger Mensch. Da er die Gegend und ihre Bewohner aus der Thierwelt genau kannte, so lieferte er eine Menge interessante Gegenstände, unter andern auch den Marikina (Simia Rosalia Linn.) den wir bis jetzt noch nicht erhalten hatten. Der Araponga (Procnias nudicollis), dessen schon oben gedacht ist, war in allen diesen gebürgigen Waldungen äußerst häufig, und überall verkündigte ihn seine hellklingende Stimme. Francisco war der erste, der diesen schönen Vogel für unsere Sammlung erlegte. Gute brasilianische Jäger besitzen einen seltenen Grad von Gewandheit in Durchspähung der großen Waldungen; ihr abgehärteter Körper und die Gewohnheit, immer mit bloßen Füßen zu gehen, erleichtert ihnen dies Geschäft außerordentlich. Auf der Vignette, welche vor diesem Abschnitte in der 4to: Ausgabe steht, sind ein Paar solcher Leute, von der Jagd heimkehrend, abgebildet. Ihr Anzug besteht in einem leichten Hemde und Beinkleidern von Baumwollenzeug, über die Schulter gehängt tragen sie oft eine tuchene Jacke, um dieselbe anzuziehen, wenn Regen oder die kühle Nacht eintritt. Ihr Kopf ist mit einem Filz- oder Strohhute bedeckt. Über die Schulter tragen sie an einem ledernen Riemen das Pulverhorn und den Schrotbeutel, und das Schloß der langen Flinte wird gewöhnlich durch ein Thierfell gegen die Nässe verwahrt. Der eine der daselbst abgebildeten Jäger trägt einen Brüllaffen (Guariba), und der andere hat an seiner Flinte die große Eidechse Teiù (Lacerta Teguixin, Linn.) aufgehängt, in der Hand aber hält er einige Vögel, worunter der Tucan in die Augen fällt. Die Hunde, welche diese beyden Leute begleiten, werden besonders gebraucht um Rehe und Schweine zu jagen.

Zu Gurapina war die Temperatur sehr abwechselnd; einige Tagen waren so kalt, daß der Thermometer Mittags auf 13° Reaumur fiel; dazwischen hatten wir aber auch wieder ziemlich warmes und angenehmes Wetter. Ich vertiefte mich öfters in diese gebürgigen schauerlichen Wildnisse, und entzückt von der hier herrschenden tiefen Ruhe und Stille, die nur zuweilen durch Schaaren von schreyenden Papageyen unterbrochen wurde, hätte ich Tage lang hier verweilen können. Bey solchem Geistesgenusse lebten wir in den Umgebungen von Gurapina sehr heiter und in Freuden, um so mehr, da wir frische Lebensmittel im Überflusse hatten. Diejenigen, welche der brasilianische Reisende mit sich führen kann, bestehen in Mandioccamehl (gewöhnlich blos Farinha genannt), schwarzen Bohnen (Feijão), Mays (Milho), getrocknetem Salzfleisch (Carne seca oder do Sertam) (*) und Reiß (Arroz). Statt des Carne seca erhielten wir hier gutes frisches Fleisch; daneben versorgte uns der Besitzer der Fazenda mit einer großen Menge der herrlichsten Orangen, mit Brandwein (Agoa ardente de canna), den er aus dem Zuckersaft bereiten ließ, mit Reiß, Zucker, Farinha, Mays, Baumwolle, und war dabey so uneigennützig, für alle diese vielen Gegenstände keine Bezahlung nehmen zu wollen. Diese Weigerung nöthigte uns, früher von hier aufzubrechen, als wir es sonst gethan haben würden, da uns diese Gegend, bey so manchen andern Begünstigungen, so viele frohe Genüsse und so reichen Stoff für unsere Wißbegierde darbot. Wir nahmen Abschied von unserm Wirth und traten die Reise nach Ponta Negra an.

Die Wege waren oft so grundlos, daß unsere Thiere Gefahr liefen, mit den schweren Lasten einzusinken. Wir durchritten dichte Gebüsche von hohem, rohrartigem Grase, Canna, Rheria und niedrigen Palmen; auf einigen Höhen fanden wir Neger, die, um das Land urbar zu machen, mit einem, an

(*) In Pernambucco nennt man es Carne de Seara, nach Koster S. 133 und 130.

einer Stange befestigten, sichelförmigen Eisen (Fouçe), das niedrige Gesträuch wegschafften, und bey einigen Fazendas, an denen wir vorbeyritten, bewunderten wir dichte Hecken oder Einzäunungen von Orangenbäumen. Mit schwer gefüllten Jagd- und Rocktaschen, die von Vögeln und mancherley jetzt reifen Sämereyen strotzten, erreichten wir endlich die Lagoa da Ponta Negra. Der schöne See ernährt an seinen sumpfigen, mit Rohr bewachsenen Ufern, Schaaren von Jassanas (Parra Jacana, Linn.) und weißen Reihern, von welchen einer durch unsere Jäger erlegt wurde; das milchweiße Gefieder dieser Vögel erhält sich wegen ihrer langen Füße selbst im Sumpfe stets in der blendendsten Reinheit. Nicht fern davon erreichten wir eine isolirte Venda, wo sich die Reisenden in der großen Hitze durch eine Limonade, oder besser durch einen kalten Punsch zu erfrischen pflegen. Hier vernahmen wir, daß die Nachricht von unserer bevorstehenden Ankunft uns schon vorangegangen sey, und machten die unangenehme Erfahrung, daß die Wirthe schon im Voraus Speculation auf unsern Beutel gemacht hatten. Nahe bey diesem Hause wurden wir auf einer Anhöhe durch die herrlichste Aussicht auf das Meer, den Landsee und die hinter uns liegende Gegend von Rio de Janeiro überrascht. Weiterhin in den dichten Gebüschen, die unser Weg durchschnitt, fanden wir einen uns noch neuen Vogel, den großen Annú (Crotophaga major, Linn.) sehr häufig. Sein Gefieder ist schwarz, schillernd in Kupfergrün und Stahlblau. Hier hörten wir die Brandung des Meeres und kamen bald darauf zu den Sanddünen, wo wir die mit weißem Schaum bedeckten Wogen ungestüm an den Waldbergen der Küste sich brechen sahen. Zunächst hinter dem weißem Sande der Praya (Seeküste) erhebt sich ein dicht verflochtenes Gesträuch von den verschiedensten Baumarten, das von den Seewinden und Stürmen niedergehalten wird, und daher nur allmählig sich erhebt.

In diesem 20 bis 30 Fuß hohen Dickicht längs der See, worin wir unsere Reise fortsetzten, wachsen hohe Fackeldisteln

(Cactus) und besonders zahlreich sieht man die oft mit wunderschönen Blumen geschmückten Bromelien. Kleine Eidechsen rauschten in dem dürren Laube unter den Gesträuchen, während der große Annú und der Tijé (Tanagra brasilia, Linn.) mit seinem blutrothen Gefieder, das Dickicht beleben. Dieses schöne Thier ist in Brasilien sehr gemein, besonders an den Seeküsten und Flußufern.

Gegen Abend befanden wir uns zwischen der Seeküste und einem großen Rohrsumpfe, in welchem Schaaren von Vögeln sich zur Ruhe begaben; der Tijé war besonders häufig und die rostbauchige Drossel (Turdus rufiventris, des Berliner Museums), hier Sabiah genannt, saß auf den Spitzen der Gesträuche und ließ ihren angenehm flötenden Abendgesang hören. In der Dämmerung flog der Caprimulgus nahe vor unsern Pferden umher, so wie ein großer Abendfalter von schieferblaulichter Farbe (Papilio Idomeneus, Fabr.) von welchen wir eine Menge Exemplare hätten fangen können, wenn uns nicht gerade in diesem Augenblicke das dazu erforderliche Netz gefehlt hätte. An einem Aste fand ich eine todte Fledermaus aufgehängt, welche in dieser Stellung gestorben seyn mußte. Sie gehörte zu dem Genus Phyllostoma und hatte große Ähnlichkeit mit Azara's Chauvesouris première ou obscure et rayée (*), ist mir aber auf meiner ganzen Reise nie wieder vorgekommen. Als wir die Blüthe einer niedrigen Palme untersuchen wollten, fanden wir, an einem Ästchen befestigt und aufs niedlichste gebaut, das Nestchen des blauscheitlichen Fliegenvogels, einer Art, die dem Trochilus bicolor (Saphir émeraude, Buff.) gleicht (**), welches so nett mit Moos überlegt war, wie die Nester unsers deutschen Stieglitzes und anderer kleiner Vögel. Man findet in allen diesen Fliegenvo-

(*) S. Don Felix de Azara Essais sur l'histoire naturelle des Quadrupèdes de la Province du Paraguay. Tom. II. p. 269.

(**) Trochilus pileatus; 4 Zoll 8 Linien (Pariser Maas) lang; Körper prachtvoll glänzendgrün; Scheitel, gabelförmiger Schwanz, Schwung- und große Flügeldeckfedern dunkelblau; After weiß; Schnabel gerade.

gelnestern zwey länglichte weiße Eyer, die bey manchen Gattungen außerordentlich klein sind. Beym Einbruch der Nacht zogen wir zwischen einigen Seen fort, an welchen leuchtende Insekten funkelten und Frösche leise sich hören ließen, und erreichten nach einem bedeutenden Tagemarsche eine Venda am See Sagoarema, wo wir unsere Leute mit den Lastthieren vorfanden, die uns auf einem andern Wege dahin vorausgegangen waren. Wir erwarteten hier schon unsere Kochkessel aufgehangen zu sehen, allein es fehlte hier an allem zur Bereitung der Mahlzeit Erforderlichen. Wir sandten unsere Leute nach Lebensmitteln aus; da diese aber so lange ausblieben, daß wir zu fürchten anfingen, sie seyen uns durchgegangen, so schickten wir andere zu Pferde nach. Mit diesen kamen sie endlich zurück, brachten aber nichts als einige lederne Säcke (Boroacas) mit frischen Fischen. Die Nacht war indessen vorübergegangen, und aus unserm Abendessen wurde ein Frühstück.

Der Sagoarema-See hängt mit dem Meere zusammen und ist ein bedeutendes Binnenwasser von etwa 6 Legoas Länge und $\frac{3}{4}$ Legoa Breite, dessen gesalzenes Wasser, ob es gleich an einigen Stellen einen unangenehmene Geruch von sich giebt, dem ungeachtet fischreich ist. Hier befindet sich eine zerstreute Povoaçâo von Fischern, welche in kleinen Lehmhütten an den Ufern wohnen. Jedes Haus hat eine ausgegrabene Vertiefung, die ihm als Cisterne dient, da das Seewasser oft faulig ist. Die Fischer hier sind leicht gekleidet, wie alle Brasilianer, tragen große Strohhüte, dünne weite Beinkleider und Hemden, und gehen mit unbedecktem Hals und bloßen Füßen; im Gürtel hat ein jeder ein spitzes Stilet mit Messing oder Silber beschlagen. Dieses letztere ist unter den Portugiesen allgemein üblich, aber eine gefährliche Waffe, denn es giebt leicht zu Mordthaten Anlaß, besonders unter rohen Menschen, wie es die Fischer zu Sagoarema sind. Die hier am See gelegene Venda wird von diesen Leuten gemeinschaftlich gehalten und ihr Ertrag getheilt; es ist daher kaum nöthig zu bemerken,

daß die Reisenden mehr als an andern Orten bezahlen müssen. Etwa eine Stunde von hier liegt das Kirchspiel (Freguesia) de Sagoarema, ein großes Dorf, oder vielmehr eine kleine Villa, mit einer Kirche. Da wir unsere Tropa über die Lagoa setzen mußten, die sich von dieser Stelle mit einer schmalen Einmündung in die See ergießt, so nahmen wir unser Quartier in einem leer stehenden Hause, und benutzten die Zeit, die umliegende Gegend näher kennen zu lernen.

Nahe bey der Freguesia steigt am Seestrande ein Hügel empor, worauf sich die Kirche, der Kirchhof und ein Telegraph befinden. Wir erstiegen diese Höhe gerade, als die Sonne untergieng. Welche große herrliche Aussicht! Vor uns öffnete sich das unabsehbare Meer, das dumpf und weißschäumend gegen den Berg, auf welchem wir standen, heranrollte, und sich an demselben brach; zur Rechten erhoben sich in der Ferne die Gebürge von Rio; uns näher sahen wir die mannigfaltig buchtige Küste, und noch näher die Ponta Negra: hinter uns hatten wir hohe Waldgebürge, eine vor denselben liegende, jedoch auch mit Wald bedeckte Niederung, und die großen glänzenden Spiegel der Seen; zu unsern Füßen lag die Freguesia von Sagoarema und links die Küste, wo die Wogen furchtbar brausend schäumten. Dieses vielumfassende Gemählde, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet und endlich im Nebel der Dämmerung verschwindend, erweckte in uns das Andenken an das entfernte Vaterland. An die Seite eines Beinhauses gelehnt und neben den unter einem Kreuze an der bemoosten Mauer aufgethürmten Schädeln, hingen wir schweigend unsern Empfindungen nach. In dieser ernsten Pause fühlten wir es recht lebhaft, wie viel der Reisende entbehren lernen muß, wenn er, hinausgetrieben von der unwiderstehlichen Sehnsucht nach Erweiterung seiner Kenntnisse, sich in einer fremden Welt einsam stehen sieht. — Unser Auge strebte vergeblich, die wunderbar verschleyerte Zukunft zu durchblicken, und vor ihm lagen beunruhigend alle die Be-

schwerden, die noch überwunden werden mußten, ehe wir hoffen konnten, über den weiten Spiegel des unermeßlichen Oceans zu den heimischen Gestaden zurück zu kehren. — Die Nacht machte unsern Betrachtungen ein Ende.

Wir kehrten nach Sagoarema zurück, das meist von Fischern bewohnt ist, die aber zum Theil auch von ihren Pflanzungen leben. Man baute hier ehmals viel Cochenille, deren Cultur aber jetzt aufgehört hat. Der König bezahlte für das Pfund ½ Doble (6400 Rees oder 1 ½ Carolin) allein die Pflanzer verdarben sich den vortheilhaften Handel selbst; sie mischten dies theuere Produkt mit Farinha, und verfälschten es dermaßen, daß es allen Werth verlor. Am folgenden Tage, einem Sonntag, wohnten meine Reisegefährten einer Messe in der Kirche von Sagoarema bey; ich ließ indessen unsere Tropa über den See schiffen. Das Gepäck wurde auf Canoen übergefahren, und unsere Lastthiere wateten unbeladen durch das seichte Wasser. Wir verließen die Gegend, und kamen nun durch Waldungen, die wir mit vielen schönen Blumen angefüllt fanden. Eine Hauptzierde dieser Gegend sind die glänzenden Spiegel vieler Landseen, die sich von Marica bis gegen Cabo Frio ausdehnen. Eine außerordentliche Menge Wasservögel lebt an den Seeufern, besonders Meerschwalben, Möven und Reiher, deren wir in kurzer Zeit eine große Schaar erlegten. Dem Ornithologen dringt sich die Beobachtung auf, daß die meisten hiesigen Sumpf- und Wasservögel ein Analogon in Europa finden: so erblickten wir z. B. eine der Larus ridibundus ähnliche Art, die Larus marinus, Sterna caspia, Hirundo und eine dritte der Minuta sehr ähnliche. Die Unterschiede dieser Vögel in Amerika und Europa fanden wir nur unbedeutend. Die kleinste Meerschwalbe (*) war an den

(*) Ich nenne diesen Vogel Sterna argentea; er könnte wohl mit unserer Sterna minuta verwechselt werden, dennoch ist er verschieden; seine Größe übersteigt die unseres europäischen Vogels, denn ich fand ihn 9 Zoll 1 Linie; Schnabel und Füße sind gelb, der erstere mit einer schwarzen Spitze; Stirn und alle untern Theile des Vogels sind weiß; Scheitel und Nacken schwarz, Rücken, Flügel und Schwanz schön nett silbergrau.

Dünen der Seeküste sehr häufig: hier flogen diese niedlichen kleinen Möven wie die Schwalben umher, und ihr blendendes Weiß wurde jetzt noch von den schwarzen Wolken eines stürmischen dunkeln Himmels gehoben. Hinter den Sanddünen der Küste verbreiteten sich Sümpfe, und zwischen beyden war der sandige Boden mit einem dichten Gebüsche von niedern etwa drey Fuß hohen Zwerg-Cocospalmen bewachsen. Dieses Gewächs ist stengellos, mit gefiederten eingerollten oder abwärts gebogenen Blättern und Fruchtkolben, welche gleich einer Typha auf einem aufrechten Schafte stehen und mit kleinen Nüßchen von der Größe der Haselnüsse bedeckt sind; diese sitzen wie die Körner am Mays, und haben an der Wurzel ein gelbröthliches, eßbares, süßlich schmeckendes Fleisch. Man nennt diese Pflanze dort Cocos de Guriri oder de Pissandó. Zu unserm Nachtquartier bestimmten wir heute die Fazenda von Pitanga, welche wir auf einer Höhe vor uns, einer alten Ritterburg gleich, vom hellen Mondscheine magisch beleuchtet, liegen sahen. Wir ritten hinauf und pochten an die verschlossenen Thore, die sich endlich öffneten und uns einnahmen. Der gefällige Feitor (Verwalter) räumte uns sogleich das Gebäude ein, in welchem die Farinha bereitet wird. Wir fanden mit allen unsern Leuten und unserm Gepäck ein bequemes, geräumiges Quartier, und blieben deshalb einige Tage hier, um die ganze umliegende Gegend zu durchstreifen.

Diese Farinha-Fabrik war eine der vollständigsten. Das Mehl wird auf folgende Weise bereitet: Die Wurzeln der Mandioccapflanze (Jatropha Mahinot, Linn.) werden zuerst geschabt, um sie von der Rinde zu befreyen: hierauf hält man sie an ein großes Rad, das herum gedreht wird, und schleift sie dadurch zu einem kleingeriebenen Brey ab. Alsdann wird die Masse in lange, weite, von Rohr oder Bast geflochtene Schläuche gefaßt, welche aufgehängt und in die Länge gezogen werden; durch diese Ausdehnung wird der Schlauch enger und preßt den in der Masse befindlichen Saft

aus (*). Den übrigbleibenden consistenten Theil bringt man in große eingemauerte Pfannen von Kupfer oder gebranntem Thon, in welchem er durch die Hitze völlig getrocknet wird, wobey aber die dicke Masse beständig mit eigens dazu bestimmten Werkzeugen, einer Stange, welche an ihrem vordern Ende ein kleines, senkrecht gestelltes Bret trägt, hin und her bewegt werden muß, damit sie nicht anbrenne. Das so bereitete trockne Mehl ist nun das, was man Farinha nennt. Auf den Pfannen der Mandiocca-Öfen trockneten wir auch, wenn feuchte Witterung eintrat, unsere neupräparirten Naturalien; aber obgleich alsdann immer des Nachts dabey gewacht wurde, so verbrannten uns dennoch zuweilen seltene Thiere.

Das Wetter war jetzt sehr kalt, ein heftiger Wind blies an der Seeküste, und das Thermometer stieg am Mittage kaum 13° Reaumur. Die Gegend, in welcher Sümpfe, Triften, Gebüsche und Waldungen mit einander abwechseln, lieferte uns manches interessante Thier. Unsere Jäger brachten zum erstenmale die Jacupemba (Penelope Marail, Linn.), die sehr gut zum essen ist, und die grünen Tucane oder Arassaris (Ramphastos Aracari, Linn.) ein, schöne Vögel, die einen kurzen zweysylbigen Laut von sich geben. Die Aussicht von den Gebäuden aus war sehr hübsch und von weitem Umfange; ein Telegraph correspondirte von hier mit dem zu Sagoaréma, welchen wir in der Ferne liegen sahen. Pitanga war ehemals ein Kloster gewesen, welches noch unter andern die alte Kirche zeigt. Gegen Mittag war unsere Tropa beladen, und es gewährte uns großen Vortheil, daß der Verwalter, um uns den Weg zu zeigen, uns zu Pferde begleitete. Mit unsern unbändigen Maulthieren würden wir in der Dunkelheit der uns später ereilenden Nacht und in dem schlechten Wege voll Wasser wahrscheinlich einen Theil unseres Gepäckes eingebüßt haben, indem unsere Thiere mit ihren Kasten in den

(*) S. Gilii Saggio di Storia americana T. II. p. 304. sqq. tab. 5.

schmalen Waldwegen nicht fort konnten, gegen die Bäume rennend, scheu ihre Ladung abwarfen und in das Dickicht flohen. Das Wiederfangen und das Wiederbeladen derselben hielt uns sehr lange auf; wir mußten nun mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, und die uns hindernden Stämme abhauen. Endlich erreichten wir offene Wiesen mit großen Sümpfen, Gesträuchen und breiten Wasserpfützen, die wir durchwaten mußten, eine unangenehme Erscheinung für unsere Fußgänger, besonders für die im Gebüsche jagenden Europäer, die nicht an solche Wasserreisen zu Fuße gewöhnt waren. Durch diese widrigen Begegnisse aufgehalten erreichten wir erst spät bey Nacht die Fazenda Tiririca, wohin wir einen Reiter voraus gesandt hatten, um uns Quartier zu erbitten. Ihr Eigenthümer, der Herr Capitam Mor, wies uns anfänglich sein Zucker-Engenho zum Nachtlager an, als wir ihm aber unsere Portaria (Paß vom Minister) vorzeigten, ward er sehr höflich und lud uns in seine Wohnung ein; diese Einladung nahmen wir indessen nicht an, weil wir bey unsern Leuten zu bleiben wünschten. Tiririca ist eine ansehnliche Zuckerfabrik in einer angenehmen Lage; das Zuckerwerk liegt am Fuße eines grünen Hügels, auf dessen Höhe das Wohnhaus des Besitzers, von ungefähr 20 kleinen Hütten seiner Leute und Negersclaven umringt, erbaut ist. Die großen Zuckerpflanzungen umgeben die Fazenda; jenseits erheben sich dichte, hohe Waldungen, und nahe vor dem Zuckerwerke lag eine Wiese voll Sümpfe und Pfützen, von Wasser- und Sumpfvögeln belebt, die man aus den Fenstern erreichen konnte. Nachdem wir am folgenden Morgen mit unserm gefälligen Hauswirthe das Frühstück eingenommen hatten, vertheilten wir uns in die Waldungen. Herr Sellow und ich durchgingen die Zuckerpflanzungen und einige andere kleine Fazendas, welche von niedlichen Orangenwäldchen umgeben sind, und vertieften uns dann in einen der finster verflochtenen Urwälder, welche mir während meines Aufenthalts in Brasilien immer den reichsten Genuß gewährten.

Hohe, abgestorbene Baumstämme am Saume desselben zeugten noch von dem Brande, wodurch man diese Gegend urbar gemacht hatte. Der Wald selbst war eine dunkle Wildniß von colossal-schäftigen Urstämmen; hier wuchsen die Mimosa-, Jacarandá-, Bombax-, Bignonia- und andere Bäume, auch das Pao Brazil (Caesalpinia brasiliensis), auf ihnen wieder eine Menge Cactus, Bromelia, Epidendrum, Passiflora, Bauhinia, Banisteria und andere Geschlechter, deren rankende Stämme unten an der Erde wurzeln, deren Blätter und Blumen aber blos die höchsten Baumkronen einnehmen; man kann sie daher nicht anders untersuchen, als wenn man diese Riesenbäume niederhaut, wobey aber oft wegen der Härte des Holzes das Eisen der besten Art zerbricht. Schlinggewächse verbinden die Bäume auf das wunderbarste. Unter ihnen zeichnet sich eine Bauhinia aus, deren feste holzigte Ranken stets in abwechselnden Bogen wachsen; die Concavität jedes Bogens ist so künstlich ausgehöhlt, als ob der Hohlmeisel eines Bildhauers dazu gebraucht worden wäre, und auf der entgegengesetzten convexen Seite steht ein kurzer, stumpfer Dorn. Dieses sonderbare Gewächs, das man leicht für ein Kunstprodukt ansehen könnte, steigt bis in die höchsten Baumkronen. Sein Blatt ist klein und zweylappigt (bilobum), die Blüthe aber ist mir nie zu Gesicht gekommen, obgleich die Pflanze sehr gemein ist. Andere Arten von Schlingbäumen zeichnen sich durch besonders starken, theils angenehmen, theils unangenehmen Geruch aus. Die Çipo Cravo riecht sehr angenehm, etwa wie Gewürznelken; eine andere hingegen, von der schon, als am Amazonenflusse wachsend, la Condamine (*) redet, riecht wie Knoblauch. Viele dieser sonderbaren Gewächse senken lange Zweige herab, die wieder Wurzel schlagen, und so dem Wanderer den Weg versperren. Man ist genöthigt sie mit dem Facâo abzuhauen, um fortkommen zu können; hängende Zweige der Art, die, wenn

(*) S. De la Condamine voyage etc. p. 74.

der Wind oder ein anderer Umstand sie bewegt, dem Reisenden an den Kopf schlagen, finden sich auf allen Waldwegen Brasiliens. Überhaupt ist in diesen Zonen die Vegetation so üppig, daß jeder alte hohe Baum das Bild einer kleinen Welt ist, ein botanischer Garten von oft schwer zu erhaltenden und gewiß größtentheils unbekannten Gewächsen. Wir erlegten hier manchen schönen Vogel. Der gelbbauchige Surucuá (Trogon viridis, Linn.) war sehr gemein; überall erschallt seine Stimme, ein oft wiederholter, von der Höhe zur Tiefe herabsinkender Pfiff. Wir hatten ihn bald nachahmen gelernt, und konnten ihn so leicht locken. Mit leisem, schnellen Fluge kommt er herbey und setzt sich in der Nähe auf einen niedrigen Zweig, wo man ihn ohne viel Mühe herabschießt. Eben so häufig waren die Spechtpirole (Dendrocolaptes, Illigeri), welche in Gesellschaft des schönen Spechts mit blaßgelber Haube (Picus flavescens), des rothköpfigen Spechts (Charpentier à huppe et cou rouge, Azara) und des Picus lineatus an den großen Stämmen pochend gefunden und geschossen wurden. Die kleinen Papageyen mit keilförmigem Schwanze, hier Tiribas genannt (*) erlegten wir oft in Menge. Gegen Abend glückte es mir, auch den Pavó (Pie à gorge ensanglantée des Azara) zu erhalten. Er ist ein schöner schwarzer Vogel von der Größe einer Krähe, am Vorderhals mit dem lebhaftesten Roth gefärbt. Herr Sellow entdeckte heute im allgemeinen nicht viele neue Pflanzen, fand jedoch häufig die schöne Alstroemeria Ligtu, Linn., mit angenehm roth und weißgestreifter Blume. Er fing auch eine hier zwar gemeine Schlange, welche aber

(*) Der Papagey, welcher an dem größten Theil der Ostküste unter dem Nahmen Tiriba bekannt ist, scheint eine noch unbeschriebene Art zu seyn, welche ich Psittacus cruentatus nannte. Er hat die Größe einer Drossel und einen keilförmig-verlängerten Schwanz, und mißt 8 Zoll 11 Linien in der Länge; Gefieder grün; Scheitel und Hinterkopf graubraun; Backen und Kinn grün; zwischen Auge und Ohr bräunlich roth; hinter dem Ohr an der Seite des Halses ein orange gelblicher Fleck; Vorderhals himmelblau; am Bauch und Uropygium ein blutrother Fleck. Psittacus erythrogaster des Berliner Museums.

die größte Zierde dieses Geschlechts ausmacht. Dieses schöne Thier ist im Lande unter dem Nahmen Cobra Coral oder Coraës bekannt, darf jedoch nicht mit jener Coraës verwechselt werden, die in den Werken von Lacepede, von Daudin und Andern beschrieben ist. Den Nahmen Corallenschlange verdient die hier gefundene mit großem Rechte; das reinste, brennendste Scharlachroth wechselt an ihrem glatten Körper mit schwarzen und grünlich-weißen Ringen, so daß dieses schöne, und dabey völlig unschädliche Reptil mit einer bunten Corallenschnur verglichen werden kann. Ich habe mehrmals das prachtvolle Geschöpf in Spiritus gesetzt, allein es nie dahin gebracht, ihm die herrliche rothe Farbe zu erhalten. In dem Linné'schen System ist diese Schlangen-Art ohne Zweifel unter dem Nahmen Coluber fulvius, nach Exemplaren beschrieben, welche im Weingeist ihre Farbe verloren hatten. Abends bat uns der Hauswirth zu Tische. Bey der Mahlzeit erschienen, nach brasilianischer Sitte, die weiblichen Bewohner des Hauses nicht, sie sahen aber dafür durch die Ritzen der Thüren und Fensterläden, um die seltenen Gäste zu betrachten; Negersclaven, männlichen und weiblichen Geschlechts, warteten bey Tische auf. Über diese und ähnliche Gebräuche der Brasilianer haben Mave und Koster umständliche Nachricht gegeben, und ich brauche mich daher hierbey nicht aufzuhalten. Während des Essens wurde das Gespräch von unserer Seite auf verschiedene Gegenstände und Einrichtungen des Landes gelenkt, allein unser sonst gefälliger Hauswirth schien hierüber keine Auskunft geben zu wollen oder zu können.

Der folgende Tag war ein Sonntag, wo man früh zur Messe ging. Nach dem Gottesdienste reisten wir ab. Die Hitze war groß, daher erfrischten wir uns unterwegs mit kaltem Punsch und vortrefflichen Orangen, die man in vielen Gegenden umsonst erhält. Diese herrliche Frucht darf man, selbst bey der größten Erhitzung, in Menge genießen, ohne Nachtheil für die Gesundheit zu befürchten, nur Abends sollen

sie nicht wohl bekommen. Weit vorsichtiger muß man im Genusse der Cocusnüsse und der andern kühlenden Früchte seyn.

Da die Entfernung von Tiririca nach Parati nur etwa drey Stunden Weges beträgt, so erreichten wir, durch Sumpf und sandige Wälder ziehend, bald die Fazenda, welche wir schon von Ferne auf einer Wiese liegen sahen, und in der wir, der Aussage unseres gestrigen Wirths zufolge eine sehr freundliche Aufnahme zu erwarten hatten. Sie war ehemals ein Kloster gewesen, und hat eine ansehnliche neue Kirche, wobey große Wirthschaftsgebäude angelegt sind. Hier sahen wir zuerst eine Krankheit, die in den südlichen Gegenden von Brasilien unter den Negern sehr gemein ist, nehmlich dick geschwollene Füße. Sie überziehen sich mit einer harten Haut wie bey der Elephantiasis. Wir baten den Hausherrn, die Nacht hier zubringen zu dürfen, allein gegen die Art der brasilianischen Pflanzer, die wir bisher nur von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatten, wies man uns eine sehr schlechte Varanda an einem Stalle oder Schoppen an, wo wir von oben gegen den Regen gedeckt, von den Seiten aber der Witterung bloßgestellt waren. Der Wirth entfernte sich bey unserer Ankunft und zeigte uns sogleich, daß man ihm in Tiririca mit dem Nahmen eines gastfreundlichen Mannes, zu viel Ehre angethan hatte. Als wir ihn ersuchen ließen, uns etwas Reis für unsern Tisch und Mays für unsere Thiere zu verkaufen, schlug er es rund ab unter dem Vorwande, er habe nichts; und erklärte: ob man uns Wasser geben wolle, das werde sich noch zeigen. Wir sandten nun Leute zu Pferd in die Nachbarschaft und kauften die nöthigen Bedürfnisse auf andern Fazendas. Am folgenden Morgen ließen wir früh unsere Tropa laden und aufbrechen; wir selbst aber ritten an das Haus des Herrn Capitam und ließen ihm sagen, daß wir Abschied zu nehmen wünschten. Als er erschien, dankten wir ihm mit der größten Höflichkeit für seine zuvorkommende Güte, setzten aber hinzu: wir würden an den Prinzen-Regenten in

Rio de Janeiro berichten, wie gut er den in unsern Papieren ausgedrückten gütigen Willen der Regierung erfüllt habe, worauf er zwar betroffen ward, aber vor Wuth schäumend ausrief: Was geht mich der Prinz-Regent an!

Unsere Reise fortsetzend, erreichten wir bald mit hohen Gebüschen umgebene Sümpfe, an deren Ufern der Quer-Quer oder brasilianische Kibitz (Vanellus cayennensis) sehr gemein ist (*). Dieser schöne Vogel hat den Nahmen Quer-Quer, weil er beym Anblick der Menschen oder anderer fremdartiger Gegenstände mit einer durchdringenden, widerlichen Stimme das Geschrey Quer! Quer! Quer! erhebt, und dadurch alle andere Vögel aufscheucht. Man trifft ihn auf allen brasilischen Wiesen, Triften und Sümpfen an. Eben so gemein ist hier die große Schwalbe mit dem weißlichen Halsringe. (**).

Die Hitze war jetzt so drückend, wie sie noch nie gewesen war; es regte sich kein Lüftchen und der trockene tiefe Sandboden, in dem sich die Strahlen der Sonne brachen, vermehrte die Gluth der Atmosphäre.

In einem schönen Walde, durch den unser Weg jetzt führte, schossen unsere Jäger eine hübsche Art von Maracanà (Psittacus quianensis, Linn.), welche sich hier in zahllosen Schaaren aufhielt. Jenseits des Waldes kamen wir an eine Stelle, wo eine Menge Indier von S. Pedro mit der Ausbesserung des Weges beschäftigt waren. Diese Masse von braunen Menschen war uns neu und interessant. Nachdem wir

(*) Mave erwähnt dieses Vogels S. 80, indem er sagt, er habe schöne Lapwings geschossen, mit einem rothen Sporn an jedem Flügel, die einen großen Lärm verursachten.

(**) Die hier gefundene Schwalbe (Hirundo collaris) ist eine schöne neue Art, von der Größe unseres deutschen Cypselus. Ihr Gefieder ist bräunlich schwarz, überall mit grünem Schiller; rund um den Hals liegt ein weißlicher Ring. Die Schwanzfedern haben Stachelschäfte, deren Spitze eine Linie lang hervortreten. Die Ferse ist unbefiedert, die Zehen sehr stark, zusammengedrückt, und mit scharfen bogenförmigen Nägeln versehen, welche zum Anhalten an den Felsen recht geeignet sind. Diese Art habe ich auch zuerst in den Felsen bey Rio de Janeiro gefunden.

einige Hügel zurückgelegt hatten, erblickten wir plötzlich vor uns die Lagoa de Araruama, welche 6 Legoas lang und dabey sehr breit ist, mit dem Meere 1½ Legoa nördlich von Cabo Frio zusammenhängt, und aus deren fischreichen Gewässern man an einigen Stellen des Ufers Salz gewinnen soll (*), Wald und einige Wohnungen bekränzten das jenseitige Ufer, und auf einer kleinen Anhöhe in der Ferne lag die Kirche des Dorfes S. Pedro. Nachdem wir einen Theil des See's umritten hatten, erreichten wir die Venda des Dorfes, wo ich abladen ließ, und meine von der Hitze und der starken Fußreise ermüdeten Jäger erwartete. Sie kamen bald, mit mancherley interessanten Thieren bepackt, die sie unterwegs geschossen hatten.

S. Pedro dos Indios ist ein Indierdorf (Aldea), welches die Jesuiten ursprünglich aus Goaytaca-Indiern gebildet haben sollen (**). Hier befindet sich zwar eine ansehnliche Kirche und der Ort hat mehrere Straßen, aber die Häuser sind nur Lehmhütten, die alle, so wie die meisten einzelnen Ansiedlungen der hiesigen Gegend, von Indiern bewohnt werden. Sie haben hier im Dorfe einen Capitam Mor (so viel als Commandant oder Schulze) von ihrer eignen Nation, der aber durch nichts als durch seinen Amtsnahmen ausgezeichnet ist. Außer dem Geistlichen befinden sich nur einige wenige Portugiesen hier. Die hier wohnenden Indier haben noch großentheils die reine indische Physiognomie, die schon zu S. Lourenzo weiter angegeben ward, hier sich aber noch charakteristischer ausspricht als dort. Ihre Kleidung und Sprache

(*) Dieser Landsee wird auch Lagoa de Iraruama oder Aruama genannt.

(**) Die Corografia brazilica Tom. II. p. 45. giebt folgende Notiz von der Entstehung dieses Indierdorfes: Es ward angelegt als Salvador Correa de Sa, die drey Brüder Correas Gonsalo, Manuel und Duarte, der Capitam Miguel Ayres Maldanado und mehrere Andere im April 1629 in dieser Gegend ein großes Stück Land von den Goaytacases-Indianern befreyten, welches sie schon im August 1553 geschenkt bekommen hatten.

ist die der niedern Klassen der Portugiesen, und nur zum Theil kennen sie noch ihre alte Sprache. Sie haben die Eitelkeit, Portugiesen seyn zu wollen, und sehen auf ihre noch rohen uncivilisirten Brüder in den Wäldern, die sie Caboclos oder Tapuyas nennen, mit Verachtung herab. Nach der Sitte der Portugiesinnen binden ihre Weiber ihr langes, rabenschwarzes Haar oben auf dem Kopf in einem Knoten zusammen.

In den Ecken ihrer Hütten findet man die Schlafnetze der Familie aufgehängt; auch fanden wir bey ihnen viele aus grauem Thon verfertigte Gefäße. Die Männer sind meist gute Jäger und geübt im Schießen mit der Flinte, die Knaben schießen sehr gut mit dem kleinen Bogen von Airi-Holz, Bodoc genannt. Die Bogen haben zwey Sehnen, welche durch ein Paar kurze Stückchen Holz von einander entfernt gehalten werden; in der Mitte befindet sich eine Stelle, wo die beyden Schnüren durch ein netzartiges Geflechte vereint sind, um die Thonkugel oder den kleinen runden Stein (Pelotta) anzulegen. Man zieht hierauf mit den vordern Fingern der rechten Hand die Schnur und die Kugel zugleich zurück, und läßt dann jene plötzlich los, wodurch die Kugel fortgeschnellt wird. Schon Hofrath von Langsdorf erwähnt solcher Bogen, die er zu S. Catharina sah; auch sind sie überall an dieser Küste gebräuchlich, ja am Rio Doce führen selbst erwachsene Männer dergleichen zu ihrem Schutze gegen die Botocuden, wenn sie kein Feuergewehr besitzen. Sie sind sehr geübt in dieser Art zu schießen, und tödten einen kleinen Vogel auf eine bedeutende Entfernung, ja selbst Schmetterlinge an Blumen, wie Herr von Langsdorf erzählt. Azara, in seiner Beschreibung von Paraguay, sagt (*), daß man dort mehrere Kugeln zugleich mit diesen Bogen abschieße. (In der 4to Ausgabe ist auf der dreyzehnten Tafel Figur 1. ein solches Instrument abgebildet.)

(*) Azara, voyages etc. Vol. II. p. 67.

Koster hat in seiner Reise in der Capitania von Pernambucco die entwilderten Indier ziemlich richtig, doch in einem etwas zu ungünstigem Lichte, geschildert; es ist aber möglich, daß sie dort auf einem noch geringerem Grade der Bildung stehen als hier. Auch muß ich hier zum voraus bemerken, daß ein Theil der Schuld der geringen Bildung und des oft schlechten Charakters dieser Indier in der falschen Behandlung und Bedrückung gesucht werden muß, welche sie früherhin von den Europäern zu erdulden hatten, die sie oft kaum für Menschen erkannten und mit dem Nahmen Caboclos oder Tapuyas die Idee von Wesen verbanden, die blos geschaffen seyen, um sich von ihnen mißhandeln und tyrannisiren zu lassen. — In der Hauptsache ist übrigens alles wahr, was Koster von ihrem Charakter sagt; denn noch immer äußert sich bey ihnen ein Hang zu ungebundenem indolentem Leben; sie lieben starke Getränke und arbeiten ungern, sind wenig zuverläßig in ihren Worten, und man hat unter ihnen noch sehr wenig Beyspiele von ausgezeichneten Männern. An Geistesfähigkeiten fehlt es ihnen indessen nicht, sie begreifen alles sehr leicht, was man sie lehrt, und sind dabey schlau und verschlagen. Sehr auffallend in ihrem Charakter ist ein unbeugsamer Stolz und eine große Vorliebe für ihre Wälder. Viele von ihnen hängen noch ihren alten Vorurtheilen an, und die Geistlichen klagen, daß sie schlechte Christen sind. Der Priesterstand steht ihnen offen, dennoch aber ist es etwas sehr seltenes, daß sie sich demselben widmen. In Minas Geraës befand sich ein Geistlicher, welcher ein Indier, und zwar von einem der roheren Stämme war. Dieser Mann war überall geachtet und lebte mehrere Jahre auf seiner Pfarre; plötzlich aber wurde er vermißt, man fand, daß er seinen Ornat von sich geworfen hatte, und erfuhr, daß er nackt in die Wälder unter seine Brüder gelaufen, wo er mehrere Weiber nahm, nachdem er lange Jahre von den Lehren, welche er predigte, durchdrungen geschienen hatte. Ganz verschieden von diesen

Indiern sind die Neger, die in Brasilien leben; unter ihnen findet man viel Geschick und Ausdauer zur Erlernung aller Künste und Wissenschaften, ja es haben sich unter ihnen ausgezeichnete Leute gefunden (*).

Haben die Indier hinlänglich zu essen, so bringt man sie nicht leicht zur Arbeit; sie verkürzen sich lieber die Zeit mit Tanz und Trinkgelagen. Die jetzt bey ihnen üblichen Tänze haben sie von den Portugiesen angenommen; einen darunter, Baducca genannt, lieben sie besonders. Nach dem Schall der Viola (Guitarre) machen die Tanzenden mancherley unanständige Stellungen gegen einander, klatschen mit den Händen und schnalzen mit der Zunge (**), dabey wird der wohlbekannte Caüy (†) nicht vergessen, der heut zu Tage blos aus der Mandioccawurzel, Mays oder Bataten bereitet wird. Die Wurzel wird geschabt, in Stücke geschnitten, abgesotten, gekaut, mit den Fingern aus dem Munde genommen und in ein Gefäß geschüttet, wo sie mit Wasser begossen gährt, und dann ein etwas berauschendes, säuerliches und nahrhaftes Getränke giebt, das im Geschmack der Molke sehr nahe kommt. Gewöhnlich wird dieser Lieblingstrank warm genossen. Die Lebensart dieser Indier gleicht noch sehr der der alten Küsten-Indier. Die Portugiesen haben manches von ihnen angenommen; wie z. B. die Bereitung des Mandioccamehls. Sie hatten

(*) Hierüber siehe Blumenbachs Beyträge zur Naturgeschichte 1ter Theil S. 94, als Bestätigung für die Geistesfähigkeiten der Neger, für die anziehende Kraft des vaterländischen Bodens und die gewohnte Lebensart roher Völker.

(**) S. v. Eschwege, Journal von Brasilien 1tes Heft, S. 59.

(†) Simao de Vasconcellos zählt uns in den Notitias curiosas do Brazil p. 86 und 87. alle Arten von Caüy auf, welche die Küsten-Indier vor Zeiten bereiteten; sie gossen dies Getränk in Talhas, welche sie Igaçabas nannten. Einige zählten 32 Arten derselben, z. B. von Acayá, Atpy; (dieses nannten sie alsdann Caüy caraçú und Caüy maschaschéra), von Pacoba (Pacoüy), Milio (Abatiüy), Ananas (Nanavy), welches stärker ist und leicht berauscht, von Bataten (Jetiüy), Genipaba, Beju oder Mandiocca (Tepiocuy), wildem Honig, Zucker (Carápa), Acaju u. s. w.; den letztern liebten sie am meisten. Ueber den Caüy s. auch Jean de Lery, p. 123.

vormals eine gröbere Art, welche sie Uy-Entan nannten, und eine feinere unter dem Nahmen Uy-Pu (*), und noch heut zu Tage kennen diese jetzt civilisirten Indier den Nahmen Uy recht wohl. Sie bereiteten in jenen frühern Zeiten schon ihren Mingau, indem sie Mandioccamehl in die Brühe des abgekochten Fleisches warfen, worin es aufgeht und einen nahrhaften Brey bildet; die Portugiesen nahmen auch dieses von ihnen an. Sie schütteten, wenn sie aßen, das trockene Mandioccamehl neben sich hin, und warfen es mit einer solchen Fertigkeit in den Mund, daß von diesen einzelnen kleinen Körnchen nichts verloren gieng. Man findet bey ihren heutigen Nachkommen, so wie bey den portugiesischen Pflanzern, diesen Gebrauch ebenfalls (**). Die alten Tupinambas kannten schon eine vorzüglich gute Art der Mandioccawurzel unter dem Nahmen Aypi, welche sie in der Asche brateten und in Wasser abkochten (***), beydes geschieht noch heut zu Tage unter ihren Nachkommen, auch heißt die Wurzel noch jetzt eben so, oder Mandiocca doçe; diese und andere Gebräuche haben sich bis jetzt unter ihnen erhalten. Ungeachtet sie sich zum christlichen Glauben bekennen, so gehen doch viele unter ihnen nur zum Scheine und höchst selten in die Kirche; dabey sind sie abergläubisch und haben eine Menge Vorurtheile, ja Koster (†) fand selbst in Pernambucco noch die Maracas (††) in einem indischen Hause, ein Beweis, daß sie zum Theil auch noch an jenem Gebrauche ihrer Vorfahren hängen. Mit der fortschreitenden Cultur dieses Volkes wird seine Originalität und der letzte Rest seiner alten Sitten und Gebräuche immer mehr verschwinden, so daß selbst an der Stelle, welche ihm die Natur zum Aufentshaltsorte anwies, bald keine Spur davon mehr zu finden seyn, und man

(*) Jean de Lery, voyage etc. p. 116.
(**) Jean de Lery, voyage etc. p. 118 und 119.
(***) ibid. p. 119.
(†) Koster's travels etc. p. 314.
(††) Hans Staden nennt sie Tamaracas. Caput xxii.

nur in Lery's und Hans Stadens Schilderungen noch Kunde von ihnen erhalten wird.

In S. Pedro unterhielten wir uns lange mit den Bewohnern, die in der angenehmen Abendkühle vor ihren Hütten saßen. Der Capitam Mor, ein kluger ältlicher Indier, und mit ihm alle Bewohner des Orts, konnten uns ihren Argwohn nicht verbergen, daß wir wohl englische Spione seyn möchten; und selbst als wir ihm unsere Portaria zeigten, war er noch nicht völlig beruhigt. Die Engländer sind in Brasilien sehr verhaßt; man hält alle Fremde, bey welchen blonde Haare und eine weiße Haut die nördliche Abkunft verrathen, für Glieder jener Nation.

Da die umliegende Gegend uns mannigfaltigen Stoff für unsere Forschungen zu enthalten schien, so verweilten wir hier mehrere Tage; unsere ausgesandten Jäger brachten uns einige Micos (Simia fatuellus, Linn., der gehörnte Sahui), das Faulthier mit dem schwarzen Halskragen (*), eine noch wenig gekannte Art, u. s. w.; dieses letztere fanden wir nachher in den südlicheren Gegenden häufig, aber in den nördlicheren nicht mehr. Der folgende Tag war ein Sonntag; alle Bewohner der umliegenden Gegend strömten zur Messe nach S. Pedro herbey. Wir zogen in die Kirche, vor welcher noch, von einem vergangenen Feste her, verdorrte Palmblätter in die Erde gesteckt eine Allee bildeten. Ein gewisser Herr Capitam Carvalho, welcher sich auch hier eingefunden hatte, war gegen uns sehr zudringlich. Er hatte in der Nähe seine Roça (Pflanzungen) und in der nicht weit mehr entfernten Villa zu Cabo Frio ein Haus, welches er uns für unsern bevorstehenden Auf-

(*) Das Faulthier mit dem Halskragen (Bradypus torquatus, Illigeri) ist eine neue noch unbeschriebene Art. Es unterscheidet sich in Gestalt und Bildung wenig von dem Aï; seine Farbe ist abweichend: eine Mischung von grau und röthlich, der Kopf mehr ins röthliche fallend und weißlich gemischt. Auf dem Oberhals befindet sich ein großer Flecken von langen schwarzen Haaren. Diese Art hat übrigens drey Zehen wie der Aï, und nicht zwey, wie Illiger in seinem Prodromus angiebt.

enthalt daselbst zur Wohnung aufdrang. Hier in S. Pedro machte er unsern Führer, und lud uns wiederholt nach seiner Wohnung in der Nachbarschaft ein, wovon Herr Sellow Gebrauch machte. In der Messe sahen wir die vielen dunkelbraunen Indier mit ihren originellen Gesichtern, ein für Fremde sehr interessanter Anblick. Am Abend tanzten sie im Hause ihres Capitam Mor, und waren bey dem Caüy-Trinken sehr lustig. Der Geistliche hatte sich ebenfalls hier eingefunden; es schien aber, als ob man außer der Messe nicht viel aus ihm mache.

Durch den Besuch, welchen Herr Sellow in der Behausung des Herrn Carvalho abgestattet, lernten wir die verschiedenen interessanten Produkte der großen Waldungen bey S. Pedro einigermaßen kennen. Diese Wälder sind mit den schönsten Nutzhölzern und officinellen Gewächsen angefüllt. Herr Carvalho war früherhin der Ausführung solcher nutzbarer Holzarten, welche der Krone gehören, beschuldigt und von der Regierung zur Strafe festgesetzt, nachher aber für unschuldig erklärt und wieder frey gegeben worden. Hier ist das Brasilienholz, Pao Brazil (Caessalpinia brasiliensis, Linn.) in Menge vorhanden, und Ipé-Holz (Bignonia) von verschiedener Art, mit großen gelben und weißen Blumen, wovon die eine Art Ipé-amarello genannt wird, eine andere aber, welche wohl eins der stärksten Schiffbauhölzer liefert, hat den Nahmen Ipé-Tabacco, weil ihr gespaltener Kern ein hellgrünes staubartiges Pulver giebt, ferner Pekeá, dessen Frucht genießbar für Menschen, und eine gewöhnliche Nahrung der Affen ist; ferner Pitoma, Oleo Pardo (Laurus), Ipeuna (Bignonia) von allen das härteste Holz. Da es elastisch und dabey sehr leicht ist, so verfertigen die Indier zuweilen ihre Bogen daraus. Hier ist ferner Imbiú, Jaquá, Grubú, Grumbari und Mazaranduba, welches Milchsaft zwischen Splint und Rinde hat, woraus die Indier Vogelleim machen; Graüna und Sergeira (eine Cassia oder Mimosa, die das Laub abwirft) einer der schönsten und

dicksten Bäume. Es ist leicht, ersetzt Linden- und Pappelholz, und man macht Canoes daraus. Hier sind Jarraticupitaya, mit gewürzhafter Rinde, die ein Heilmittel der Indier ist, Jacarandá oder bois de rose (Mimosa), schön schwarzbraun, fest und schwer, nutzbar für Tischler und von einem schwachen aber angenehmen Rosengeruche; der weiße Splint wird nicht gebraucht, sondern nur der innere schwarzbraune Kern; Cuiranna (Cerbera oder Gardenia), ein sehr leichtes Holz, aus dem man Löffel und Teller macht und dessen Rinde einen Milchsaft giebt; Peroba, ein hartes, festes Schiffbauholz, das von der Regierung benutzt wird, und deshalb für ihr Eigenthum erklärt ist; Canella (Laurus), sehr aromatisch, wie Zimmet riechend; Caübi (Mimosa), Majole, Sepepira, Putumujú, hier und in Rio de Janeiro Araribá genannt, und andere Arten mehr. Auch officinelle Gewächse findet man hier in Überfluß; unter ihnen nenne ich nur einige, als die Herva moeira do Sertam mit dem Gewürznelken ähnlichen Geschmack, den Costus arabicus, der gegen eine gewisse venerische Krankheit gebraucht wird; die Ipecacuanha preta (Ipecacuanha officinalis, Arruda; ohne Zweifel die Raiz preta, in von Eschwege's Journal von Brasilien, Heft 1. abgebildet); Ipecacuanha branca (Viola Ipecacuanha, Linn., oder Pombalia Ipecacuanha, Vandelli), die Buta (*), welche die Wirkung der China ersetzen soll, u. s. w.

Nachdem wir in der Gegend von S. Pedro mit den Indiern öfters gejagt hatten, verließen wir sie Nachmittags und begaben uns nach dem nur ein Paar Stunden Weges entfernten Cabo Frio. Ein Aufenthalt, den uns unterwegs ein Maulthier verursachte, gab uns Gelegenheit, eine hübsche Art von Maracanná, den unter dem Nahmen des Psittacus Macavuanna beschriebenen Vogel, zu erlegen; er hält sich schaa-

(*) Wir haben diese wirksame Pflanze weder in der Blüthe noch mit der Frucht gefunden, um bestimmen zu können, in welche Familie sie gehöre. Sie ist vielleicht ein Convolvulus.

renweise hier in den Wäldern auf und fällt in die Gebüsche und Mayspflanzungen nahe um die Wohnungen der Indier ein, wo er oft vielen Schaden verursacht.

Noch spät in der Dunkelheit überschifften wir die Lagoa bey der Villa zu Cabo Frio, und wurden daselbst von dem Herrn Capitam Carvalho in seinem Hause aufgenommen. Cabo Frio ist das bekannte Vorgebürge, welches schon früher erwähnt worden; hohe, Felsenberge, vor denen einige felsige Inseln liegen, bilden dasselbe. Auf einer dieser kleinen Inseln ist, in einem Busen nahe an der Küste, ein kleines Fort erbaut. Eine Lagoa zieht sich hier in einem Halb-Kreise in das Land hinein, und an ihr liegt die Villa do Cabo Frio. Es ist ein kleiner Ort mit mehreren ungepflasterten Straßen und niedrigen Häusern, von denen indessen einige ein ganz nettes und freundliches Äußere haben. Die Landzunge, worauf die Villa liegt, hat einen theils sumpfigen, theils sandigen Boden, denn nahe bey den Lagoas ist Sumpf, und näher dem Meere zu tiefer Sand, in welchem Gebüsche mancherley Art wachsen. Hier entdeckten wir einige neue Gewächse, unter andern zwey strauchartige Andromeden (*), die eine mit blaßgelben, die andere mit rosenrothen Blumen. Die ganze umliegende Gegend ist mit großen Seen und Sümpfen durchzogen, weßhalb man diese Gegend für fieberhaft hält; doch behaupten die Bewohner, daß die heftigen Seewinde die Atmosphäre sehr verbessern.

Die Villa nährt sich von der Ausfuhr einiger Produkte, wie der Farinha und des Zuckers. Einige Lanchas unterhalten damit einen Küstenhandel. Vor Zeiten war diese Gegend, so wie die zu Rio de Janeiro, von den mächtigen Stämmen der Tupinambas und Tamoyos bewohnt, die zu Lery's Zeit mit den Franzosen gegen die Portugiesen verbunden waren.

(*) Herr Professor Schrader zu Göttingen, dessen Güte ich die Bestimmung des größten Theils der in diesem Buche erwähnten Pflanzen verdanke, hat diese beyden Gewächse für neue, noch unbeschriebene Arten dieses Genus erkannt.

Salema griff sie 1572 zu Cabo Frio an und brachte ihnen eine große Niederlage bey, worauf sie sich ins Innere zurückzogen. Nachher siedelten sich die Portugiesen hier an. In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wohnten hier eine kleine Anzahl derselben; auch hatte man schon das Dorf S. Pedro gegründet: ein kleines Fort war nach den Angaben in Southey's history of Brazil fast ohne Besatzung.

Auf die Einladung eines hier wohnenden Capitams, sein Zuckerwerk zu sehen, schifften wir uns an einem Sonntage früh mit ihm ein; unser Hauswirth, Herr Carvalho, und ein Geistlicher begleiteten uns. Man legte wie gewöhnlich Rohrmatten (Esteiras) zum Niedersitzen auf den Boden des Canoes. Diese Art Fahrzeuge gebrauchten schon die alten Tupinamba's und die ihnen verwandten Stämme; die Portugiesen behielten sie nur bey. Sie sind aus einem einzigen Baumstamme gehauen, äußerst leicht, und die Indier wissen sie vortrefflich zu regieren. Man hat sie von verschiedener Größe; einige sind so schmal, daß man sich nicht viel bewegen darf, ohne das Umschlagen des Canoes befürchten zu müssen: andere hingegen werden aus so ungeheuer dicken Stämmen gehauen, daß sie selbst in der See, wenn sie nicht unruhig ist, ziemlich sicher gehen. Der das Canoe regierende Mann steht aufrecht und weiß sich so im Gleichgewicht zu halten, daß er durch seine Bewegungen nicht das geringste Schwanken verursacht. Die Ruder haben vorne eine Schaufel von oblonger Form, und werden bey kleinen Canoes aus freyer Hand geführt, ein Paar geschickte Canoeiros sind im Stande ein solches leichtes Fahrzeug pfeilschnell fortzutreiben. Wir fanden das Wasser der Lagoa von geringer Tiefe und so klar, daß wir den weißen Sandboden des Grundes mit seinen Korallengewächsen deutlich wahrnehmen konnten; bey der geringen Tiefe saßen wir oft fest. Die Lagoas umschwärmten Möven, Meerschwalben, weiße Reiher und Strandläufer. Zwey Arten von Cormoranen sind

hier sehr gemein: der graubraune Tölpel (*), und ein anderer unserm Cormoran sehr ähnlicher Vogel; beyde fischen hier in den Gewässern und kommen den Häusern der Villa sehr nahe. Die Fazenda des Herrn Capitam, von ihren Negerhütten umringt, ist auf einem grünen Hügel erbaut, und hat eine schöne Lage. Ringsum erblickt man Waldgebürge und bebuschte Anhöhen, welche mit den glänzend hellgrünen Zuckerpflanzungen einen angenehmen Farbenwechsel bilden; zur Linken belebten mehrere Wasserspiegel, freundliche Wohnungen und ferne blaue Gebürge diese Landschaft. Wir besahen das Zuckerwerk, welches sehr gut eingerichtet zu seyn scheint. Um den Zuckersaft, aus welchem man Branntwein bereiten will, zu verdicken und zu reinigen, gießt man eine scharfe Lauge hinzu. Man erhält diese aus dem Aufgusse von warmem Wasser auf die Asche einer Art Polygonum, das in der indischen Sprache Cataya, von den Portugiesen aber Herva de Bichu genannt wird. Diese Pflanze hat einen sehr bittern, pfefferartigen Geschmack, wird auch in mancherley Krankheiten (**) angewandt, und soll bey der Bereitung des Zuckerbranntweins von großem Nutzen seyn. Die meisten etwas beträchtlichen Fazenden haben eine Kirche, eine Kapelle oder doch ein geräumiges Zimmer, welches dazu eingerichtet ist, daß an Sonn- und Festtagen daselbst Messe gelesen werden kann. Es ist den Reisenden zu rathen, ja die Messe nie zu versäumen, indem die Einwohner darauf einen sehr großen Werth setzen: man behandelte uns stets sehr gütig und zuvorkommend, wo wir diese Regel beobachteten, und ließ uns Kälte und Widerwillen sehr deutlich fühlen,

(*) Vielleicht der Petit Fou de Cayenne. Buff. pl. 973. (Pelecanus parvus.)

(**) Am Rio S. Francisco soll dies Gewächs bey der Krankheit, welche man O Largo, die Erweiterung, nennt, mit Vortheil angewandt werden. Dieses Uebel ist nach der Beschreibung eines alten ungarischen Arztes, der dort lebte, und die Krankheiten jenes Landes beschrieben hat, eine durch Schwäche verursachte Erweiterung des Mastdarms. Man soll alsdann die Pflanze kochen, die davon erhaltene Brühe erkalten lassen, und sie als Clystir und zum Bade anwenden.

wenn wir nicht in die Kirche giengen. Nach der Messe begleiteten wir den Hausherrn wieder nach der Villa zurück, wo wir heute noch eine Seltenheit dieser Gegend, nehmlich die ächte Cocospalme (Cocos nucifera Linn.) in Augenschein nahmen. Dieser schöne Baum ist weiter nördlich, wie die Folge des Reiseberichts zeigen wird, sehr gemein, allein hier in den südlichern Gegenden sehr selten. Er trägt an der Ostküste den Nahmen der Cocos da Bahia.

Auf einer Fazenda in der Nähe von Cabo Frio befanden sich, wie man mich versicherte, ein Paar Dattelpalmen (Phoenix dactylifera Linn.) welche Frucht trugen; allein seitdem man den einen der beyden Bäume abgehauen hat, trägt der andere nicht mehr.

Wir machten nun Jagdzüge in allen Richtungen der Gegend, und hatten zu diesem Endzwecke zwey neue Jäger, des Landes kundige Männer, Nahmens Joâo und Ignaçio, in unsere Dienste genommen. Sie brachten uns bald verschiedene Thiere, besonders Brüllaffen (Guariba), ohne Zweifel die Art, welche man unter dem Nahmen des Stentor oder Mycetes ursinus beschrieben hat, und deren laute Stimme man hier häufig in den Wäldern hört. Diese sonderbaren Geschöpfe zeichnen sich bekanntlich durch die große Stimmcapsel in der Kehle aus, welche Herr v. Humboldt in seinen Beobachtungen aus der Zoologie auf der 4ten Tafel nach einer andern Species dieses Genus abgebildet hat. Von dem langen starken Barte des männlichen Guariba, trägt er an dieser Küste den Nahmen Barbado; in St. Paul nennt man ihn Bujio und mehr nördlich Guariba. Nebst diesen Affen erhielten wir den mit den beyden verlängerten Haarzöpfen auf dem Kopfe (Simia fatuellus Linn.) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia Linn.) Beyde sind hier nicht selten, werden aber etwas weiter nördlich gar nicht mehr gefunden. Am Rande der Lagoas und der Sümpfe, besonders in der Nähe der Mangigebüsche (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) fanden wir eine große

Menge in die Erde gebohrte Löcher, in welchen Krabben leben. Diese Art wird hier Guayamù genannt; sie darf nicht mit einer andern verwechselt werden, die man an der Seeküste im Sande findet, und mit dem Nahmen Çiri belegt; beyde Arten werden von Marcgraf erwähnt. Das Guayamù wird größer als das Çiri und hat eine ungefleckte, schmutzige, schieferblaue, etwas ins bleygraue spielende Farbe. Diese Thiere sind schwer zu fangen, denn schon bey dem leisesten Geräusche ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück; ich griff daher zu dem Mittel, sie mit Vogeldunst zu erlegen. Sie machen eine Hauptnahrung der Brasilier aus, deren Indolenz oft so weit geht, daß sie sich bey Mangel an Fischen mit dieser unsrer Erfahrung nach elenden Kost behelfen. In den Sandgebüschen fand ich häufig zwey verschiedene Arten Eidechsen, wovon die größere, Daudins Lacerta Ameiva, einen grünen Rücken und bunt gefleckte Seiten hat. Hier erhielt ich auch die Haut einer Riesenschlange, der Boa constrictor. Mit Unrecht giebt Daudin nur Afrika als das Vaterland dieser Schlange an, da sie doch die gemeinste der brasilischen Arten des Genus Boa ist. Die meisten dieses Geschlechts sind an der Ostküste unter dem Nahmen Jiboya bekannt.

Die bis jetzt schon gemachte sehr beträchtliche Sammlung, die sich in Cabo Frio, besonders an Wasser- und Sumpfvögeln noch sehr vermehrt hatte, versprach uns Herr Capitam Carvalho nach Rio de Janeiro zu senden. Wir fanden indessen bald Ursache, gegen die uns aufgedrungenen Gefälligkeiten dieses Mannes mißtrauisch zu werden; denn es zeigte sich nur zu deutlich, daß ihm der größte Eigennutz leitete, der sogar so weit gieng, daß er uns nöthigte, ihm ein Attestat über die uns geleisteten wichtigen Dienste auszustellen. Eben so unglücklich waren wir mit der Bekanntschaft des hiesigen Apothekers, eines Mannes, der sich sehr für unsere Arbeiten zu interessiren schien, und den wir anfänglich einige Bildung zutrauten. Bald aber bemerkten wir, daß es in seinem Kopfe

nicht ganz richtig war, und ungeachtet wir mit seiner Schwach-
heit Geduld hatten, sahen wir uns am Ende doch genöthigt,
ihn ernster zu behandeln, indem er in der Villa verschiedene
uns nachtheilige Gerüchte aussprengte, wofür er indessen, wie
wir später erfuhren, von der Polizey einige Tage Arrest er-
halten hat.

IV.

Reise von Cabo Frio bis Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases.

Campos Novas, Fluß und Villa de S. João, Rio das Ostras, Fazenda von Tapebuçú, Fluß und Villa zu Macahé, Paulista, Coral de Batiuba, Barra do Furado, Fluß Barganza, Abtey S. Bento, Villa de S. Salvador am Flusse Paraïba.

Am 7. September ließen wir unser Gepäcke bey der Villa über die Lagoa setzen, und die Maulthiere herbeytreiben, die während unseres Aufenthalts daselbst, jenseits der Lagoa bey einer einzelnen Fazenda auf die Weide gegangen waren, und am 8. verließen wir, begleitet von Herrn Carvalho, die Gegend von Cabo Frio und zogen langsam an der Lagoa hin. Als der Weg sich aber in die Waldungen wendete, giengen einige unserer Thiere durch. Wir sahen uns nun genöthigt, den Wald in allen Richtungen zu durchkreuzen, und nur mit vieler Mühe gelang es uns, sie wieder zu finden. In einem Hohlwege verursachte uns bald darauf unsere Tropa, welche durch den langen Aufenthalt zu Cabo Frio auf der guten Weide verwildert war, ein noch größeres Abenteuer.

Ich ritt in diesem Hohlwege dem Zuge langsam voran, als ich plötzlich alle unsere mit großen hölzernen Kasten schwer beladenen Thiere, in voller Flucht hinter mir her rennen hörte. Mein ebenfalls eigensinniges Reit-Maulthier gieng sogleich mit einem solchen Ungestüm durch, daß an ein Aufhalten nicht zu denken war. Um mir von den Kisten der wildgewordenen Esel nicht die Knie und Beine brechen zu lassen, riß ich mein Maulthier auf die Seite, worauf sich die ganze Tropa in dem Walde zerstreute; vier bis fünf Thiere warfen ihre Ladung ab, und zerrissen und zerschlugen das Geschirr. Wir alle standen athemlos und ermattet da, ohne errathen zu können, was eigentlich Ursache dieser tragikomischen Catastrophe gewesen sey. Wir durchzogen nun nach allen Seiten das nahe Gebüsch, und nur nach einem bedeutenden Aufenthalt brachten wir endlich mit Hülfe unserer guten Tropeiros, welche der Spur folgten, alle versprengten Thiere wieder zusammen. Portugiesische Jäger, welche in diesem Walde Rehe jagten und hier einen verlornen Hund suchten, wiesen uns zurechte. Die Rehe dieser Gegend sind von zwey verschiedenen Arten, welche Azara unter dem Nahmen Guazapita und Guazubira beschrieben hat, und Mawe fälschlich Fallow-Deer (*) nennt; Koster sagt sogar, indem er von einer der beyden Reharten spricht, daß man eine Antilope geschossen habe (**), da doch bekanntlich diese Thierarten in der neuen Welt nicht angetroffen werden. Überhaupt findet man vier Hirscharten in Brasilien, welche Azara zuerst beschrieben hat, und sie scheinen über einen großen Theil von Südamerika verbreitet zu seyn. Die gemeinste ist das Veado Mateiro der Portugiesen, das rothe Reh oder der Guazupita, wovon sich bey dem angeführten Schriftsteller eine recht gute Beschreibung findet. Dieses Thier ist in allen Waldungen und Gebüschen verbreitet und wird häufig gegessen, obgleich sein Wildpret sehr trocken und grobfaserigt ist.

(*) J. Mawe's travels etc. p. 80.
(**) Kosters travels etc. p. 136.

Nachdem unsre Tropa, so gut sichs thun ließ, wieder in die nöthige Ordnung gebracht war, setzten wir unsre Reise durch hohe schlanke Waldungen fort, welche häufig mit offenen Stellen abwechselten, wo Wiesen mit großen Brüchern und Rohrgehägen eine Menge Reiher, Enten, Kibitze und andere ähnliche Arten ernähren. Überall tönt hier das Geschrey des Quer-Quer, und im Walde sehr häufig die klingende Stimme des Araponga. Mehrere strauchartige Eugenia-Arten trugen hier ihre schwarzen, reifen, sehr schmackhaften Früchte, welche die Größe kleiner Kirschen haben. Wir ritten durch herrliche Wälder schlank gewachsener, hoher Stämme, mit weißlichter oder rothbräunlichter Rinde, die mit Ehrfurcht erfüllen, während unten in dem Dickicht blühende Mimosen und Justicien Wohlgeruch verbreiten. Hier fanden wir auch große Termitengebäude von 8 bis 10 Fuß Höhe, ein Beweis ihres Alters. Jetzt verursachten uns unsere Lastthiere neue Unruhe, da sie an verschiedenen sumpfigen Stellen tief einfielen; wir wurden zugleich noch durch den Stachel der Marimbondos, bösartiger Wespen, geängstigt (*). Ihr Stich hinterläßt einen zwar heftigen, aber nicht lang anhaltenden Schmerz und eine Beule. Die herrliche Buginvillaea brasiliensis blühte hier vollkommen roth gefärbt, und hohe, mit goldgelben großen Blumen überschüttete Trompetenbäume (Bignonia) drängten sich zur Zierde der finstern Baumkronen empor.

In einer großen Sumpfwiese schritten der Jabirú (Ciconia americana, oder Tantalus loculator, Linn.) und Reiher verschiedener Art, besonders die schneeweißen Egretten, umher. Das Vieh watet hier tief im Wasser, und nährt sich von den Sumpfgräsern. Eine große 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die grüne Çipo (Coluber bicarinatus) schoß pfeilschnell vor uns hin in dem hohen Grase, und auf den Gebüschen am Rande der Wiese ließ sich eine Schaar Maracanás (Psittacus Macavuanna, Linn.) nieder. Da ein uns begegnender Reiter die willkommene

(*) Mawe nennt sie fälschlich Mirabunde pag. 134.

Nachricht brachte, daß unsere vorangezogenen Jäger schon eine Menge schöner Vögel geschossen hätten, so ritten wir vorwärts tiefer in den Wald hinein, und labten uns an den wild wachsenden Orangen (Laranja da terra) mit fadem süßlichem Geschmacke. Ihre Blüthen dufteten köstlich und lockten eine große Menge Colibris herbey (*). Beym Austritte aus dem Walde überblickten wir eine freye Wiese, wo auf einer sanften Höhe die große Fazenda von Campos Novos, eigentlich Fazenda do Re genannt, erbaut ist. Neben dem Wohnhause des Besitzers, eines Capitams, breiten sich die Hütten der Neger in einem Quadrate aus, wodurch ein kleines Dorf entstanden ist. Diese Fazenda, wenigstens die dabey befindliche Kirche, ward von den Jesuiten erbaut.

Da wir hier ein zurückgebliebenes Maulthier abzuwarten hatten, so entstand ein Aufenthalt von mehreren Tagen, der zum Durchstreifen der umliegenden Gegend benutzt wurde. Ein Jäger, aus Neapel in Italien gebürtig, kam zu uns in die Venda und zeigte uns das Fell eines Affen, der hier in einer gewissen Gegend der großen Wälder lebt, und von den Einwohnern Mono genannt wird. Wir jagten lange vergebens nach diesen Thieren, erhielten sie aber in der Folge, und ich erkannte sie bey näherer Untersuchung für eine Art des Genus Ateles (**); dies ist der größte Affe in der von uns bereiseten Strecke, dessen Fell die Jäger zu Regenkappen über ihre Flintenschlösser benutzen. Die Wälder um Campos Novos sind, wiewohl erst in einiger Entfernung von der Fazenda, mit Geschöpfen jener Art angefüllt. Unsere Jäger hatten mehrere

(*) Die guten Orangen müssen auch in Brasilien gepfropft werden; läßt man sie wild aufwachsen, so wird die Frucht fade und bitterlich.

(**) Ateles hypoxanthus, mit langen Gliedern und starkem langen Schwanze. Haar fahl graugelblich, an der Wurzel des Schwanzes oft gelbroth gefärbt. Gesicht, fleischfarben mit schwärzlichen Punkten und Flecken bestreut. Ganze Länge von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes 46 Zoll 8 Linien. Der Daum der Vorderhände ist nur ein kurzes Rudiment. Hierdurch unterscheidet sich diese Art von dem arachnoides des Herrn Geoffroi, welchem der Daumen gänzlich fehlt.

Guaribas oder Barbados erlegt; ein alter, männlicher Affe wurde noch lebend in unsere Behausung gebracht. Von diesem merkwürdigen Thiere sagt der weiter unten angeführte englische Reisende, welcher kein großer Zoolog zu seyn scheint, komisch genug: »Man spricht von ihm als einem langbärtigen Affen, der, wenn er im Schlafe sey, so laut schnarche, daß der Reisende dadurch in Verwunderung gerathe (*)« In den benachbarten Sümpfen fanden wir an den Binsen- und Grashalmen die schön rosenrothen Eier der Sumpfschnecke, welche Mawe in seiner Reise unter dem Nahmen der Helix ampullacea abgebildet hat, in Bündeln vereinigt. Diese Schnecke ist sehr gemein in allen ausgetrockneten Sümpfen von Brasilien, ihr Gehäuse ist dunkelolivenbraun; auch fanden wir in allen bisher durchreisten Wäldern die große Landschnecke ziemlich häufig, welche Mawe als eine Varietät der Helix ovalis abgebildet hat. Die Farbe dieses Thieres selbst ist blaß orangegelb, das Gehäuse aber gewöhnlich blaß gelbbräunlich. Hier sahen wir an den Zweigen der Gesträuche das Nest einer Art Wespe (Pelopaeus lunatus. FABR. S. PIEZ. p. 203.) das von Erde gebaut und von der Größe und Gestalt einer Birne ist. Zerbricht man es, so findet man in der Masse zerstreut, etwa 5, 6 bis 7 Larven oder schon ausgebildete Thiere, diese Art ist einerley oder doch sehr nahe verwandt mit jener Wespe, welche Azara (**) beschreibt. Sie heftet kleine Gehäuse oder Zellen von Thon an die Wände der Gebäude und Zimmer, wie man dies in den meisten Wohnungen an der Ostküste von Brasilien finden kann; ich halte diese für identisch mit jener, welche ihr Nest an den Zweig befestigt hatte.

Bey unserer Abreise erschien uns die hübsche Gegend in einem recht freundlichen Lichte. Die Wiesenebene war von niedrigen Waldhügeln eingeschlossen; Gebüsche von besonders lebhaftem und freundlichem Grün erinnerten uns an die Farbe

(*) J. MAWE's travels etc. p. 153.
(**) AZARA voyages etc. Vol. I. p. 175.

unseres europäischen Frühlings. Sie bestanden aus einer Art Gardenia, hier Cuiranna genannt, die wahrscheinlich eine noch nicht beschriebene Species ist, und einen Baum mit nutzbarem Holze bildet. Wegen der ziemlich weiten Entfernung von der See sind die Waldungen mit Affen und jagdbaren Thieren angefüllt. Der erhabene, prachtvolle Urwald (Mato virgem), welcher sich von Campos Novos beynahe ununterbrochen bis zum Flusse S. João, vier Legoas weit, ausdehnt, in dessen dunkele Kühlung wir uns jetzt vertieften, verdient hier eine Erwähnung. Wir erreichten bald eine mahlerische Sumpfstelle, von jungen Cocospalmen und Heliconiagebüschen dicht umflochten. Sie bilden das Unterholz, über welchem sich hohe, schattenreiche, ästige Waldbäume erheben. Der grün, blau und gelbe Surucuá (Trogon viridis, Linn.) war hier häufig, und lockte in den dichtbelaubten Baumzweigen; wir ahmten seine Stimme nach und schossen bald mehrere, sowohl Männchen als Weibchen. Dieser Vogel ist in allen hiesigen Gegenden einer der gemeinsten. Der Wald ward immer herrlicher, und neue prachtvolle Blumen gaben unserm Botaniker reiche Beschäftigung. Wir sahen auffallend verschlungene Çipos, besonders schöne Banisterien meist mit gelben Blumen, merkwürdig gebildete Stämme und oft schauerlich prachtvolles Gewebe von Cocospalmen, eine nicht zu beschreibende Zierde der Wälder; oben in den Zweigen blüheten schön die Bromeliastauden. Neue Lockstimmen der Vögel reizten unsere Neugierde, besonders häufig war hier der weiße Procnias (Araponga). Der Weg in sandigem Boden war ermüdend, allein die Pracht des Waldes entschädigte uns reichlich für die Anstrengung. Auf einem schief gewachsenen Stamme fand ich eine 6 bis 7 Fuß lange, bleygraue Schlange, welche ich unter dem Nahmen der Coluber plumbeus beschreiben werde (*), sie ließ uns sämmtlich

(*) Die Länge dieses Thieres betrug 6 Fuß 1 Zoll 4 Linien. Es hatte 224 Bauchschilde und 79 Paar Schwanzschuppen. Die obern Theile sind dunkel bleyfarben, die untern schön gelblich weiß, wie Porcellain glänzend.

vorbeyreiten und bewegte sich nicht. Ich ließ sie von einem meiner Jäger schießen; und um sie fortzubringen, konnte ein Neger, der unsere eingesammelten Pflanzen schleppte, nur mit Mühe beredet werden, das große, völlig unschädliche Thier, das wir in ein Tuch eingepackt hatten, am Ende eines langen Stockes auf der Schulter zu tragen. Nachdem er schon weit gegangen war, bemerkte er noch eine kleine Bewegung seiner Bürde, und erschrack dermaßen, daß er sie weit von sich schleuderte und die Flucht ergriff. Etwas weiter fanden wir unsere vorangeeilten Jäger am Fuße eines uralten Stammes gelagert; sie hatten schöne Vögel, mehrere Tucane, Araſſaris, (Ramphastos Aracari, Linn.), Surucuá's (Trogon) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, Linn.) erlegt. Wir erreichten gegen Abend die Ufer des Flusses S. Joâo, der bey der hier erbauten Villa sich ins Meer ergießt. Er ist etwa 3 bis 400 Schritte breit und wird mit Canoes überschifft; unsere Thiere wurden weiter oben durchs Wasser geführt. Auf der andern Seite des Flusses landeten wir in der Villa da Barra de S. Joâo, einem kleinen Orte mit mehreren Straßen und, nach der Landesart, ziemlich guten Gebäuden; er hat eine Kirche aus den Zeiten der Jesuiten, die etwas isolirt auf Felsen an der See erbaut ist. Barra de S. Joâo ist einer der Plätze, wo die von Minas Geraës herabkommenden Reisenden und Waaren wegen der unerlaubten Ausfuhr der Edelsteine visitirt werden. Da der Fluß etwas schiffbar ist, so fanden wir hier fünf bis sechs Briggs vor Anker. Ein hieselbst ansässiger Engländer, ein Schmidt, erzählte uns, daß sich auch schon englische Schiffe in diesen einsamen Winkel verirrt hätten, weswegen er beabsichtige, sich zum Viceconsul ernennen zu lassen. Wir gaben ihm eine Menge Gewehre zu repariren, und der Herr Consul entledigte sich seines Geschäftes zu unserer großen Zufriedenheit. Der Mangel tüchtiger Arbeiter zur Reparatur der Gewehre ist dem reisenden Naturforscher in Brasilien sehr fühlbar; denn nur selten findet man Leute, welche auch nur die

gröbste Büchsenmacherarbeit verstehen. Man baut bey S. Joâo viel Reis und Mandiocca; besonders am Flusse aufwärts soll es sehr fruchtbare Gegenden geben, ja selbst der Sand trägt reichlich, wo er hinlänglich bewässert wird.

Von der sandigen Landzunge zwischen dem Flusse und dem Meere, worauf die Villa erbaut ist, folgten wir der Küste weiter nordwärts. In einer mit mancherley Sträuchen bewachsenen Ebene blühten häufig eine scharlachrothe Amaryllis mit zweyblumiger Scheide, gelbblühende Banisterien und schöne Myrthenarten. Zur Linken hatten wir einen hohen isolirten Berg, den Monte de S. Joâo, vor welchem sich in der Ebene nach dem Meer hin hohe Urwälder, und vor diesen Sümpfe mit Gebüsch bedeckt, ausbreiteten.

Nachdem wir einige Mandioccapflanzungen, die, wie das darin verbrannte, umherliegende Holz zeigte, erst seit kurzem urbar gemacht worden waren, durchritten hatten, erreichten wir auf einem tiefsandigen Wege das Seeufer, und befanden uns nun an einem schönen, mit Cocospalmen bewachsenen, in die See vorspringenden felsigen Hügel, neben welchem ein Bach, der Rio das Ostras, sich in das Meer ergießt. Wir folgten dem Flüßchen einige 100 Schritte aufwärts, luden unsere Tropa ab und setzten sie über. Das Wasser dieses Baches ist klar, und die Ufer sind reizend; denn ein dichtes Geflechte von mancherley Waldbäumen hängt bis zu ihnen hinab und schlanke Cocospalmen überschatten sie. Hier wohnt eine einzelne Familie, ein mit einer Indierin verheiratheter Portugiese, der zur Landmilitz gehört, und dabey die Überfahrt besorgt. Durch dieses doppelte Geschäft sehr belästigt, schien mir der Mann sehr unzufrieden mit seiner Lage zu seyn. Leicht wäre hier auch eine kleine Brücke anzulegen, wodurch dem Reisenden viel Zeitverlust erspart werden könnte, denn kaum hat man am Morgen in S. Joâo mit Mühe eine Tropa beladen, so muß man hier schon nach ein paar Stunden alles wieder abpacken.

Jenseit des Flüßchens fanden wir einige leere Lehmhütten

mit Cocosblättern gedeckt, in welchen wir vor einem herauf=ziehenden Regen Schutz fanden. Ehe man auf dieser Straße den Seestrand wieder erreicht, kommt man über einige Hügel, die größtentheils mit einer 30 bis 40 Fuß hohen Rohrart, Taquarussú, das große Rohr genannt, bewachsen sind. Seine colaßalen, bis 6 Zoll im Durchmesser haltenden Stämme, schießen hoch auf und krümmen sich sanft über; das Laub ist gefiedert und an den Zweigen befinden sich kurze starke Dornen, welche dieses Dickicht undurchdringlich machen. Diese Art von Bambusa bildet äußerst verworrene Gebüsche, welche durch ihre vielen dürren Blätter und abfallenden verdorrten Blattscheiden bey dem leisesten Winde ein eigenes, rasselndes Geräusche ver=ursachen. Dem Jäger sind sie sehr willkommen, denn haut man ein solches Gewächs unter den Knoten ab, so findet man den Stamm der etwas jüngern Triebe mit kühlem, angenehmen, wiewohl etwas fadem, süßlichem Wasser angefüllt, welches den brennenden Durst auf der Stelle löscht. Diese merkwürdige Pflanze liebt gebürgige, trockne Gegenden, daher findet man sie besonders häufig in der Capitania von Minas Geraës, wo man Trinkbecher aus ihren Stämmen macht. Wir wan=derten an der See fort, und fanden bey einigen zerstreut lie=genden Wohnungen eine andere, ebenfalls nützliche Pflanze, die Agave foetida. Ihre glattrandigen, steifen, 8 bis 10 Fuß langen Blätter bilden feste Hecken, und aus ihrer Mitte schießt ein 30 Fuß hoher starker Stamm, der oben gelbgrünliche Blü=then trägt, und der Landschaft ein originelles Ansehen giebt. Das Mark des Stammes, Pitta genannt, dient dem Insecten=sammler als Kork. An dem Seestrand wachsen auch niedrige Zwergpalmen, Bromelien und andere Gewächse vom Winde niedergehalten in undurchdringlichem Dickicht. Wir erreichten nun die auf einem Hügel am Meere liegende Fazenda von Tapebuçu und wurden von dem Besitzer derselben, einem Fähndrich der Landmiliz (Alferes) sehr gut aufgenommen. Diese Fazenda hat eine sehr angenehme Lage, indem unmittelbar

hinter ihr hohe Urwälder sich erheben, welche blos durch eine Lagoa von ihr getrennt werden, in der sich die schönen Baumgruppen spiegeln. Von der Höhe, worauf das Haus liegt, überblickt man eine weite Ebene, mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, aus dessen Mitte sich die Serra de Iriri, ein isolirtes merkwürdiges Gebürg von vier bis fünf mit Wald bedeckten Kegelkuppen, erhebt; mehr zur linken in südlicher Richtung zeigt sich der einzeln dastehende Monte de S. João. (In der 4to Ausgabe giebt die 15te Platte eine Ansicht der eben erwähnten Landschaft, wo man im Vorgrunde die Fazenda unweit der See bemerkt.)

Das zu dem Gute gehörende Land ist eine Legoa lang und zum Theil mit Mandiocca und Mays bebaut; auch zieht man etwas Kaffee. Die Lagoa ist fischreich. Um die Wohnungen herum hat man Orangenbäume gepflanzt, deren duftende Blumen eine Menge Colibris anlocken. Unsere Jäger fanden reiche Ausbeute in den nahen Waldungen; sie erlegten Papageyen, Maracanà's, Tucane, Pavò's und andere schöne Vögel, auch unsere Herbarien wurden hier sehr bereichert. Ich fand viele Arten von Cocospalmen, unter andern die Aïri, deren Fruchttrauben eben reif waren, und die stachelichte Sumpfpalme, Tucum, die einen etwa 15 Palmen (Spannen) hohen Schaft bildet, welcher, so wie die Blattstiele mit dünnen spitzigen Stacheln versehen ist. Dieses Gewächses erwähnt Mawe, giebt ihm aber eingesägte, lanzettförmige Blätter (*), da sie doch gefiederte Frondes hat, deren Pinnulae glatt und ganzrandig zugespitzt sind. Arruda (**) giebt eine bessere Beschreibung davon, hatte jedoch die Blüthen auch nicht untersucht; übrigens scheint es nach Herrn Sellow's Meinung gewiß, daß dieser Baum nicht zum Genus *Cocos* gehört. Sein Nutzen ist aus Marcgraf, Mawe und Koster schon hin-

(*) J. Mawe's travels etc. p. 127.
(**) S. Arruda bey Koster im Appendix pag. 484.

länglich bekannt. Die grünen Pinnulae haben sehr starke feste Fasern; zerbricht man das Blatt, so hebt sich die obere grüne Decke ab und die Fasern hängen frey; diese werden gedreht und geben starke, feine, grüne Schnüre, woraus besonders schöne Fischnetze verfertigt werden. Diese Palme wächst hier häufig und trägt kleine, harte, schwarze Nüsse, die einen eßbaren Kern enthalten. Von einer andern Art nimmt man das innere noch zusammengelegte, sich oben entwickelnde Blatt, zieht die Scheide ab, und trennt die zusammengelegten, mit einem klebrigen Safte an einander befestigten Blätter, die man dann zum Decken der Häuser gebraucht; auch wird nettes Flechtwerk daraus verfertigt. Wir fanden in den hiesigen finstern schattigen Wäldern eine große Menge herrlicher Bäume. Der Ipé war mit hochgelben großen Blumen überschüttet, und eine andere Bignonia mit großen, weißen Blüthen, wuchs in den Sümpfen. Hoch über die Kronen der Waldcolossen erhebt sich der stolze Sapucaya-Baum (Lecythis Ollaria. Linn.) mit kleinem Laube und großen topfähnlichen, herabhängenden Früchten, welche einen vollkommenen Deckel öffnen, und ihre großen, eßbaren Kerne ausschütten (*); die Affen und besonders die großen, rothen und blauen Araras (Psittacus Macao und Ararauna. Linn.) sind sehr lüstern nach ihnen. Ohne die Flügel der Papageyen aber, und ohne die Fertigkeit der Affen im Klettern ist es schwer, die sehr hoch hängenden Früchte dieses Baumes zu erhalten; gewöhnlich haut man den Stamm um. Die Indier erklettern ihn, besonders mit Hülfe der Çipo's oder Schlingpflanzen, die wirklich das Klettern sehr erleichtern. Wir untersuchten auf einem andern Jagdzuge die Blüthen einer stolzen Palme, welche nach Herrn Sellow's Überzeugung ein neues Genus bilden muß. Sanft gekrümmt hieng ihre schöne, gelbe Blüthenähre herab; die Spatha war groß, kahnförmig, und so wie die gefiederten Blätter besonders schön. Bey dem

(*) S. Ménagerie du Muséum d'histoire naturelle 5ème Cahier, wo diese Frucht auf der Tafel des Agouti abgebildet ist.

Fällen des Baumes zeigte er ein sehr hartes Holz; als man aber den porösen Kern erreichte, fiel er sogleich.

Am 16ten September nahmen wir Abschied von der Familie unseres guten Hauswirths und traten die Reise nach Macahé an. Regen und Wind trübte die wilde Aussicht ins Land, wo sich die Serra de Iriri aus finstern Wäldern ernst erhob und der Morro de S. João uns schon in der Ferne erschien. Der Weg von Tapebuçu zum Flusse Macahé führt vier Legoas weit durch tiefen Sand, fast immer an der See hin; hier und da treten kleine Felskuppen in das Meer vor, an welchen eine Menge Moose und Muscheln, jedoch von geringer Mannigfaltigkeit, gefunden werden, ein heftiger Wind tobte an dieser Stelle und wild schäumend brandeten die Wellen. Von dem Sandufer (Praya) aus erhebt sich eine Hügelreihe, auf welchen schöne Bäume und Straucharten durch den Wind am höhern Aufwuchse gehindert werden, und wie abgeschoren aussehen; unter ihnen sahen wir eine große weißblühende Passionsblume und den viereckigten Cactus, ebenfalls mit großer weißer Blume.

In dem hiesigen Himmelsstriche war es jetzt Frühling, und wir alle hatten bisher das Wetter meistens kühl, und nie heißer gefunden, als es an warmen Sommertagen in Deutschland ist. Die letzte Meile der Reise führte durch dichten hohen Urwald, worin wir Tucane, Arassari's und den kleinen schwärzlichen Kuckuck (Cuculus tenebrosus) schossen. Viele Baumarten standen jetzt entblättert da, denn obgleich der größte Theil der Bäume in dem hiesigen Winter sein Laub behält, so verlieren es dennoch viele der zärtern Arten. Die meisten trieben jetzt von neuem, und zeigten an den Spitzen der dunkelgrün belaubten Äste, die jungen gelblichen oder gelbgrünen, sehr oft schön sanftroth oder hochroth gefärbten Blätter, welche das Gebüsch ungemein zieren. Andere standen in der Blüthe, noch andere trugen Blumen und Früchte zugleich. So giebt in diesen schönen Tropenwäldern der vereinigte Frühling und Herbst den

interessantesten Anblick für den nördlichen Reisenden. Durchnäßt vom Regen erreichten wir Villa de Macahé am Flusse gleiches Nahmens. Dieser ergießt sich hier, nachdem er seinen Lauf von etwa 15 Legoas Länge an der Serra de Iriri vorbey genommen hat, in die See und ist nicht unbedeutend. Schon Lery erwähnt in seiner Reise (*) dieser Gegend, welche die Urbewohner Mag-hé nannten. Sie war damals noch von Wilden bewohnt, die mit den Uetacas oder Goaytacases am Paraïba stritten.

Die kleine Villa de S. João de Macahé liegt in Gebüschen zerstreut am Ufer des Flusses, der an seiner Mündung einen Bogen um eine vortretende Landzunge beschreibt. Die niedrigen Häuser derselben sind zum Theil freundlich und nett, von Lehm, mit hölzernen Pfosten erbaut, und oft weiß beworfen. Man hat Hofräume (Quintaës) von Cocosstämmen angebracht, in welchen Ziegen, Schweine und mancherley Federvieh umherlaufen. Die Einwohner treiben etwas Handel mit den Producten der Pflanzungen, welche in Farinha, Bohnen, Mays, Reiß und etwas wenigem Zucker bestehen, auch führt man Waldproducte aus; daher findet man gewöhnlich einige kleine Küstenfahrzeuge, Sumacas oder Lanchas vor Anker. Am Flusse aufwärts im Sertam sollen, in Aldeas oder Dörfer vereint, die Gorulhos- oder Guarulhos-Indier wohnen. Die Corografia brasilica erwähnt dieses Stammes unter der Benennung Guarú, und sagt, daß in der Serra dos Orgâos noch Überreste von ihnen unter dem Nahmen Sacurús leben, die indessen völlig civilisirt und jetzt beynahe gänzlich verschwunden sind; man soll sie unter andern noch in der Freguesia de Nossa Senhora das Neves finden (**). Nachdem wir des Regenwetters wegen an diesem Platze einige Tage verweilt, und daselbst schöne Saamenarten von Trompetenbäumen und anderen Schotengewächsen eingesammelt hatten, brachen wir an einem Sonntage und zwar, weil die Auffsuchung einiger Maulthiere,

(*) J. de Lery voyage etc. p. 49.
(**) S. Corografia brasilica T. II. p. 45.

die sich verlaufen hatten, unsere Abreise verzögerte, erst am Nachmittag wieder auf.

Ein abermahls einfallender heftiger Regen begleitete uns anderthalb Legoas weit in einem Gebüsche und Walde längs dem Seestrande bis zur Fazenda de Baretto, wo wir in der Nacht anlangten und ein leerstehendes Haus bezogen. In den sumpfigen Wiesen und Wäldern, wodurch unser Weg gieng, flogen eine Menge leuchtende Insekten, unter andern der Elater noctilucus, dessen auch Azara erwähnt (*), mit zwey hellen, grünen Lichtpunkten auf dem Brustschilde.

Die Nachtschwalbe (Caprimulgus), deren lauter Stimme die Portugiesen die Worte Joâo corta pao! unterlegen, flog hier sehr häufig, leise schwebend, in den dunkeln Waldpfaden umher, und setzte sich oft auf die Erde vor unsern Füßen nieder. Sie erinnerte uns an den in den europäischen Wäldern in der Dämmerungszeit erschallenden Ruf der Eulen (Strix Aluco, LINN.), deren Stelle sie hier vertritt.

Da das schlechte Wetter fortdauerte, so blieben wir den 18ten September zu Baretto, und vermehrten daselbst unsere Sammlungen mit einigen interessanten Vögeln. Bey Gelegenheit, wo ich den schon lange vergebens nachgestellten von Azara unter dem Nahmen Chochi (**) beschriebenen Kuckuck, zu beschleichen suchte, schwebte plötzlich über mir ein herrliches Paar des weiß und schwarzen Milan mit dem Gabelschwanze (Falco furcatus, LINN.) dessen blendend weißer Körper von den dunkeln Wolken schön gehoben wurde. Ich erlegte sogleich einen, verbarg mich, und es gelang mir auch den andern aus der Luft herab zu schießen, wodurch ich mich denn für den mir entgangenen Kuckuck hinlänglich entschädigt fand.

Wir waren froh Baretto verlassen zu können, da hier zwey Venda's, oder Schenken, unsere Leute zu einer ernsthaften Schlägerey verleitet hatten. Die Reise nördlich hinauf

(*) AZARA voyages etc. Vol. I. p. 211.
(**) AZARA voyages etc. Vol. IV. p. 33.

längs dem Seestrande ist beschwerlich, und geht zum Theil durch tiefen Sand, weshalb wir denn auch nur spät den Ort unserer heutigen Bestimmung erreichten. Wir fanden an dem Wege schöne Mimosenhecken um die Gärten einiger Ansiedelungen und auch einen zahmen Cocosbaum (Cocos nucifera) mit Früchten beladen, eine wahre Seltenheit in dieser Gegend. Hierauf zog sich unser Weg durch Mandioccafelder, auf denen die Pflanzen zwischen dem niedergehauenen und verbrannten Holze gepflanzt, und regelmäßig wie unsere Kartoffeln gehäufelt waren, sodann kamen wir durch Sumpfstellen mit aufrechten weißblühenden Bignonienstämmchen und hohem Walde. Die nahe Ruine eines ehemals ansehnlichen Hauses, die wir hier sahen, so wie überhaupt die übrige Umgebung schien uns auf einen ehemaligen weit cultivirteren Zustand dieser Gegend hinzudeuten. Wir hatten hier auch Gelegenheit eine unglaubliche Menge von Urubus (Vultur aura, Linn.) zu beobachten, die sich um ein todtes Stück Vieh versammelt hatten, und so wenig scheu waren, daß sie ihre Beute in Eintracht mit einem großen Hunde theilten, und sich durch unsere Gegenwart durchaus nicht verjagen ließen. Wir sahen hier ferner große Schaaren langgeschwänzter Papageyen (Maracanã's und Perikitto's), welche unter lautem Geschrey allerley Schwenkungen in der Luft machten; alle von uns geschossene hatten von einer gewissen Frucht, die jetzt eben reif war, blau gefärbte Schnäbel. An einigen mit hohen Stämmen prangenden Waldstellen schossen wir Tucane und erblickten gewöhnlich auf den höchsten dürren Zweigen der Bäume einzeln lauernde Raubvögel, besonders den bleyfarbigen Falken (Falco plumbeus, Linn.), der sich mit kühnem schnellen Fluge auf die erspähte Beute stürzt.

Hier sahen wir auch unter andern den Baum, den die Portugiesen Tento nennen (*). Er hat dunkelgrünes gefieder-

(*) Dies ist Ormosia coccinea. Jacks, in den Transact. of the Linn. Society. Eine neue Gattung, die zuerst in Guinea gefunden wurde. Sie fehlt bey Willdenow.

tes Laub, und trägt kurze breite Schooten mit schönen hochrothen Bohnen, welche die Portugiesen als Spielmarken (Tentos) gebrauchen. Seine Blumen bekamen wir nicht zu Gesicht. Die Sandgebüsche in dieser Gegend erzeugen eine Menge interessanter Pflanzen. In den Sumpfstellen fanden wir einen 8 bis 10 Fuß hohen Baum, scheinbar der Bonnetia palustris verwandt, mit weißen großen Blumen, eine schöne Art Evolvulus (*), eine kleine gelbblühende Cassia, eine niedlich blühende rankende Asclepiadea (**) mit angenehm weißer und rosenrother Blume, eine rothblühende Andromeda (***) und die beyden Arten der schon in Cabo Frio gefundenen Andromeden, nebst anderen mehr.

Gegen Abend erreichte unsere Caravane den Seestrand, wo die Ruine einer alten Capelle in einer traurigen, öden, sandigen Landschaft, völlig mit dem Toben und Brausen der wild brandenden See harmonirte; niedergehaltenes, kurzes Gesträuch zog sich nach dem Walde hinan und zeugte von der Heftigkeit der hier herrschenden Winde. Auf einer schmalen Landzunge zwischen dem bewegten Meere und einer lang ausgedehnten Lagoa setzten wir die Reise bis in die Nacht fort und erreichten alsdann ein einzelnes Hirtenhaus, Paulista genannt, wo unsere ausgehungerten Magen nichts vorfanden, als ein wenig Mandioccamehl und etwas Mays für unsere Thiere; glücklicherweise hatten wir uns in Baretto mit etwas trocknem Salzfleisch (Carne seca) und Bohnen (Feigoês) versorgt. Da das Haus ziemlich geräumig war, so blieben wir am folgenden Tage daselbst, um von der gehabten Ermüdung auszuruhen.

Schaaren des brasilianischen Austerfressers (Haematopus) liefen hier an der Küste umher, und viele derselben wurden

(*) Eine neue Species, welche weder Persoon, Willdenow noch Ruiz und Pavon beschrieben haben.

(**) Echites.

(***) Eine neue Andromeda mit hochrothen Blumen.

von uns erlegt. In den nahen, stark mit Cocospalmen untermischten Wäldern, schossen wir verschiedene sehr kleine Eulen, von der Art, welche die Einwohner Caburé (*) nennen, die aber nicht mit der von Marcgraf eben so genannten verwechselt werden darf. Die hier häufige Palmitto-Palme wurde von uns des Markes wegen gefällt. Dieser Baum gehört zu den zierlichsten und schlankesten der Cocosform. Sein Stamm ist ein dünner, hoher, geringelter Schaft; eine kleine Krone von 8 bis 10 federartigen, glänzend grünen Blättern wiegt sich hoch oben in der Luft; unter diesem schönen Hauptschmucke steht auf dem silbergrau gefärbten Stamm ein Aufsatz von der lebhaft grünen Farbe der Blätter, in welchem obern Theile die jungen Blätter zusammengerollt und gefaltet liegen, sie enthalten in ihrer Mitte die zarten noch unentwickelten Blüthen; die schon ausgebildete Blüthe aber bricht unter der grünen Kapsel hervor. Haut man diesen Aufsatz des Stammes oder die Kapsel der frischen Blätter ab, so findet man im Innern diese Theile so zart und markartig, daß man sie selbst roh essen kann, gekocht aber geben sie eine noch schmackhaftere Speise. Das Holz fanden wir sehr hart, und es kostete uns viele Mühe, den Baum mit dem Waldmesser (Facâo) zu fällen. Die Tucum-Palme blühte ebenfalls jetzt in Sumpfstellen, so wie in offenen Sandgegenden eine schöne neue Art Stachytarpheta und ein hübscher kugelförmiger Cactus, dem Mammillaris ähnlich, der auf seiner Oberfläche weiße Wolle, und in dieser die kleinen hochrothen Blumen enthält. Herr Sellow hielt dies Gewächs für neu. Unsere ornithologischen Sammlungen wurden hier nicht bedeutend vermehrt, denn wir fanden außer einigen Sumpfvögeln nicht viel neues. Auf dem niedern Gesträuche singt längs der ganzen Küste der Sabiah da praya (die Kü-

(*) Strix ferruginea; 6 Zoll 7 Linien lang, rostroth, auf den Scapular- und großen Flügeldeck-Federn einige blaßgelbe oder weißliche Flecken; am Unterhals ein großer weißer Fleck; Schwanz ungefleckt rostroth; untere Theile des Leibes hellgelbröthlich und weiß gemischt, mit rostbraunen Längstrichen; Iris hochgelb. Dieser ungeöhrte Kauz scheint verwandt mit Azara's Caburé.

stendrossel, Turdus Orpheus, Linn.), der bey einem unansehnlichen Gefieder einen vortrefflichen Sang hören läßt, und daher einer der ersten Singvögel von Brasilien genannt werden darf. An den Gebäuden war der kleine weißliche Gecko (*) häufig, der an den senkrechten Mauern umher läuft, so wie die Eidechse mit dem schwarzen Halsbande (**); sie sind über die ganze Gegend verbreitet, welche ich gesehen habe. An den Ufern fanden wir sehr wenige Muscheln und in den Sümpfen auch hier das schon oben erwähnte Nest einer Art Wespe (Pelopaeus lunatus, Fabr.), von Thon in birnförmiger, unten zugespitzter Art, an den Zweigen des Gesträuches befestigt.

Von Paulista aus folgten wir den Dünen. Weite Sümpfe und Lagoas mit Rohr bewachsen, in welchen das Rindvieh und die Pferde oft in bedeutender Anzahl bis an den halben Leib grasend wateten, dehnen sich ins Land hinein; Kibitze (Vanellus cayennensis), Reiher, Möven, Meerschwalben und Enten waren hier in großer Anzahl; die Kibitze, Quer-Quer genannt, deren ich schon öfters als dem Jäger sehr lästige Thiere erwähnte, fliegen, wenn man sich ihrer Brut nähert, eben so um den Kopf des Jägers herum als unsere europäische Art. Die Gebüsche an den Dünen bestehen gewöhnlich aus Bromelien und hohen Cactus-Stauden mit mancherley Laubpflanzen untermischt. Hier öffneten jetzt aufrecht stehende Cactusstämme ihre weißen Blumen, sie hatten vier-, fünf- und

(*) Ist wahrscheinlich Daudin's Gecko spinicauda Histoire natur. des Reptiles. T. IV. p. 115.

(**) Stellio torquatus: scheint verwandt oder identisch mit Stellio Quetz-Paleo, Daudin hist. natur. des Reptiles T. IV. p. 26. — Diese Art variirt sehr in der Farbe. In der Jugend ist sie auf dem Rücken mit dunkeln Längstreifen versehen, welche im Alter verschwinden; alsdann fällt sie ins Silbergraue mit Purpur- und Kupferglanz, zum Theil auch mit helleren Punkten, wie betropft; immer bleibt indessen das Kennzeichen der Art ein länglichter schwarzer Fleck an der Seite des Halses vor der Schulter, so wie drey dunkle Streifen, welche in perpendikulärer Richtung über die geschlossenen Augenlieder herab laufen. Die Beschreibungen des Quetz-Paleo sind überall zu unvollkommen, dennoch kann man ihn nicht verkennen. Die Eidechse mit dem schwarzen Halskragen wird an der Ostküste Lagarta genannt.

sechseckige Zweige, doch schienen sie nur einer oder höchstens zwey Species anzugehören, denn diese sonderbaren Stachelgewächse variiren nach dem Alter sehr in der Zahl ihrer Kanten. Die Cactuspflanzen sind den Füßen der Maulthiere und Pferde auf Reisen besonders gefährlich; denn ein Stachel, welcher in den Huf oder in ein Gelenk eindringt, lähmt sehr leicht das Thier. Wir fanden hier im Sande die Turnera ulmifolia und in den Sümpfen zwey weißblühende Nymphaea-Arten, die indica, und eine andere, von Herrn Sellow erosa genannte, mit sehr großen Blumen; ferner eine hohe weißblühende Alisma, wahrscheinlich auch neu, mit schmalem länglichtem Blatte. Es war nicht leicht, der schönen Pflanze in diesem Sumpfe habhaft zu werden; Herr Sellow fiel tief in das schwarze Moorwasser ein; auch mir ergieng es, als ich beschäftigt war die Sumpfvögel zu beschleichen, nicht besser. Diese große, weite, ebene Wildniß ist mit frey umherlaufenden Rindvieh bevölkert, selbst in einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen weit von allen menschlichen Wohnungen. Sie werden jährlich hier ein oder zweymal von den Eigenthümern, den Besitzern der benachbarten Fazenda's in einen Coral oder mit Pfählen eingeschlossenen Platz zusammen getrieben, gezählt und gezeichnet. Wir nahmen heute unser Nachtquartier 5 Legoas von Paulista, in dem sogenannten Coral de Battuba, der in seiner Umzäunung eine geräumige Lehmhütte enthält. Die Gegend umher ist eine weite Ebene (Campo) und deren Ende dem Auge unerreichbar. In ihren seichten Vertiefungen steht häufig Wasser, wodurch Lagoas entstehen, und das Ganze ist mit kurzem Grase bedeckt, welches umherziehendes Rindvieh ernährt. Nahet man sich diesen Thieren, so heben sie den Kopf in die Höhe, schnauben und entfliehen im Galopp mit hochaufgehobenem Schweife. Merkwürdig ist es unstreitig, wie durch die ausgezeichnete Thätigkeit und Sorge der Europäer diese nützliche Thierart bereits über den größten Theil unserer Erde verbreitet worden ist. Im Norden weidet der Stier in den vor Frost erstarrten

Birkenwäldern, in der gemäßigten Zone in unsern anziehenden grasreichen Thälern zwischen schattigen Buchenwäldern, in den Tropen unter Palmen und Bananengewächsen und auf den Inseln im Südmeer unter Melaleuca-, Metrosideros- und Casuarina-Stämmen. Überall gedeiht dieses dem cultivirten Menschen unentbehrliche Geschöpf, und gewährt ihm höhern Wohlstand.

Bey der Annäherung des Abends sammelten sich alle unsere zerstreut gewesenen Jäger um das freundliche Küchenfeuer und ein Jeder von uns schien die Belohnung seiner Anstrengungen in der Befriedigung seines Nahrung heischenden Magens zu fordern; aber leider litten unsere Vorräthe von Lebensmitteln nie mehr Mangel als eben jetzt; dennoch konnte eine Jägergesellschaft hier mitten unter Heerden verwilderten Viehes doch unmöglich Hunger leiden: wir giengen also hinaus auf die Ebene, vertheilten uns in eine lange Linie und hofften ein junges Rind zu erlegen, aber die Nacht trat zu schnell ein, das Vieh war zu scheu, und einzelne Cactuspflanzen, auf der Heide verbreitet, verwundeten unsere Füße; wir mußten also für heute unser Vorhaben aufgeben, und die vom Hunger gebotene Jagd auf den kommenden Morgen verschieben. In dem öden baufälligen Hause, wo es durch das Dach hinein regnete, fanden wir in unsern aufgehängten Schlafnetzen nur wenig Ruhe, denn unaufhörlich wurden wir von einer ungeheuern Menge Flöhe und einem Heer von Bichos do pé (Sandflöhen, Pulex penetrans) gequält, deren wir in den folgenden Tagen unzählige aus unsern Füßen zogen. Dieses besonders in allen im Sande leerstehenden Gebäuden häufige Insekt dringt zwischen Haut und Fleisch an den Füßen in der Nähe der Sohle und an den Zehen, auch wohl an den Nägeln der Hände ein. Übertrieben ist es, wenn man behauptet, daß es sich selbst bis in das Muskelfleisch hinein arbeite, es hält sich immer nur zwischen Haut und Fleisch. Man spürt bald seine Gegenwart an einem heftigen Jucken, das endlich in einen geringen Schmerz

Schmerz übergeht; daher ist es gut, es mit einer Nadel sogleich herauszugraben, ohne seinen blasenartigen mit Eiern angefüllten Leib zu verletzen (*). Um aller Entzündung vorzubeugen thut man wohl, wenn man, nachdem es herausgenommen ist, in die kleine Wunde etwas Schnupftabak einreibt, oder Unguentum basilicum, welche Salbe man in den brasilianischen Apotheken erhält.

Ein trüber regnerischer Tag folgte auf diese unangenehme Nacht; allein unsere Mägen erinnerten schnell an die gestern begonnene aber leider mißglückte Jagd. Wir ließen jetzt unsere Jäger aufsitzen und sandten sie in die Ebene, wo sie das voll Schrecken nach allen Seiten hin fliehende wilde Vieh auseinander sprengten. Unsere Maulthiere liefen zum Theil recht gut; endlich gelang es den Jägern Thomas und João, einen Schuß anzubringen und ein Rind zu tödten. Man zerlegte schnell die Beute, sättigte sobald als möglich die hungrige Menge und zerstreute sich alsdann um zu jagen. Die Gegend hat manche ornithologische Merkwürdigkeit. Francisco, der Coropo-Indier, hatte den Ibis mit nacktem fleischrothem Gesicht erlegt, welchen Azara (**) unter dem Nahmen des Curucau rasé beschreibt; andere Jäger schossen zwey Arten Falken, eine schöne neue Art Weihe (***) mit einem Eulenkranz am Kopfe, gleich unserm Falco cyaneus, und den Falco Busarellus mit rostrothem Körper und gelblich weißem Kopfe. Ich fand in der Nähe unseres Hauses das Nest mit den Eiern des Bentavi (Lanius Pitangua, Linn.), welches die Form eines Backofens hat und oben geschlossen ist.

Nördlich von Battuba dehnen sich weite Lagoas in den

(*) S. Ol. Swartz in den Sw. Vetensk. acad. nya Handlingar T. IX. för 1788. p. 40 sqq. mit Abbild.

(**) D. F. de Azara voyages etc. Vol. IV. p. 222.

(***) Falco palustris: 19 Zoll 9 Linien lang; ein gelblich weiß und schwarzbraun gemischter Eulenkranz faßt den Kopf ein; über dem Auge hin ein weißlicher Streif; untere Theile blaßgelbröthlich mit schwarzbraunen Längstrichen; Unterhals schwarzbraun; Schenkel und Steiß rostroth; alle obern Theile schwarzbraun; Schwung- und Schwanzfedern aschblau mit schwarzbraunen Querbändern.

Ebenen aus, worin unzählige Enten und Reiher nebst andern Sumpf- und Wasservögeln leben; hier kann man die Wasser- und Sumpfbewohner des Landes am besten studieren. Man hatte uns gesagt, daß wir hier die schönen rosenrothen Löffelreiher (Platalea Ajaja, Linn.) finden würden, und wirklich bemerkten wir heute die ersten derselben. Sie saßen, ihrer etwa dreißig beysammen, an einer sumpfigen Stelle, und fielen uns bald wie ein dunkelrosenrother Fleck in die Augen. Unsere Jäger schlichen mit der größten Vorsicht hinan, und warfen sich sogar, als sie ihnen näher kamen, auf die Erde nieder, allein vergebens, die schüchternen Vögel erhoben sich sogleich und zogen in prachtvollem Geschwader über die Köpfe anderer Jäger hin, die ihre Doppelflinten leider auch vergeblich nach ihnen abfeuerten. Wir konnten nur mit einigen ihrer schönen rosenrothen in dem Sumpfe gefundenen Schwungfedern unsere Hüte schmücken. Reiher, schwarze Ibisse (*), Enten, Strandläufer und Cormorane belebten die ganze Gegend. Die Lagoas waren durch Dämme getrennt, und auf diesen fanden wir Gebüsch, das immer von Raubvögeln, von denen wir einige erlegten, durchspähet wird. Am Ufer eines See's erblickte ich den Anhinga (Plotus Anhinga, Linn.) dem ich vergebens nachstellte. Er war hier auch nicht in seinem wahren Aufenthaltsorte, den Flüssen, auf welchen wir ihn späterhin häufig erlegt haben. Vier bis fünf Stunden Weges von Battuba erreicht man eine Stelle, welche Barra do Furado genannt wird, wo die Lagoa Feia mit der See zusammenhängt, wie dies auf der Karte von Arrowsmith richtig bemerkt ist. (*)

(*) Unter den brasilianischen Arten der Familie der sichelschnäblichen Sumpfvögel zeichnet sich durch sein hochrothes Gefieder der Guará (Tantalus ruber. Linn.) ganz vorzüglich aus. Ich habe diesen schönen Vogel nirgends an dieser ganzen Küste gefunden, und selbst die Corografia brasilica bestätigt, daß diese Thierart selbst nicht mehr an der Ponta de Guaratiba etwas südlich von Rio de Janeiro gefunden wird, wo sie sonst so häufig vorkam (s. Corografia brasilica T. II. p. 19.) Selbst Hans Staden sagt, daß die Tupin-Inba jene schönen rothen Federn zu ihrem Putze von dort her sich verschafften.

(**) Die Lagoa Feia besteht aus zwey durch einen Canal vereinigten Thei

Wir trafen hier sogleich Anstalt, unser Gepäck und einige unserer noch zurückgebliebenen Jäger mit dem großen Canoe eines einsam hier wohnenden Mannes vorwärts nach dem von uns ausersehenen Lagerplatze bringen zu lassen. Wir selbst hingegen setzten die Reise längs der Dünen an der tobenden Brandung fort und vergnügten uns an dem Anblick der vielen Regenpfeifer (Charadrius), Strandläufer und Austerfischer (Haematopus), die hier nach jedem zurückrollenden Wellenschlage der See, eine Menge kleiner Insekten auflesen. Man zeigte uns bey ein Paar ärmlichen Fischerhütten den Weg, welcher nach dem Lande hin wieder von weiten Sümpfen, in denen eine Menge Rindvieh und Pferde weideten, begränzt war. Die große Anzahl von Enten und Sumpfvögeln, die wir hier fanden, war wirklich merkwürdig. Große, schwärzliche Geschwader der Anas viduata, Linn., und der pfeifenden grünschultrigen Art, welche Azara unter dem Nahmen des Ipecutiri (*) beschrieben hat, flogen bey unsern ersten Schüssen gleich einer Decke auf; die letztere ist in den von mir gesehenen Gegenden die gemeinste Entenart.

Als es sich schon stark zur Dämmerung neigte, führte uns unser Wegweiser, der ein Neger war, quer durch das Wasser auf eine sumpfige Insel. Er sagte uns, sein Herr werde mit dem Canoe hier an diese Stelle kommen, um uns über die Lagoa Feia zu setzen, allein dieser erschien heute nicht. Da ein

len; ihre Form ist auf meiner Karte nicht richtig angegeben, da ich sie nur überschifft und nicht in ihrer ganzen Ausdehnung gesehen habe. Der nördliche Theil soll nach der Corografia brasilica (T. II. p. 49) etwa 6 Legoas von Osten nach Westen lang seyn, und etwa 4 Legoas in der Breite halten, der südliche Theil etwa 5 Legoas lang und 1 1/2 Legoa breit seyn. Sie ist fischreich und hat süßes Wasser. Ihre große Fläche ist gewöhnlich vom Winde bewegt, daher für Canoe's oft gefährlich, für größere Schiffe hat sie nicht die nöthige Tiefe. Die Barra do Furado ist in der Zeit des niedern Wasserstandes verschlossen. Die ganze Gegend enthält längs der Seeküste eine große Menge von Landseen, deren auf der Karte mehrere fehlen. Bey diesem Reichthume an Gewässern und der Fruchtbarkeit des Bodens würde dieser Strich Landes einer der fruchtbarsten von Brasilien werden können, wenn er von einem regsameren industriösern Volke bewohnt wäre.

(*) D. F. de Azara voyages etc. Vol. IV. p. 345.

heftiger Regen uns bedrohte, so schlugen einige aus unserer Gesellschaft vor, nach einer kleinen Hütte, etwa eine halbe Stunde weit, zurück zu reiten, wo wir fünf oder sechs Soldaten angetroffen hatten, die daselbst Wache hielten, damit von Minas herab kein Unterschleif mit Diamanten getrieben werde. Wir kehrten dahin zurück; die Soldaten machten uns ein gutes Feuer an, gaben uns Mandioccamehl und trockenes Salzfleisch, und wir verplauderten mit ihnen den Abend. Diese Miliz-Soldaten, von etwas brauner Farbe, gehen in weißen baumwollenen Hemden und Hosen, mit unbedecktem Halse und bloßen Füßen; ein jeder trägt, wie alle Brasilianer, seinen Rosenkranz um den Hals. Ein Gewehr ohne Bajonet ist ihre einzige Waffe. Sie fischen am Tage in den Lagoas und nehmen außer dem Mehl und Salzfleisch, das ihnen gegeben wird, ihren Unterhalt aus dem Wasser. Man sieht daher an ihrer Hütte Stricke von gedrehter Ochsenhaut aufgespannt, auf welchen sie die Fische zum Trocknen aufhängen. Die Hütte selbst hatte als Wachthaus mehrere Kammern und enthielt einige Schlafnetze nebst hölzernen Pritschen. Am folgenden Morgen erst erschien das Canoe mit den Jägern, die sich durch die vielen Enten hatten aufhalten lassen und von der Nacht überrascht worden waren. Man fieng nun an überzuschiffen, und so wie eine Ladung des Canoes übergesetzt war, vertheilten sich die dabey befindlichen Männer sogleich um zu jagen. Sie schossen unter andern den Ibis mit röthlichem Gesichte (Carâo) und den Caracara (Falco brasiliensis), einen schönen Falken. Auf dem nördlichen Ufer der Lagoa vereint befanden wir uns in einer sehr unangenehmen Lage, denn unsere weidenden Maulthiere waren durch Pferde entführt worden, und wir blieben daher den ganzen Tag dem herabströmenden Regen ausgesetzt, bis gegen Abend ein Fischer erschien, der uns nach seiner Hütte führte, wo wir unsere entflohenen Thiere erwarteten. Durch ein kleines Gebüsch zogen wir jetzt bis ans Ufer des Flusses Barganza, eines Abflusses der Lagoa Feia.

Hier befanden sich zwey ärmliche Fischerhütten, (deren Ansicht die Vignette dieses Abschnittes in der 4to Ausgabe giebt); in ihnen wurden wir freundschaftlich aufgenommen. Sie bestanden blos in einem auf die Erde gestützten Dache von Rohr und enthielten inwendig ein Paar kleine Abtheilungen: unsere zahlreiche Mannschaft konnte daher nicht unter Dach und Fach übernachten, sondern nur die an die brasilischen Nächte weniger gewöhnten Europäer. Wir lagen mit den beyden Fischerfamilien in den Hütten rund umher auf Stroh; in der Mitte brannte das Feuer, und man bewirthete uns mit gebackenen Fischen und Mandioccamehl. Der freundliche Wille der guten Leute erleichterte uns die Beschwerde und ließ uns dieses enge harte Nachtlager einigermaßen vergessen. In der Hütte, wo ich meine Wohnung nahm, herrschte eine sehr dicke gesprächige Frau mit etwas gelber Haut und sehr leicht gekleidet, die beständig, wie die meisten Weiber der niedern Klasse in Brasilien, ihre Tabackspfeife im Munde hatte. Die Brasilianer bedienen sich zum Rauchen mehr der Cygaro's, die von Papier gemacht und hinter dem Ohre getragen werden; diese Art zu rauchen haben nicht die Europäer nach Brasilien gebracht, sondern sie stammt vielmehr von den Tupinambas und andern Stämmen der Küsten-Indier her. Diese wickelten gewisse aromatische Blätter in ein größeres ein und zündeten dies an dem einen Ende an (*). Die bey den Fischern, so wie in ganz Brasilien besonders bey den Negern und andern Leuten der ärmeren Klasse gebräuchlichen Pfeifen, haben einen kleinen Kopf von schwärzlichem gebranntem Thone und ein dünnes glattes Rohr von dem Stengel eines hochsteigenden Farrnkrautes (Samambaya), der Mertensia dichotoma. Meistens ist indessen unter allen Klassen der Einwohner Brasiliens das Schnupfen des Tabacks noch weit beliebter als das Rauchen, denn der ärmste Sclave hat seine Tabacksdose, gewöhnlich von Blech

(*) Jean de Lery, voyage etc. p. 189.

oder von Horn, oft ist es nur ein bloßer Abschnitt eines Kuhhorns mit einem Pfropf.

Als kaum der Tag in unsere mit Menschen angefüllten Hütten hinein blickte, sagten die Fischer schon eifrig ihre Morgengebete her, und badeten dann ihre Kinder in lauwarmem Wasser, ein unter den Portugiesen gewöhnlicher Gebrauch, worauf die Kleinen sich mit Ungeduld zu freuen schienen. Nach diesem breitete man Rohrmatten vor der Hütte aus, der gekochte Fisch ward herbey gebracht und wir alle setzten uns zum Frühstücke auf die Erde nieder. Nachdem wir uns mit Nahrung gestärkt hatten, bereiteten die Fischer ihre Canoe zu, um ihre Maulthiere schwimmend über den Barganza zu führen, der hier bey den Hütten mit großen Rohrgehägen angefüllt ist. Tausende von Wasservögeln, besonders Reiher, Cormorane, Wasserhühner, Taucher u. s. w. nisten darin, auch zeigen sich zuweilen die schönen rothen Löffelreiher. Unter den Fischern, die unsere Tropa übersetzten, zeichnete sich ein alter Mann mit einem langen Barte und einem Säbel an der Seite, besonders aus; ein jüngerer bestieg sein kleines Pferd und versprach uns den Weg durch die überschwemmten Wiesen zu zeigen. Sein Anzug war originell: er trug eine kleine Nebelkappe von Tuch, einen kurzen Rock und Hosen, welche ihm die Knie bloß ließen, und Sporne an den unbekleideten Füßen. Übrigens war dieses Männchen sehr gutmüthig und gefällig, denn es ritt in den zum Theil hoch überschwemmten Wiesen stets voran und suchte nicht ohne Gefahr den besten Weg, welcher dennoch unsern Maulthieren zum Theil so sauer wurde, daß wir die gegründetste Besorgniß haben mußten, unser Gepäck ins Wasser fallen zu sehen. Diese weiten Wiesen wurden jedoch unter einem heftigen Platzregen endlich glücklich durchritten.

Wir hatten bey der isolirt gelegenen Kirche zu S. Amaro die letzte Wasserstelle im Canoe zurückgelegt und unsere Tropa zog jetzt auf unabsehbaren grünen Ebenen fort. Diese ganze flache Gegend gehört schon zu den Ebenen der Goaytacases,

welche sich bis zum Paraïba ausdehnen und von denen die Villa de S. Salvador ihren Beynahmen dos Campos dos Goaytacases erhalten hat. Auf dem Grasboden dieser Gegend, so wie auf allen Triften der Ostküste von Brasilien, wächst die Sida carpinifolia mit strauchartigem, holzigem Stamm und gelber Blume: sie wuchert sehr stark, und dient häufig einer Art von Inambú, den man hier mit den Nahmen des Rebhuhns (Perdiza) belegt, zum Aufenthalt (*). Dieser noch wenig bekannte Vogel hat in der Farbe Ähnlichkeit mit unserer Wachtel, ist aber etwas größer und hält den Hühnerhund eben so gut aus als unser europäisches Rebhuhn, wovon ich mich öfters überzeugte. Endlich, nachdem wir dieses zu Triften geeignete Land, worin auch Rindvieh in bedeutender Anzahl weidete, bis zum Abend durchritten hatten, gelangten wir nach der ansehnlichen Abtey zu S. Bento, wo wir eine lange entbehrte Ruhe und Bequemlichkeit zu finden hoffen durften. Dieses Kloster, der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro gehörend, besitzt ahnsehnliche Güter und Ländereyen. Das Gebäude selbst ist groß, hat eine schöne Kirche, zwey Hofräume und einen kleinen Garten im Innern, in welchem von Steinen aufgemauerte Beete mit Balsaminen, Tuberosen u. s. w. besetzt sind. In dem einen der Höfe standen hohe Cocospalmen (Cocos nucifera, Linn.) mit Früchten beladen. Das Kloster besitzt 50 Sclaven, welche vor demselben in einem großen Quadrate ihre Hütten erbaut haben; in der Mitte des Platzes ist ein hohes Kreuz auf einem Fußgestelle errichtet. Außerdem befinden sich hier ein großes Zucker-Engenho, und mehrere Wirthschaftsgebäude; ferner gehören zu diesem reichen geistlichen Gute beträchtliche Ländereyen, große Heerden von Pferden und Rindvieh und mehrere Corale und Fazenda's in der umliegenden Gegend; es erhält sogar mehrere Zuckerzehnden aus der Nachbarschaft.

(*) Dieser Vogel ist von Herrn Temminck unter dem Nahmen des Tinamus maculosus beschrieben worden. S. Histoire naturelle générale des Pigeons et des Gallinaces. T. III. p. 557.

Wir wurden von dem hier die Geschäfte versehenden Geistlichen, Herrn José Ignaçio de S. Mafaldas, sehr gastfreundschaftlich aufgenommen. Man wieß uns unsere mit guten Betten versehene Zimmer an den langen kühlen Gallerien des Klosters an, wo wir aus den großen Fenstern, die auch hier ohne Glas waren, die schönste Aussicht in die weite Ebene hatten. In dem untern Stockwerke des Gebäudes befand sich die Küche und Mandioccafabrik, auf deren Pfannen wir unsere Sammlungen leicht trocknen konnten; dabey ließ man uns die zu unsern Arbeiten nöthige Baumwolle von den Kernen befreyen, wozu man sich überall der kleinen Maschine bedient, welche Herr Hofrath Langsdorf in seiner Reisebeschreibung bey Gelegenheit seines Aufenthalts zu Sta. Catharina abgebildet hat. Wir benutzten die Zeit, die wir hier verweilten, so gut als möglich, und belustigten uns mit der Jagd der Enten, die hier auf den großen Sümpfen und Lagoas in unzählbarer Menge leben.

Auf unserer weitern Reise hatten wir zum Wegweiser einen Mulatten mit einem Stilet im Knopfloche, einem Säbel an der Seite und Spornen an den bloßen Füßen, wie es dort gewöhnlich ist. Er führte uns durch die große Ebene, wo von Stunde zu Stunde sich die Wohnungen vermehrten, und wo die Wagengeleise uns anzeigten, daß wir uns einer mehr bewohnten Gegend näherten. Wir sahen längs dem Wege Hecken von Agave und Mimosa, hinter ihnen blühende Orangen- und Bananenstämme und bey den Wohnungen die Kaffeebäume mit ihren milchweißen Blumen wie mit Schnee bedeckt; ein prachtvolles Gebüsch! Immer häufiger werden hier die Wohnungen und Fazenda's; aller Orten findet man Venda's an der Straße, wo der Eigenthümer sehr höflich die Vorbeywandernden grüßt, aber gewöhnlich nur um sie zu locken, und dann ihnen die Taschen zu leeren. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir die Villa de S. Salvador erreichten, die am südlichen Ufer des schönen Paraïba in einer angenehmen, frucht-

baren und von mannichfaltigem Grün belebten Gegend liegt. Hier hatte unser gütiger Wirth zu S. Bento uns sein Haus für die Zeit unseres Hierseyns überlassen, in welchem wir jetzt abtraten und die ersten Zeitungen seit unserer Abreise von Rio zu sehen bekamen. Sie enthielten für uns die wichtige Neuigkeit von der Niederlage des französischen Heeres bey Belle Alliance, woran selbst die Bewohner der Stadt den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

V.

Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Besuch bey den Puris zu S. Fidelis.

Villa de S. Salvador. — Ritt nach S. Fidelis. — Die Coroados-Indier. — Die Puris.

Die Ebenen, welche sich südlich vom Flusse Paraïba ausdehnen, wurden vor Zeiten von dem wilden kriegerischen Stamm der Uetacas (*) oder Goaytacases bewohnt, die Vasconcellos zu den Tapuyas rechnet, da sie eine von den Völkern der Lingoa geral verschiedene Sprache redeten. Sie zerfielen in drey Stämme, die Goaytaca assú, Goaytaca Jacorito und Goaytaca Mopi, (**) lebten in beständigen Feindseligkeiten untereinander und mit allen ihren Nachbaren. Ihre Haare ließen sie, gegen die Gewohnheit der andern indischen Stämme, lang herabhängen, zeichneten sich durch eine hellere Farbe, stärkern Körperbau und größere Wildheit vor allen ihren Blutsverwandten aus, und fochten auch tapferer im freyen Felde.

(*) Jean de Lery, voyage etc. p. 45.
(**) S. de Vasconcellos noticias etc. p. 39.

Hierüber giebt uns die Lebensbeschreibung des Pater José de Anchieta Nachricht (*), wo es unter andern heißt: »Diese Leute waren die wildesten und unmenschlichsten an der ganzen Küste, sie hatten einen riesenmäßigen Körperbau, und besaßen große Stärke, waren geübt in der Behandlung des Bogens, und Feinde aller andern Nationen u. s. w.« und ferner: »Der Distrikt, welchen sie bewohnten, war klein, er erstreckte sich vom Flusse Paraïba bis zum Maccahé u. s. w.« Pater João de Almeida (**) fand bey ihnen im Walde zu seinem großen Schrecken ein ganzes menschliches Skelett aufgestellt, wie Southey erzählt. Ihre Hütten bauten sie nach seinen Nachrichten gleich Taubenschlägen auf einem einzigen Pfahle in die Luft, schliefen blos auf einem Haufen Blätter und tranken kein Fluß- oder Quellwasser, sondern nur solches, welches in Gruben, die sie in den Sand gemacht hatten, sich sammelte (†). Von allen Seiten führten diese drey Stämme unter einander, und mit den Europäern, so wie mit den Küsten-Indiern Krieg, besonders aber hatte die Colonie der Portugiesen am Espirito Santo sehr durch sie gelitten. Im Jahr 1630 brachte man ihnen eine sehr harte Niederlage bey (††). Späterhin wurden sie nach und nach ausgerottet oder unterjocht und entwildert, wodurch die Ansiedelungen am Paraïba entstanden, welches jetzt die reichste und blühendste Landschaft zwischen Rio de Janeiro und Bahia ist. Die ganze Gegend ist mit einzelnen Fazenda's und Pflanzungen bedeckt, und am Flusse Paraïba, der diese fruchtbare Ebene durchschneidet, erhebt sich am südlichen Ufer, etwa 3 Stunden von der See, eine beträchtliche Villa, welche den Nahmen einer Stadt (Çidade) verdient.

(*) „Era esta sorte de gente a mais feros e deshumana que havia portoda a costa, em corpos eram agigantados de grandes forças, destro em arco, inimigos de todas as nações etc." und: „O destricto que habitabam era pequeno dentro dos termos dos Rios Paraïba e Machaé etc."

(**) S. Lebensbeschreibung des Padre João de Almeida.

(†) Southey's history of Brazil. V. II. p. 665.

(††) Ibid. p. 666.

Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases zählt etwa 4 bis 5000 Einwohner, der ganze Distrikt soll ungefähr eine Bevölkerung von 24000 Seelen haben. Sie heißt gewöhnlich blos Campos, ist ziemlich gut gebaut, mit regelmäßigen, großentheils auch gepflasterten Straßen und netten freundlichen Häusern, worunter einige von mehreren Stockwerken sind. Es sind hier die nach alt portugiesischer Art mit hölzernen Gitterwerken verschlossenen Balkons noch üblich. In der Nähe des Flusses befindet sich ein Platz, auf welchem das öffentliche Gebäude erbaut ist, worin die Sitzungen der Stadtgerichte gehalten werden, und in welchem sich auch die Gefängnisse befinden. In dieser Stadt sind 7 Kirchen, 5 Apotheken und 1 Hospital, wo sich etwa 20 Kranke befanden. Ein Chirurg versieht das Lazareth; übrigens soll diese Gegend einige bessere Ärzte besitzen, als man sie in den andern Distrikten dieser Küste antrifft, wo man eine Vertrauen verdienende ärztliche Hülfe leider öfters vergeblich sucht. Die Stadt liegt sehr angenehm, dehnt sich längs dem Ufer des schönen Paraïba aus, und gewährt einen angenehmen Anblick, besonders wenn man sie von dem Wege am Flusse abwärts betrachtet. Überall herrscht Leben an dem Ufer, und eine regsame, mehrentheils farbige Menschenmenge wird hier in Handels- und andern Geschäften umher bewegt. In Campos wird mit mancherley Produkten ein ziemlich beträchtlicher Handel getrieben, besonders aber erzeugt die Gegend am Paraïba aufwärts eine große Menge Zucker, so wie auch an dem kleinen Flusse Muriähé, der an der nördlichen Seite, S. Salvador gegenüber, in den Paraïba fällt, bedeutende Zucker-Engenhos gefunden werden. Kaffee, Baumwolle und alle andere Produkte gedeihen vortrefflich und selbst europäische Gemüse sieht man auf den Märkten. Das Haupterzeugniß indessen ist Zucker, und der daraus bereitete Brandwein. Unter den Bewohnern sind reiche Leute, welche ihre Zucker-Engenhos in der Nähe des Flusses zum Theil mit 150 und mehreren Sclaven betreiben:

man gewinnt außer dem Branntwein auf solchen Werken 4 bis 5000 Arroben Zucker in einem Jahre. Schon denkt man an Verbesserungen der Fabrikatur, und ist im Begriff Dampfmaschinen anzuwenden. Das Engenho des Herrn Capitam Netto Fiz, welcher uns viele Höflichkeiten erwies, ist sehr schön und zweckmäßig eingerichtet; seine Zuckerpflanzungen sind beträchtlich, und er besitzt außer demselben noch zwey andere Fazenda's am Muriähé. In diesem Distrikte am Paraïba und Muriähé zählte man im Jahr 1801 schon 230 Engenhos, worunter sich 89 größere sehr einträgliche befanden (*). Man findet in der Stadt schon einen bedeutenden Grad von Luxus, besonders im Anzuge, worauf die Portugiesen viel verwenden. Reinlichkeit und Nettigkeit ist diesem Volke, selbst den niedern Ständen, in Brasilien wenigstens, allgemein eigen. Besucht man aber die innern Gegenden des Landes, oder die weniger bedeutenden Villa's, so wird man allgemein die Bemerkung machen, daß die Pflanzer bey ihren alten Gewohnheiten stehen bleiben, ohne im geringsten auf Verbesserung ihrer Lage zu denken. Man findet da reiche Leute, die in einem Jahre mehrere mit Gütern beladene Tropa's nach der Hauptstadt senden, die vielleicht 1000 oder 1500 Stück Ochsen dahin verkaufen, und deren Hütten dennoch schlechter sind, als die unserer ärmsten deutschen Bauern: niedrig, nur einstöckig, aus Lehm aufgeführt und selbst nicht einmal weiß angestrichen; nach einem ähnlichen Maßstabe ist die ganze übrige Lebensart eingerichtet, Reinlichkeit im Anzuge wird aber selten vermißt. Viehzucht soll die Gegend am Paraïba nicht hinlänglich besitzen, obgleich sich diese Ebenen doch so vorzüglich hiezu eignen; man zieht einige Maulthiere, die aber nicht so stark und schön sind, als die von Minas Geraës und Rio Grande. Schaafe und Ziegen sind klein, und die Schweine gedeihen nicht so gut als in andern Gegenden. Ich hatte Campos dos Goaytacases besucht, nicht um

(*) Corografia brasilica. T. II. p. 47.

statistische Nachrichten über diese Gegend zu sammeln (in Hinsicht deren ich auf andere Werke verweisen muß), sondern um die Völker- und Naturmerkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen. Da ich diesen Zweck hier bald erreicht hatte, so war mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer und wir eilten, die, für uns interessanteste Seltenheit am Paraïba, nehmlich einen in der Nähe wohnenden Stamm noch roher, wilder Tapuyas zu besuchen.

Der Oberst Manuel Carvalho dos Santos, Commandant des Distrikts von S. Salvador und Chef des hiesigen Landmiliz-Regiments, hatte uns sehr zuvorkommend empfangen; als wir ihm den Wunsch äußerten, die Mission von S. Fidelis, höher oben am Paraïba zu besuchen, so hatte er die Güte uns einen Officier mit einem Soldaten als Führer zu geben. Wir richteten uns schnell zu jener interessanten Reise ein, und verließen am 7ten October mit Zurücklassung unseres Gepäckes, S. Salvador.

Der Paraïba entspringt in der Capitania von Minas Geraës, fließt zwischen der Serra dos Orgâos und der von Mantiqueira in östlicher Richtung herab, und ist schon auf der kleinen Karte angemerkt, welche der Engländer Mawe von seiner Reise nach Tejuco gegeben hat. Er nimmt mehrere Nebenflüsse, den Parahibuna, Rio Pomba und andere auf, und durchströmt die großen Urwälder zwischen gebürgigen Ufern, bis er endlich, seiner Mündung nahe, in die Ebenen der Goaytaca-Indier tritt. Hier ist jetzt alles bebaut und belebt, aber wenn man über diese Ebenen hinauf steigt, in jene großen Wälder, so sind die Ufer des Paraïba noch von Urvölkern bewohnt, die man nur zum Theil entwildert und angesiedelt hat. Unser Weg führte anfangs längs dem Flusse hin, dessen Ufer herrliche Gebüsche von Mimosen, Bignonien und dergleichen zieren. Nahe bey der Stadt stehen einzelne hohe Cocospalmen, dann folgen schöne Wiesen und Gebüsche mit einzelnen Fazenda's. Der Anblick des schönen

Flusses ward uns bald entzogen, da unser Weg von ihm abführte. Auf den Triften fanden wir häufig in Gesellschaft des Madenfressers (Crotophaga Ani, Linn.) den gefleckten Kuckuck (Cuculus Guira, Linn.) oder Annú branco der Portugiesen, welcher in seiner Lebensart und Gestalt die größte Ähnlichkeit mit dem Madenfresser hat. Dieser Vogel, welcher von Azara mit dem Nahmen Piririgua belegt wird, ist in der Gegend von Campos noch nicht lange bekannt, und soll sich erst seit wenigen Jahren aus dem Hochlande von Minas herab, in diesen tiefern Ebenen an der See eingefunden haben. Wir hatten häufig Gelegenheit uns über die Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Landstriches zu erfreuen. Man sieht eine Reihe von großen Fazenda's am Ufer des Flusses; weite Zuckerpflanzungen wechseln in den lebenvollen Ebenen mit ausgedehnten Trifften ab. Schönes großes Rindvieh und Pferde weiden daselbst in Menge, so wie auch einige Maulthiere. In der Nähe mehrerer Wohnungen bewunderten wir auf einer Wiese einen jener colossalen wilden Feigenbäume, Figueiras der Portugiesen, die zu den angenehmsten Geschenken der Natur für die heißen Länder gehören; der Schatten eines solchen prachtvollen Baumes erquickt den Wanderer, wenn er sich unter seinen unglaublich weit ausgedehnten Ästen mit dunkelgrünen glänzendem Laube lagert. Die Feigenbäume aller heißen Länder werden gewöhnlich sehr dick, und breiten eine colossale Krone mit äußerst starken Ästen aus. Ich habe sie in Brasilien wirklich majestätisch gefunden, dennoch kam keiner im Umfange seines Stammes dem berühmten Drachenbaum von Orotava gleich, welcher nach von Humboldt's Messung 45 Fuß im Umfange hatte. In den oberen Zweigen jenes Feigenbaums fanden wir das merkwürdige Nestchen des kleinen grünen Plattschnabels mit gelbem Bauche (Todus): es war kugelförmig aus Wolle gebaut, oben verschlossen und hatte einen engen Eingang. In Brasilien bauen weit mehrere Vögel dergleichen verschlossene Nestchen als bey uns, wahrscheinlich

weil es hier mehr Feinde für die zarten Jungen giebt. Einige Stunden von S. Salvador fangen die Gebürge an sich zu erheben, und jenseits der Zuckerfelder sahen wir schon in der Ferne die hohen Urwaldungen. In dem Walde bemerkt man rothe Flecken, welche blos durch das junge Laub des Sapucaya-Baums entstehen, das beym Hervorbrechen im Frühjahr von rosenrother Farbe ist. Es war nun die günstigste Jahreszeit zum Reisen gekommen, denn alles zeigte sich im lieblichsten Farbenspiel des zarten Laubes; frisches Grün erheiterte überall die Landschaft, dabey behagte die angenehme Temperatur der Luft uns nicht an große Hitze gewöhnten Nordländern ungemein. Nach etwa drey Stunden Weges näherten wir uns dem Ufer des Paraïba wieder, und wurden durch seine Schönheit an dieser Stelle sehr überrascht. Drey Inseln, zum Theil mit hohem altem Walde bewachsen, unterbrechen seinen Spiegel. Der dem deutschen Rhein an Breite nichts nachgebende Strom gleitet schnell dahin, und an seinen Ufern wechseln auf grünen Hügeln Waldungen und Gebüsche mit großen Fazenda's ab, deren breite rothe Ziegeldächer gegen das grüne Laub freundlich abstechen, und um welche die Hütten der Neger kleine Dörfer bilden; (die Vignette, welche in der 4to Ausgabe diesem Abschnitte beygefügt ist, giebt die Ansicht von einem der kleinern dieser Landhäuser.) Die Seitenthäler zwischen den Hügeln des Ufers sind mit Sümpfen angefüllt, worin eine hochstämmige Art von Trompetenbaum (Bignonia), häufig den traurigen Anblick eines verdorrten Waldes hervorbringt. Stamm und Äste haben eine hell-aschgraue Farbe, und ein dünnes, dunkelbraun-grünes Laub giebt ihm ein sehr düsteres todtes Ansehen, um so mehr, da er immer in Massen zusammengehäuft steht: die Blume ist übrigens schön, groß und von weißer Farbe. Andere schöne Gewächse sind hier in Menge, unter andern eine baumartige Cleome mit sehr großen schönen, weiß und rosenrothen Blumenbüscheln dicht übersäet; am Wege rankten hochgelbe und weiße Bignonien, und die Gebüsche am Ufer

zierten die aufrecht stehenden Gesträuche der Allamanña cathartica, Linn., mit ihren großen hochgelben Blüthen.

Als wir etwa die Hälfte unseres Weges zurückgelegt hatten, brachte uns unser Führer in eine benachbarte Fazenda, wo der Hausherr, ein Capitam, uns sehr gastfreundschaftlich zum Mittagessen einlud. Vor seinem Hause, das von einer sanften Anhöhe die schönste Aussicht auf den Fluß hatte, stand einer jener herrlichen Trompetenbäume (Bignonia), Ipé amarello genannt, mit großen gelben Blumen überdeckt, die vor dem Laub ausbrechen; sein Holz ist sehr fest und läßt sich gut verarbeiten. Am Nachmittage setzten wir unsere Reise weiter fort, allein jetzt traf uns ein heftiges Gewitter, wodurch der uns schöne Weg etwas unangenehm wurde. Wir erstiegen am Ufer des Flusses einen steilen Berg, den Morro de Gambá, ritten auf dessen Rücken durch einen dichten Wald, und wurden, als wir ins Freye traten, von einer prachtvollen Aussicht auf den Fluß hinab überrascht. In den hohen zackigten Waldkuppen zeichnet sich besonders das merkwürdig gebildete Felsgebürg Morro de Sapateira aus, dessen Contrast mit den grünen anmuthigen Hügeln, auf welchen die Bewohner ihre lachenden Ansiedelungen erbaut haben, den Reiz dieser Landschaft erhöhte. Unmittelbar zu unsern Füßen unter einer steilen Bergwand, befand sich am Ufer des Flusses ein kleiner flacher Wiesenboden, wo unter hohen Cocospalmen einige Wohnungen eine allerliebste Gruppe bildeten. Der schmale Weg läuft hoch an jener Bergwand hin und senkt sich dann wieder ins Thal hinab, wo man bey jeder Fazenda durch die herrlich duftenden Blumen der Orangengebüsche erfreut wird. Wir erreichten einen mit Rohr und der grauen weißblühenden 20 bis 30 Fuß hohen Bignonia bewachsenen Sumpf; auf den Stämmen der letztern hatten sehr viele Nachtreiher (Ardea Nycticorax) ihre Nester erbaut. Dieser Reiher gleicht unserm deutschen Nycticorax sehr, nur ist er ein wenig größer, er scheint daher derselbe Vogel zu seyn. Man sah auf jedem Neste Alte und Junge

beysammen stehen und neugierig die Fremdlinge beschauen: unsere Jäger schossen mehrere derselben, konnten ihrer aber in dem grundlosen Bruche nicht habhaft werden. Diese Brücher sollen eine Menge Jacaré's (Crocodilus) ernähren, von denen wir hier jedoch keine zu sehen bekamen. Nachdem wir eine angenehme abwechselnde Gegend zurückgelegt hatten, kamen wir zur Fazenda do Collegio, wo es anfieng Nacht zu werden; wir erreichten indessen noch vor völliger Dunkelheit den kleinen Rio do Collegio, welchen wir passiren mußten. Auf einer steilen, von Regen völlig schlüpfrigen Abfahrt rutschten unsere Pferde und Reitthiere auf der Krupe bis zum Wasser hinab, ja einige fielen über und über; doch passirten wir alle glücklich, wiewohl stark durchnäßt, den tiefen reißenden Bach. Man tritt nun bald in einen finstern dichten Urwald am Ufer des Flusses, der bis S. Fidelis anderthalb Stunden weit anhält. Es war jetzt finstere Nacht und der Pfad sehr schmal, oft über dem steilen Flußufer unmittelbar erhaben, sehr uneben, mit dürrem Holze und umgefallenen Bäumen versperrt. Der vorreitende des Weges kundige Soldat stieg mit unsern Leuten häufig vom Pferde, um Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und wir mußten bedeutende Strecken hindurch die Pferde am Zügel leiten: endlich stellte sich uns gar eine steile, tiefe Schlucht entgegen, über welche ein schmaler Steg von drey abgehauenen Baumstämmen führte; man hatte Querreifen eingehauen, um den Hufen der Thiere einen Halt zu geben, dennoch aber glitten sie häufig aus, und es fehlte wenig, daß nicht einige derselben hinabstürzten. Mit etwas Geduld besiegten wir indessen auch dieses Hinderniß glücklich. Im Dunkel des Urwaldes funkelten eine Menge umherfliegende Insekten, die Nachtschwalbe (Caprimulgus) rief, große Cicaden (Çigarras) ließen sich außerordentlich weit vernehmen, und das sonderbare Geschrey einer Schaar Frösche schallte durch die einsame nächtliche Wildniß. Wir erreichten endlich eine ebene Wiese am Ufer des Flusses, und befanden uns plötzlich zwischen den Hütten der

Coroados-Indier zu S. Fidelis. Unser Führer ritt sogleich vor die Wohnung des Geistlichen, Herrn Pater João, und ließ denselben durch einen seiner Sclaven um ein Nachtquartier ersuchen; allein wir wurden mit kurzen Worten abgewiesen und alle weitere Versuche schlugen fehl. Ohne die Güte des Herrn Capitam, in dessen Hause wir uns am Mittage so wohl befunden hatten, würden wir hier sicher unter freyem Himmel haben campiren müssen. In dem leerstehenden von allen Geräthschaften ganz entblößten Hause dieses Mannes fanden wir eine Schlafstätte: wir befestigten unsere Netze, und ruheten recht sanft.

S. Fidelis am schönen Ufer des hier ziemlich breiten Paraïba, ist eine Mission, ein Dorf der Coroados- und Coropo-Indier, und ward vor etwa 30 Jahren von einigen Capuciner-Mönchen aus Italien angelegt. Damals waren hier nur vier Missionäre, von welchen der eine noch jetzt als Geistlicher sich hier befindet; ein zweiter lebt in seiner Mission zu Aldea da Pedra, 7 bis 8 Legoas höher aufwärts am Flusse, die beyden andern sind gestorben. Die hier lebenden Indier gehören zu den Stämmen der Coroados, Coropos und Puris, von welchen die letztern noch jetzt wild und frey zwischen dem Meere und dem nördlichen Ufer des Paraïba in den großen Wildnissen umherziehen, und sich westlich bis zum Rio Pomba in Minas Geraës ausbreiten (*). S. Fidelis gegenüber zeigen sie sich zwar jetzt friedlich, aber weiter oben zu Aldea da Pedra haben sie noch kürzlich mit den Coroados Krieg geführt. Eigentlich ist der Hauptwohnsitz dieser beyden Stämme Minas Geraës, sie dehnen sich aber bis hierher an den Paraïba und die Seeküste aus. Auf dem rechten oder südlichen Ufer des Flusses wohnen die Coroados, und zu S. Fidelis auch einige Coropos, welche nun alle civilisirt, daß heißt angesessen

(*) Die Corografia brasilica (T. II. p. 59.) schildert den Zustand der Puris am untern Paraïba nicht richtig, denn nach ihr sollen diese Wilden hier schon in einigen Dörfern vereint leben, welches ungegründet ist.

sind. Ihr Revier erstreckt sich längs dem südlichen Ufer des Paraïba bis hinauf zum Rio Pomba; dort am linken Ufer des letztern Flusses sind sie zwar noch im rohen Naturzustande, bauen aber dennoch bessere Hütten als die Puris, mit denen sie im Kriege leben, und von welchen sie gefürchtet werden sollen. Herr Freyreiß hatte sie auf seiner frühern Reise in Minas besucht, und sie nicht mehr völlig wild, dennoch aber in einem rohern Zustande als ihre Landsleute am Paraïba gefunden (*). Diese Indier sind, wie gesagt, jetzt beynahe alle angesessen, die Coropos sämmtlich, die Coroados größtentheils — doch haben sie kaum angefangen ihre wilden rohen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart abzulegen, denn nur vier Wochen vor unserer Ankunft hatten die letztern zu Aldea da Pedra, auf einem ihrer Streifzüge einen Puri erschossen, und deshalb mehrere Tage hintereinander Freudenfeste gefeyert. Dennoch sind ursprünglich diese drey Stämme mit einander verwandt, wovon die Ähnlichkeit ihrer Sprachen zeugt (**). Sie bauen Mandiocca, Mays, Bataten, Kürbisse und dergleichen mehr; dabey sind sie geborne Jäger und wissen ihre starken Bogen und Pfeile sehr gut zu gebrauchen.

Kaum war der neue Tag angebrochen, so verfügten wir uns in die, den Coroados und Coropos, von den Missionarien erbauten Hütten. Wir fanden diese Menschen noch sehr originel, von dunkelbrauner Haut, völlig nationaler Gesichtsbildung, sehr markirten Zügen, und rabenschwarzem Haar. Ihre Häuser sind recht gut und geräumig, von Holz und Lehm erbaut, und mit Dächern von Palmblättern und Rohr gedeckt wie die der Portugiesen. Man sieht darin die aufgehängten Schlafnetze und in der Ecke Bogen und Pfeil angelehnt; ihr übrigens sehr

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien. Heft I. S. 119.

(**) Ibid. S. 159. Die Corografia sagt: die Coroados seyen Abkömmlinge der alten Goaytacases (T. II. p. 53.) dieses ist aber unwahrscheinlich, da die letztern ihre Haare lang herabwachsen ließen, und die Coroados in früheren Zeiten ihren Nahmen von dem unter ihnen üblichen Gebrauch erhielten, dieselben in eine kleine Krone zu verschneiden.

einfacher Hausrath besteht in selbst verfertigten Töpfen, Schüsseln oder Schaalen (Cuia's) von Kürbissen und dem Kalebassenbaum (Crescentia Cuiete LINN.), Tragkörben (Panacum) von Palmblättern geflochten, und wenigen andern Sachen. Ihre Kleidung besteht in weißen Hemden und Beinkleidern von Baumwollenzeug; an Sonntagen aber sind sie besser gekleidet; man unterscheidet sie alsdann nicht von der ärmern Klasse der Portugiesen; doch auch dann gehen die Männer oft noch mit bloßem Kopf und barfuß; die Weiber hingegen sind schon eleganter, tragen zuweilen einen Schleyer und putzen sich gern. Alle sprechen portugiesisch, unter sich aber gewöhnlich ihre Nationalsprache. Die Sprachen der Coroados und Coropos sind sehr nahe mit einander verwandt, auch verstehen beyde mehrentheils die Puris. Unser junger Coropo, Francisco, redete alle diese Sprachen. Die Verschiedenheit derselben unter den mancherley Stämmen der brasilischen Urvölker ist ein interessanter und näherer Untersuchung würdiger Gegenstand. Beynahe alle Stämme der Tapuyas haben besondere Mundarten. Man hat aus einzelnen Wort-Ähnlichkeiten in den mancherley Sprachen auf ihre Abstammung von europäischen Völkern schließen wollen, doch wohl mit Unrecht: Papa, Mama, heißt zwar unter den Cambevas oder Omaguas (*) eben das, was es bey uns bedeutet, und das Wort Ja soll in der Coropo-Sprache dieselbe Bedeutung haben, als bey uns; aber außer diesen unbedeutenden und zufälligen Übereinstimmungen findet nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen jenen Sprachen und der europäischen statt. Die eigenthümlichen Waffen, worauf die Coroados noch viel halten, bestehen in Bogen und Pfeilen, welche von denen der Puris nur in einigen geringen Nebendingen abweichen. Die Befiederung dieser Pfeile nehmen sie größtentheils

(*) S. DE LA CONDAMINE voyage etc. p. 54. Selbst bey unsern Antipoden, den Neu-Seeländern, nennen die Kinder ihren Vater Pah-Pah, siehe DAV. COLLINS's account of the English Colony in New South Wales. London 1798. 4. p. 535.

von den schönen rothen Araras (Psittacus Macao, Linn.), die höher oben am Paraïba zu Aldea da Pedra schon gefunden werden. In dieser Waffe sind sie, wie alle ihre Stamm-Verwandten, sehr geübt, und beschäftigen sich häufig in den großen schon vor ihren Hütten anfangenden Wäldern mit der Jagd. In der Corografia brasilica wird gesagt (*), daß immer viele Familien der Coroados in einem Hause vereint wohnen, welches ich auf ein Paar einschränken muß. Ehemals begrub dieses Volk seine verstorbenen Anführer in länglichten irdenen Gefäßen, die man Camucis nannte, und zwar in sitzender Stellung; frühe, wenn der Tag anbrach, badeten sie sich, allein diese Gebräuche haben sie schon verlassen.

Da der Tag nach unserer Ankunft zu S. Fidelis ein Sonntag war, so wohnten wir Morgens der Messe in der Klosterkirche bey, wo die Bewohner der umliegenden Gegend sich zum Theil aus Neugierde eingefunden hatten, um die fremden Gäste zu beschauen. Herr Pater João hielt eine lange Predigt, wovon ich nicht ein Wort verstand. Nachher stiegen wir in dem unbewohnten Kloster umher und besahen seine Merkwürdigkeiten. Die Kirche ist groß, hell und geräumig, und von Pater Victorio, der erst vor ein Paar Monaten gestorben ist, ausgemahlt. Dieser Capuciner-Missionar hatte thätig für das Wohl der Indier gearbeitet, und lebte in sehr günstigem Andenken, da man hingegen den jetzigen Geistlichen nicht so sehr zu lieben schien; die Indier hatten ihn schon einmal fortgejagt, weil er, wie sie sagten, ihnen keine Lehren geben könne, indem er schlechter sey als sie selbst. Die Mahlerey im Innern der Kirche kann zwar nicht schön genannt werden, ist aber doch leidlich, und für diese abgeschiedene, wenig besuchte Gegend eine große Zierde, die den Fremden angenehm überrascht. Hinter dem Altar stehen die Nahmen der vier Missionäre angeschrieben; an der Seite sind eine Menge

(*) S. Corografia brasilica. T. II. p 54.

Votivtafeln aufgehangen, unter andern ein Gemählde, worauf ein Sclave abgebildet ist, dessen Arm zwischen die Walzen einer Zuckermühle gerathen war, die, als der Neger in der Angst seines Herzens einen Heiligen anrief, augenblicklich stille stand (*). Der Fall, daß der Arm eines arbeitenden Sclaven zwischen die Walzen eines Zuckerwerks kommt, ereignet sich leider nur zu oft, da diese Menschen nachlässig und unvorsichtig sind. Das Kloster ist zwar nicht groß, hat aber doch eine ziemliche Anzahl heller freundlicher Zimmerchen und einen niedrigen Thurm; für die Mühe, ihn auf halb zerstörten Treppen erstiegen zu haben, lohnte uns die angenehme Aussicht auf das wild-schöne Thal. (Eine Ansicht dieser Kirche und eines Theiles des Dorfes S. Fidelis mit den umgebenden bergigten Urwäldern, giebt die 1te Platte in der 4to Ausgabe.)

Hier in dem geräumigen Kloster hätte uns Pater João gestern sehr leicht eine gute Wohnung anweisen können, aber seine Unart gieng so weit, daß er uns sogar die Mittheilung einiger Lebensmittel verweigert hatte. Als er am Morgen erfuhr, daß unsere Pässe sehr gut und für uns günstig eingerichtet seyen, hielt er es doch für rathsam etwas höflicher zu seyn, und ließ uns daher einen Hammel aus seiner Heerde anbieten, den wir denn auch zu unserm Frühstücke kauften. Nach der Messe redete er uns an und wir schlossen einen Frieden mit ihm, der allen Feindseligkeiten ein Ende machte. Die Bewohner von S. Fidelis hatten sämmtlich die Geschichte unserer Ankunft vernommen und äußerten laut ihr Mißfallen über das Betragen des Herrn Pfarrers.

Unsere wichtigste Angelegenheit war nun, die Bekanntschaft mit den rohen Puris in ihren Urwäldern zu machen. Wir begaben uns deswegen auf das gegenüber liegende Ufer des Paraïba, wo wir auf der Fazenda eines Herrn Furriel (Furier) eine sehr gute Aufnahme fanden. Der Hausherr

(*) Koster erzählt von ähnlichen Fällen p. 348.

sandte sogar seinen Bruder in den Wald zu den Puris und ließ ihnen sagen, daß Fremde angekommen seyen, die sie zu sprechen wünschten. Diese Einladung, die er an die Wilden ergehen ließ, war ein bedeutendes Opfer, das er der Gefälligkeit für uns brachte, denn diese Leute bringen ihm nicht allein keinen Nutzen, sondern selbst bedeutenden Schaden; sie lassen sich, wenn man sie friedlich behandelt, in der Nähe der Pflanzungen nieder, benutzen aber alsdann auch die Erzeugnisse derselben, als wenn diese für sie selbst angelegt wären und berauben oft sogar die Neger, die in der Nähe der Pflanzungen in den Waldungen Geschäfte haben, ihrer Hemden und Beinkleider.

Diese Horde von Puris (*) hält sich erst seit kurzer Zeit so nahe bey S. Fidelis auf, und man glaubt, sie gehören zu denen, welche sich an der Seeküste bey Muribecca feindlich zeigen. So viel ist gewiß, daß sie die Nachricht von einem durch ihre Leute an der Seeküste verübten Morde hier zu S. Fidelis in möglichst kurzer Zeit gehabt haben, welches ihren sehr nahen Zusammenhang quer durch die Urwälder hindurch beweiset; auch sollen sie von der Seeküste bis nach Minas hinauf beständig ihre Verbindung unterhalten (**).

Die Lage der Fazenda an dem schönen Paraïba, der hier an manchen Stellen die Breite unsers Rheins hat, war sehr angenehm. Dichte finstere hohe Urwälder wechseln mit freundlich grünen Hügeln ab, welche die Ufer einfassen, und auf denen man viele Fazenda's erblickt; an einigen Stellen sind diese wild-romantischen Urwaldungen selbst am Ufer weit ausgedehnt und erstrecken sich überall ununterbrochen ins Land hinein; von den höhern Bergketten herab sieht man finster schauerliche Thäler die Wildniß durchschneiden, die dunkel und

(*) Den Nahmen Puris oder Purys erklärt Herr v. Eschwege in seinem Journal von Brasilien, Heft I. S. 108.

(**) In Minas sind sie noch zahlreich; man hat sie dort verpflanzen und zu Sclaven machen wollen, um sie zu civilisiren, aber diesen Endzweck gänzlich verfehlt. S. v. Eschwege Journal u. s. w. Heft I. S. 93.

dicht mit hohen Riesenstämmen angefüllt sind, und deren Ruhe nur selten durch den Tritt des einsam schleichenden Puri unterbrochen wird. Hinter der Fazenda erstiegen wir einen felsigen Hügel und hatten dort eine himmlisch schöne, obgleich schauerliche Aussicht in die große ernste Wildniß. Kaum hatten wir den übrigen Theil der versammelten zahlreichen Gesellschaft unten am Fuße der Höhe wieder erreicht, als wir aus einem kleinen Seitenthale die Wilden hervortreten und auf uns zukommen sahen. Es waren die ersten dieser Menschen, die wir erblickten, unsere Freude über ihre Erscheinung war groß wie unsere Neugierde. Wir eilten ihnen entgegen und überrascht von der Neuheit des Anblicks standen wir vor ihnen. Fünf Männer und drey bis vier Weiber mit ihren Kindern hatten die Einladung, uns zu sehen, angenommen. Sie waren alle klein, nicht über 5 Fuß 5 Zoll hoch, die meisten unter ihnen waren breit und untersetzt, so auch die Weiber (*). Mit Ausnahme einiger wenigen, welche Tücher um die Hüften gebunden hatten, oder kurze Beinkleider trugen, die sie von den Portugiesen erhalten hatten, waren sie völlig nackt. Einige hatten den ganzen Kopf geschoren, den andern hing ihr natürlich starkes rabenschwarzes, nur über den Augen und im Genicke abgeschnittenes Haar gerade bis in den Nacken herunter. Bart und Augenbraunen hatte ein Theil von ihnen abgeschoren; im Allgemeinen haben sie wenig Bart; bey den meisten bildet er nur einen dünnen Kranz um den Mund herum und hängt unter dem Kinne etwa drey Zoll lang nieder (**). Einige

(*) Unter allen Stämmen der Ostküste, welche ich sah, muß ich die Puris für die kleinsten halten. Nach Herrn Freyreiß sollen in der Capitania von Minas Geraës diese Menschen viel stärker gebaut seyn als die Coroados. Diese Beobachtung fand ich zu S. Fidelis nicht bestätigt, denn die letztern waren dort in der Mehrzahl größer und stärker von Körperbau. S. v. Eschwege Journal, Heft I. S. 205.

(**) Viele Schriftsteller haben sehr geirrt, wenn sie die Amerikaner bartlos nannten, obgleich ihr Bart gewöhnlich dünn und schwach ist. Am Sypotuba soll ein durch stärkern Bart sich auszeichnender Stamm der Urbewohner gelebt haben, welche die Portugiesen daher Barbados nannten.

hatten sich auf Stirne und Backen runde, rothe Flecken mit Urucú (Bixa Orellana, Linn.) gemahlt, auf der Brust und an den Armen dagegen hatten alle blauschwarze Streifen, mit dem Safte der Genipaba-Frucht (Genipa americana, Linn.) gemacht; dies sind die beyden Farben, welcher alle Tapuyas sich bedienen. Um den Hals oder über die Brust und eine Schulter hatten sie Schnüre von aufgereihten harten schwarzen Beeren, in deren Mitte vorn Eckzähne von Affen, Unzen, Katzen oder andern Raubthieren, angereiht waren, auch trugen manche unter ihnen diese Schnüre ohne Zähne. Figur 5 (in der 4to Ausgabe) auf der 12ten Tafel stellt ein solches Halsband vor, und Figur 6 eine andere Art dieses Putzes, welche von der abgezogenen Rinde gewisser Pflanzen-Auswüchse, wahrscheinlich den Dornen eines Strauches. zusammen gesetzt ist. (*). In der Hand führen die Männer ihre langen Bogen und Pfeile, die sie auf Verlangen sogleich, so wie alle ihre Habseligkeiten, gegen Kleinigkeiten vertauschten. Wir empfiengen diese merkwürdigen Menschen sehr freundlich. Zwey von ihnen waren als Kinder unter den Portugiesen aufgezogen worden, und redeten daher die Sprache derselben ein wenig — dadurch sind sie den Fazenda's oft von großem Nutzen. Man schenkte ihnen Messer, Rosenkränze, kleine Spiegel u. s. w. und theilte einige Bouteillen Zuckerbranntwein unter sie aus, wodurch sie äußerst fröhlich und zutraulich wurden. Jetzt kündigten wir ihnen auf morgen früh unsern Besuch in ihren Wäldern an, wenn sie uns gut aufnehmen wollten, hierauf, und als wir ihnen angenehme Geschenke mitzubringen versprachen, schieden sie sehr vergnügt von uns und eilten unter lauten Rufen und Gesang in ihre Wildniß zurück. Kaum hatten wir am Morgen das

(*) Der hier erwähnte Putz besteht aus dunkelbraunen, hohlen, länglichen Körpern, welche in ihrer Gestalt vollkommen einem Deutalium gleichen, und die man daher für animalischen Ursprungs hielt, bis die genauere Untersuchung zeigte, daß sie aus Rindensubstanz gebildet, und daher ohne Zweifel der Ueberzug gewisser Dornen sind. Sie sollen an den Caxoeira's des Paraïba vorkommen.

Haus verlassen, so erblickten wir auch schon die Indier, wie sie aus ihrem Waldthale hervorkamen. Wir sprengten ihnen entgegen, bewirtheten sie sogleich mit Branntwein, und eilten mit ihnen dem Walde zu. Als wir das Zuckerwerk der Fazenda umritten, fanden wir daselbst die ganze Horde der Puris im Grase gelagert. Der nackte braune Menschenhaufe bildete einen höchst sonderbaren interessanten Anblick. Männer, Weiber und Kinder waren dicht zusammengedrängt und betrachteten uns mit neugierig scheuen Blicken. Sie hatten sich sämmtlich nach Möglichkeit geschmückt; nur einige wenige Weiber trugen ein Tuch um die Hüften oder vor der Brust, die mehrsten aber waren völlig unbedeckt; einige Männer hatten sich mit einem um die Stirn befestigten Stück Affenfell, von der Art, die man Mono (Ateles) nennt, geziert, auch bemerkte man ein Paar Männer, welche ihre Haare beynahe völlig abgeschoren hatten. Die Weiber trugen ihre kleinen Kinder zum Theil in Binden von Baumbast, die über der rechten Schulter befestigt waren, andere trugen dieselben auf dem Rücken durch eine breite über die Stirn gehende Binde gehalten. Dies ist die Art, wie sie auch meistens ihre Körbe mit Lebensmitteln tragen, wenn sie wandern. Einige Männer und Mädchen waren stark bemahlt, sie hatten auf Stirn und Backen den rothen Punkt, auch zum Theil rothe Streifen im Gesicht; bey andern sah man schwarze Streifen in die Länge und Querbinden mit Punkten über den Körper, und verschiedene Kinder waren über und über mit schwarzen kleinen Punkten wie getiegert. Das Bemahlen scheint unter ihnen willkührlich und eine Sache des Geschmacks zu seyn. Von den Mädchen trugen etliche Bänder um den Kopf, übrigens aber pflegt das weibliche Geschlecht eine Binde von Bast oder Schnüre fest um Hände und Knöchelgelenke zu binden, um, wie sie sagen, an diesen Theilen schlank und zierlich zu werden. Die Gestalt der Männer ist im Allgemeinen stämmig, untersetzt und öfters sehr fleischig, der Kopf dick und rund, das Gesicht breit und meistens mit stark vortretenden Backen-

knochen; die Augen schwarz, klein, und zuweilen schief. Die Nase kurz und breit, und ihre Zähne sehr weiß; doch zeichneten sich einige durch scharfe Züge, kleine gebogene Nasen, und sehr lebhafte Augen aus, die nur bey wenigen freundlich, bey den meisten aber finster, ernst und versteckt unter der vortretenden Stirn hervorblicken. Einer unter den Männern war von allen übrigen durch seine Kalmucken-Physiognomie ausgezeichnet: er hatte einen dicken runden Kopf, an welchem die Haare sämmtlich bis auf einen Zoll lang abgeschnitten waren; einen sehr muskulösen untersetzten Körper, kurzen breiten Hals, ein großes flaches Gesicht; die schräg gestellten Augen waren etwas größer als sie bey den Kalmucken zu seyn pflegen, sehr schwarz, starr und wild; die dicken schwarzen Augenbraunen in einem großen Bogen hochgewölbt, die Nase klein und mit breiten Flügeln, der Mund etwas dick. Dieser Kerl, von dem unsere Begleiter versicherten, daß man ihm noch nie hier gesehen habe, schien uns so furchtbar, daß nach einstimmiger Erklärung keiner von uns ihm an einsamen Orten allein unbewaffnet hätte begegnen mögen. Herr von Eschwege giebt als einen Zug der Puris die Kleinheit der männlichen Geschlechtstheile an; ich muß indessen gestehen, daß ich hierin keinen merklichen Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Stämmen gefunden habe; die Puris sind im allgemeinen sehr klein (*) und alle brasilianische Stämme stehen in diesem Punkte dem Europäer, und noch mehr dem Neger nach.

Alle hier gegenwärtige Männer trugen ihre Waffen, lange Bogen und Pfeile, in den Händen. Einige südamerikanische Völker, besonders die am Maranham, haben kurze mit Federn verzierte Lanzen vom hartem Holze; andere, wie z. B. die von Paraguay, von Matto Grosso, Cayabà und von Guyana, so wie die Tupi-Stämme an der Ostküste von Brasilien, bedienten sich kurzer Keulen von hartem Holze, und

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien. Heft I. S. 162.

führen sie zum Theil noch; allein alle diese amerikanischen Urvölker benutzen doch als Hauptwaffe den kräftigen Bogen und einen langen Pfeil. Nur einige wenige Stämme, welche die Ebenen des südlichen Amerika's, die Pampas von Buenos-Ayres und einige Gegenden von Paraguay bewohnen, haben, weil sie immer zu Pferde sind, und als Hauptwaffe eine lange Lanze führen, gleich den meisten afrikanischen Urvölkern nur einen kleinern Bogen und kurzen Pfeil (*). Nicht so die Tapuyas der Ostküste; bey ihnen ist der colossale Bogen und Pfeil, die sie gleich den Payaguas in Paraguay (**) nicht in einem Köcher, sondern ihrer ansehnlichen Länge wegen blos in der Hand tragen, die einzige Waffe. Der Bogen der Puris (Tafel 12, Figur 1 in der 4to Ausgabe) und Coroados mißt 6 ½ Fuß, auch wohl darüber. Er ist glatt, von dem harten, zähen, schwarzbraunen Holze der Aïri-Palme gearbeitet und mit einer Sehne von Grawathá (Bromelia) bespannt. Die Pfeile der Puris sind oft über 6 Fuß lang und aus festem, knotigem, in den trocknen Waldungen wachsendem Rohre (Taquara) gemacht, am untern Ende mit schön blauen oder rothen Federn, oder mit denen des Mutum (Crax Alector, Linn.) oder des Jacutinga (Penelope leucoptera) befiedert; die der Coroados sind aus einem andern Rohre gemacht, das keine Knoten hat. Von den Pfeilen aller dieser verschiedenen Stämme giebt es dreyerley sich durch ihre Spitzen unterscheidende Arten. Die erste (Fig. 2, Tafel 12 in der 4to Ausgabe) ist der eigentliche Kriegspfeil. Er hat eine Spitze von breitem, an den Rändern scharf geschnittenem und vorne sehr zugespitztem Rohr von der Pflanze, deren schon früher unter dem Nahmen des Taquarussú (Bombusa?) erwähnt worden. Die zweite Art (Fig. 3, Tafel 12 in der 4to Ausgabe) hat eine lange Spitze von Aïri-Holz mit vielen Widerhaken an der einen Seite. Mit der dritten (Figur 4, Tafel 12 in der 4to Ausgabe) nur mit einer

(*) Azara voyages etc. Vol. II.
(**) Ibid. p. 145.

stumpfen Spitze und einigen Knöpfen versehenen Art schießt man kleine Thiere. Ich werde sie weiterhin, als bey allen Tapuyas der Ostküste im Allgemeinen übereinstimmend, genauer beschreiben. Alle von mir an dieser Küste besuchten Stämme vergiften ihre Pfeile nicht, denn so weit ist glücklicher Weise die Industrie dieser noch völlig auf der untern Stufe der Cultur stehenden Völker nicht vorgerückt; noch weniger findet man unter ihnen Spuren des vergifteten Daumnagels der Ottomacken am Orinocko (*) oder der Blasröhre, welche die dortigen Indier aus colossalen Grasstengeln verfertigen, und der Esgravatanas der Stämme am Amazonenstrome (**).

Als unsere erste Neugierde befriedigt war, baten wir die Wilden uns nach ihren Hütten zu führen. Die ganze Truppe zog nun voran, und wir folgten zu Pferde nach. Der Weg führte in ein Seitenthal, wo wir die Zuckerpflanzungen durchschnitten; dann aber ward er zu einem schmalen Pfade, bis wir endlich im dichten Walde auf einige Hütten (Cuari in der Sprache der Puris) stießen. Sie gehören wohl zu den einfachsten in der Welt. (Die 3te Tafel in der 4to Ausgabe giebt eine Abbildung derselben.) Das Schlafnetz, welches sie von Embira (Baumbast einer Art Cecropia) machen, ist zwischen zwey Baumstämmen angebunden, an diesen beyden Stämmchen ist höher oben eine Querstange mit einer Schlingpflanze (Çipo) befestigt, gegen welche sie in schräger Richtung große Palmblätter von der Windseite anlehnen, und diese unten mit Heliconia- oder Pattioba-Blättern, und in der Nähe der Pflanzungen mit Bananenblättern ausfüttern. Auf der Erde neben einem kleinen Feuer liegen einige Flaschen von der Frucht der Crescentia Cujete, oder einige Kürbisschalen, etwas Wachs, verschiedene Kleinigkeiten zum Putz, Rohr zu Pfeilen und Pfeilspitzen, so wie einige Federn, und Lebensmittel, als Bananen und andere Früchte, umher; Bogen und Pfeile des Hausherrn

(*) A. v. Humboldt Ansichten der Natur. S. 45 und 154.
(**) De la Condamine voyage etc. p. 65.

stehen an einem der Bäume angelehnt, und magre Hunde fallen laut bellend den Fremdling an, der sich dieser Wildniß nähert. Die Hütten sind klein und von allen Seiten der Witterung dermaßen ausgesetzt, daß man bey ungünstigem Wetter die braunen Bewohner in einem Haufen dicht um das Feuer zusammengedrängt und in der Asche sitzend, Schutz suchen sieht; sonst liegt der Mann ruhig ausgestreckt in dem Netze, während die Frau das Feuer unterhält, und etwas an ein spitziges Holz gestecktes Fleisch bratet. Feuer, von den Puris Poté genannt, ist allen brasilianischen Völkerstämmen ein Hauptbedürfniß: sie lassen es nie ausgehen und unterhalten es die ganze Nacht, weil sie ohne dasselbe bey dem Mangel an Bekleidung frieren würden, und weil es nebenher ihnen den bedeutenden Vortheil gewährt, alle wilde Thiere von ihren Hütten abzuhalten. Ein solches Haus verlassen die Wilden ohne Kummer, wenn die umliegende Gegend ihnen nicht mehr hinlängliche Nahrung liefert; sie ziehen alsdann nach andern Gegenden, wo sie mehr Affen, Schweine, Rehe, Paca's, Aguti's und andere Jagdthiere finden. Hier in dieser Gegend sollen diese Puris besonders viele Brüllaffen oder Barbados (Mycetes, ILLIGERI) geschossen haben; auch boten sie uns wirklich mehrere schon halb gebratene Stücke davon zum Kaufe an; das eine war ein Kopf, das andere eine Brust mit den Armen, woran aber der Kopf fehlte — ein sehr eckelhafter Anblick! besonders da sie an allem ihrem Wildpret die Haut lassen, die alsdann schwärzlich versengt ist. Diese harten, halbrohen Leckerbissen zerreißen sie mit ihren starken weißen Zähnen. Eben so sollen sie auch Menschenfleisch aus Rachsucht verzehren; daß sie aber ihre eigenen Todten auffressen, um ihnen den letzten Liebesdienst zu erzeigen, wie einige alte Schriftsteller behaupten (*) davon findet man wenigstens heut zu Tage bey den Tapuyas der Ostküste keine Spur. Die Portugiesen der Gegend am Paraïba

(*) SOUTHEY's history of Brazil. Vol. I. p. 379.

behaupten allgemein, daß die Puris das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren, und wirklich scheint etwas Wahres daran zu seyn, wie die Folge dieses Reiseberichts zeigen wird; allein eingestehen wollten sie uns dieses nie. Sie gaben uns auf unsere deshalb an sie gethanen Fragen zur Antwort, daß nur die Botocudos diesen Gebrauch hätten. Der Engländer Mawe erzählt übrigens in seiner Reisebeschreibung, daß die Indier zu Santa Gallo ungerupfte Vögel aßen. Dies habe ich nie von einem Wilden gesehen; sie nehmen vielmehr sogar die Eingeweide heraus, und haben vermuthlich Herrn Mawe nur Kunststücke vorgemacht, um ihn zu unterhalten (*).

Als wir bey den Hütten angekommen waren, ward sogleich ein Tauschhandel eröffnet. Wir machten den Weibern Geschenke mit Rosenkränzen, die sie besonders lieben, wiewohl sie das Kreuz abrissen und über dieses Heiligthum der katholischen Kirche lachten; ferner haben sie besonders gern rothe wollene Mützen, Messer und rothe Schnupftücher, und gaben dafür am liebsten ihre Bogen und Pfeile hin; nach Spiegeln gelüsteten die Weiber, aber aus Scheeren machten sie sich nichts. Wir tauschten von ihnen eine Menge Bogen, Pfeile und mehrere Tragkörbe ein. Diese letztern sind von grünen Palmblättern geflochten, haben unten, wo sie auf dem Rücken aufliegen, einen Boden von Flechtwerk, und an den Seiten einen hohen, ebenfalls geflochtenen Rand, oben über aber sind sie größtentheils offen und nur mit Bindfaden oder Bast weitläuftig überspannt. Sie tragen sie, wie oben schon erwähnt worden, eben so wie ihre Kinder, auf dem Rücken befestigt durch eine über die Stirn gehende Binde, zuweilen aber auch an einem über die Schulter laufenden Bande. (In der 4to Ausgabe stellt die 7te Figur auf der 12ten Tafel einen solchen Tragkorb vor.) Zum Verkauf bringen alle Wilde häufig große Kugeln von Wachs, welches sie bey dem Herausnehmen der wilden Bienenstöcke aus

(*) J. Mawes travels etc. p. 184.

den Waldbäumen sammeln. Sie gebrauchen dies schwarzbraune Wachs bey der Verfertigung ihrer Pfeile und Bogen, auch machen sie Lichter davon und verkaufen diese den Portugiesen. Diese Lichter, die recht gut brennen, bereiten die Tapuyas, indem sie um einen dünnen Kern von Wachs einen Docht von Baumwolle wickeln und nun das Ganze fest zusammenrollen. Auf ihr Messer, das sie an einer um den Hals herum gehenden Schnur befestigen, und auf dem Rücken herab hängen lassen, legen sie hohen Werth; oft besteht es nur aus einem Stückchen Eisen, das sie aber beständig auf Steinen schleifen und dadurch äußerst scharf erhalten. Giebt man ihnen ein Messer, so zerbrechen sie gewöhnlich den Stiel und machen sich einen neuen nach ihrem eigenen Geschmack, indem sie die Klinge zwischen zwey Stücke Holz legen, und diese mit einer Schnur dicht umwickeln. Nachdem wir unsern Tauschhandel beendigt hatten, setzten wir uns wieder zu Pferde und ritten zu andern, weiter im Walde hinauf gelegenen Hütten. Der Pfad war beschwerlich, eng, voll hoher Baumwurzeln, und über Hügel auf- und absteigend; einige Wilde schwangen sich hinter uns auf die Krupe und ritten mit uns; ein ganzer Trupp von Coroado-Indiern aus S. Fidelis begleitete uns zu Fuß. Wir fanden im dichten Walde, in einem kleinen einsamen Thale, das Haus eines mitten unter den Puris wohnenden Portugiesen; hierauf gieng es sanft bergan und wir befanden uns bald bey den Hütten vieler Wilden, wo uns wieder eine Menge magere Hunde anfielen. Die Puris sollen dieses Hausthier, welches sie Joare nennen, von den Europäern erhalten haben, und ich habe es bey allen Stämmen der Urbewohner an der Ostküste gefunden (*). In den Hütten befanden sich besonders viele Weiber und Kinder, auch in einigen mehrere Schlafnetze, obgleich in den meisten nur immer eins zu sehen war. Gegen ein Messer band ein Puri sogleich sein Schlafnetz ab und übergab

(*) Von Humboldt fand im spanischen Amerika viele nackte Hunde, wir haben an dieser Küste nichts ähnliches bemerkt. Ansichten der Natur S. 90.

es mir. (Ich habe dasselbe Figur 7, Tafel 13 in der 4to Ausgabe abbilden lassen.) Andere vertauschten ihre Stirnbinde von Affenfell, ihre Halsschnüre und dergleichen. Herr Freyreiß handelte jetzt mit einem Puri um seinen Sohn, und bot ihm mancherley Dinge dafür an. Die Weiber berathschlagten laut, in ihrem eigenthümlich singenden Tone, zum Theil mit betrübten Gebehrden; ihre meiste Worten endigten sich auf a und wurden gezogen, wodurch ein sehr lautes sonderbares Concert entstand. Es war deutlich zu sehen, daß sie den Knaben nicht gern herausgaben; allein das Haupt der Familie, ein ältlicher ernster Mann von guter Gesichtsbildung, sprach einige bedächtliche Worte, und stand dann völlig in Gedanken vertieft mit gesenktem Kopfe da. Man gab ihm nach und nach ein Hemde, zwey Messer, ein Tuch, einige Corallenschnüren von bunten Glasperlen und einige kleine Spiegel. Diesem Preise konnte er nicht widerstehen; er begab sich in den Wald und kehrte bald, mit einem Jungen an der Hand, zurück, der aber häßlich war, einen sehr dicken Bauch hatte, und deswegen verworfen wurde: hierauf brachte er einen zweyten annehmlichern zum Vorschein. Unglaublich war der Gleichmuth, womit dieser Junge sein Urtheil anhörte: er veränderte keine Miene, nahm keinen Abschied und schwang sich vergnügt dem Pferde des Herrn Freyreiß auf die Krupe. Diese gefühllose Gleichgültigkeit bey frohen und traurigen Vorfällen findet man bey allen amerikanischen Völkern: Freuden und Leiden machen auf sie keinen lebhaften Eindruck; man sieht sie selten lachen, und nicht leicht hört man sie sehr laut reden. Ihr wichtigstes Bedürfniß ist die Nahrung; ihr Magen verlangt stets angefüllt zu seyn, darum sieht man sie ungemein hastig mit gierigen, stieren Blicken essen, wobey ihre Aufmerksamkeit einzig und allein mit der Speise beschäftigt ist. Eben so lange sollen sie auch hungern können. Die Zuckerpflanzungen der Fazenda's, in deren Nähe sie lagern, locken sie gewöhnlich an: hier sieht man sie halbe Tage sitzen und an den Stangen des Rohrs saugen. Sie

schneiden große Trachten dieses Gewächses ab und tragen sie in ihre Wälder. Der Saft des Zuckerrohrs ist indessen nicht blos bey den Tapuyas beliebt, sondern es ist ein allgemeiner Gebrauch unter den niedern Volksklassen in Brasilien, denselben auszusaugen. Koster (*) sagt dasselbe von Pernambucco.

Als wir den Tauschhandel im Walde ebenfalls geendigt hatten, bestiegen wir unsere Pferde, hinter jeden von uns setzte sich ein Puri, und so gieng die Reise wieder der Fazenda zu. Die ganze Bande, Männer und Weiber, fand sich auch hier bald ein, und alle wollten zu essen haben. Während wir ritten, hatte mein Hintermann mir das Schnupftuch aus der Tasche gezogen; ich ertappte ihn erst, als er es verbergen wollte und sagte ihm, er müsse mir einen Bogen dafür geben, welches er auch sogleich versprach; nachher aber verlor er sich schnell unter der Menge und hielt nicht Wort. Einige Männer hatten zu viel Branndwein erhalten, und wurden jetzt zudringlich. Mit einer freundlichen Behandlung würde man sie leicht weggeschafft haben; allein die Pflanzer behandeln diese Leute ganz falsch, indem sie dieselben als Vieh betrachten, und sogleich von der Chicote (Peitsche) sprechen; hierdurch reizt man sie natürlicher Weise zum Zorn und verursacht Haß und Streit. Mit uns Fremden waren sie daher vorzüglich zufrieden, weil wir so aufrichtig und gut mit ihnen umgiengen; auch bemerkten sie sehr gut an unsern blonden Haaren, daß wir einer andern Nation angehörten. Übrigens nennen sie alle Weißen Rayon. Da wir auf der Fazenda keine Farinha erhalten konnten, um alle diese Menschen abzufüttern, so sannen wir auf Mittel ihren lauten Forderungen nach Nahrung auf andere Weise abzuhelfen. Der Hausherr gab uns ein kleines Schwein, welches wir ihnen mit dem Bedeuten schenkten, sich dasselbe zu schießen, und erhielten dadurch Gelegenheit zu sehen, mit welcher rohen Grausamkeit sie die Thiere für ihre Nahrung bereiten. Das Schwein fraß

(*) Koster's travels etc. p. 345.

neben dem Hause; ein Puri schlich herbey und schoß es zu hoch unter dem Rückgrat hinein; es lief schreyend fort und schleifte den Pfeil nach. Der Wilde ergriff jetzt einen zweyten Pfeil, schoß ihn im Laufen auf das Vorderblatt des Thiers und fieng es nun; während dessen hatten die Weiber in der Geschwindigkeit ein Feuer angezündet. Als wir sämmtlich hinzu kamen, schossen sie das Schwein noch einmal ins Genicke, um es zu tödten, und dann noch in die Brust. Das Thierchen war indessen nicht todt, es lag schreyend da und blutete sehr, aber ohne sich lange zu besinnen und sich durch sein Schreyen stören zu lassen, warfen sie es lebend ins Feuer um es zu sengen, und belachten einstimmig seine vom Schmerz ausgepreßten Töne. Nur als unser laut geäußertes Mißfallen über diese Barbarey immer zunahm, trat einer von ihnen hinzu und stach das aufs höchste gemarterte Thier mit einem Messer in die Brust, worauf sie ihm die Haare abschabten und es sogleich zerschnitten und vertheilten (*). Viele von ihnen giengen bey der geringen Größe des Schweinchens leer aus, und zogen daher murrend in ihre Wälder zurück. Kaum waren sie fort, so kam von S. Fidelis ein Sack mit Mehl an, den wir ihnen nun nachschickten.

Rohe Gefühllosigkeit ist, wie dieses und mehrere andere Beyspiele mir zeigten, ein Hauptzug im Charakter der Wilden. Ihre Lebensart bringt dies nothwendig mit sich, denn sie ist dieselbe, welche auch den Löwen und Tiger blutdürstig macht. Nächst diesem Zuge sollen Rachsucht und etwas Eifersucht, so wie ein unbezwinglicher Hang nach Freyheit und zu einem unstäten, ungebundenen Leben, den Gemüthszustand dieses Volkes bestimmen. Sie haben gewöhnlich mehrere Weiber, manche sogar vier bis fünf, wenn sie sie ernähren können. Im allge-

(*) So wenig wie hier, habe ich auch in der Folge irgendwo unter den Wilden bestätigt gefunden, was Herr Freyreiß im 1ten Hefte S. 208 von Herrn v. Eschwege's Journal von Brasilien sagt: daß nehmlich die Wilden das Fleisch der Thiere nie äßen, welche sie selbst getödtet hätten.

meinen behandeln sie dieselben nicht übel, allein der Mann betrachtet die Frau als sein Eigenthum, sie muß thun was er will; sie wird daher gleich Lastthieren bepackt, während er blos die Waffen in der Hand, neben her geht.

Die Sprache der Puris ist verschieden von den Sprachen der meisten andern Stämme, allein sie ist mit der der Coroados und Coropos verwandt. Einige Schriftsteller, unter andern Azara, haben diesen amerikanischen Völkerschaften alle religiöse Ideen absprechen wollen; doch scheint diese Behauptung um so weniger hinlänglich begründet, da dieser Schriftsteller selbst Meinungen von einigen seiner Indier aus Paraguay mittheilt, die ohne Zweifel ihren Grund in einer noch unausgebildeten Religion haben. Der Übersetzer seiner Reisebeschreibung, Herr Walckenaer, macht an verschiedenen Stellen dieselbe richtige Bemerkung (*); ich selbst habe bey allen von mir besuchten Stämmen der Tapuyas, sprechende Beweise eines bey ihnen vorhandenen religiösen Glaubens gefunden, daher ist es für mich feste und unumstößliche Wahrheit, daß kein einziges Volk unserer Erde ohne einige religiöse Ideen sey (**). Die wilden Brasilianer glauben verschiedene mächtige Wesen, von denen sie unter dem Nahmen Tupá oder Tupan das mächtigste im Donner erkennen. In der Benennung dieses überirdischen Geistes stimmen viele Stämme, und selbst einige der Tapuyas mit den Tupi-Stämmen oder den Indiern der Lingoa geral überein. Die Puris belegen ihn mit dem Nahmen Tupan, welchen Azara auch aus der Sprache der Guarani's anführt; ein Beweis mehr von der Verwandtschaft dieser Nation mit den Stämmen der Ostküste. Götzenbilder sieht man nirgends unter

(*) AZARA voyages etc. Vol. II. p. 34 in der Note.

(**) Daß der Geistliche zu João Baptista bey den Coroados keine religiösen Ideen gefunden haben will, beweißt nichts, denn da er dergleichen bey den noch roheren Puris zugiebt, so haben die Coroados auch gewiß welche gehabt. Es ist ja ausgemacht, daß sie ein mächtiges überirdisches Wesen, unter dem Nahmen Tupan fürchten. S. v. Eschwege's Journal, Heft I., wo Seite 165 das erste Wort der Sprachproben die Widerlegung von dem auf Seite 106 Gesagten ist.

den Tapuyas, selbst nicht die Maracas oder den bezauberten Schutzapparat der Tupinambas. Nur am Amazonenstrome will man gewisse Bilder gefunden haben, die mit dem religiösen Glauben der Einwohner in Verbindung zu stehen schienen (*). Von einer allgemeinen großen Wasserfluth haben die meisten Indier von Südamerika gleichfalls eine dunkle Idee, und verschiedene Traditionen, welche man unter andern in Simam de Vasconcellos noticias curiosas do Brasil (**) aufgezeichnet findet. Wir nahmen die Einladung unseres gütigen Wirthes, die Nacht bey ihm zuzubringen, nicht an, sondern fuhren noch denselben Tag über den Paraïba nach S. Fidelis zurück. Dort waren die Coroados-Indier mit uns sehr unzufrieden, weil wir, wie sie sich ausdrückten, den Puris so vielerley gegeben hätten und ihnen nichts; wir kauften ihnen daher, um sie einigermaßen zu beruhigen, noch einige Bogen und Pfeile ab. Hierauf besuchten wir Herrn Pater João. Vor den Fenstern seiner Wohnung fließt der schöne Paraïba vorbey, auf den man hier die herrlichste Aussicht hat; er ist der beträchtlichste Fluß in der Capitania von Rio de Janeiro, der bis zu seiner Caxoeira über S. Fidelis 72 Inseln zählen soll; er kommt zwischen der Serra dos Orgâos und der von Mantiqueira herab. Der Strom hatte jetzt seine geringste Höhe, allein in der Regenzeit, December und Januar, tritt er weit aus seinen Ufern.

Von hier führt über das Gebürge hin ein Weg nach Canta Gallo; ein anderer nach Minas Geraës. Canta Gallo, von einigen Gold suchenden Paulisten angebaut, blieb in den großen Waldungen lange unbemerkt, bis es endlich durch den Ruf eines Hahnes entdeckt wurde und davon seinen Nahmen erhielt (***). Als sich die Jesuiten in Brasilien festsetzten, soll

(*) Southey's history of Brazil. Vol. I. p. 620.

(**) S. de Vasconcellos a. a. O. p. 47.

(***) Siehe die Beschreibung von Canta Gallo in J. Mawe's travels etc. Cap. IX. p. 120.

in der Gegend von Canta Gallo ein sehr weißer Stamm von Indiern gewohnt haben. Erstere fanden dort Goldsand und ließen sich ihn von den Indiern in Papierpatronen nach dem Paraïba hinabbringen, wofür sie ihnen unbedeutende Kleinigkeiten gaben. Unsere Trennung von Pater João war freundschaftlicher als die erste Zusammenkunft; herzlicher jedoch war unser Abschied von dem guten alten Manne, der uns hier mit vielem Wohlwollen bewirthet hatte. Wir kehrten über den Paraïba nach der Fazenda des Herrn Furriel zurück und sahen da die Puris wieder nach dem Zucker-Engenho kommen, um Zuckerrohr zu saugen. Man brachte den von dem Herrn Freyreiß gestern gekauften Knaben unter sie, um zu sehen, welchen Eindruck er auf seine Verwandten machen würde; allein zu unserer Verwunderung würdigte ihn kein einziger nur eines Blickes, und auch er sah sich nicht nach seinen Eltern und Verwandten um, sondern setzte sich ohne weiters in unserer Mitte nieder. Solche Gleichgültigkeit habe ich bey keinem der andern Stämme gefunden. Sie scheint indessen nur gegen schon etwas herangewachsene junge Leute statt zu finden, denn gegen kleinere Kinder fehlt es ihnen nicht an Zärtlichkeit. Bis der junge Mann sich selbst ernähren kann, ist er ganz das Eigenthum seines Vaters. Sobald er aber einigermaßen im Stande ist, sich seinen Unterhalt selbst zu verschaffen, bekümmert sich der Vater wenig mehr um ihn.

Einige Puris zogen mit ihren völlig bepackten Weibern an uns vorbey. Ihr ganzes Gepäcke bestand in ihren Kindern und einigen Körben von Palmblättern, die voll Bananen, Orangen, Sapucaya-Nüssen, Rohr zu Pfeilspitzen, baumwollenen Schnüren und einigen Putzsachen waren. Der Mann trug ein Kind, seine drey Weiber die andern. (Die 2te Tafel in der 4to Ausgabe giebt die Abbildung einer wandernden Truppe von Puris im hohen Urwalde.

Wir nahmen nun ebenfalls Abschied von unserm Hauswirthe und den Indiern, und ritten an dem linken Ufer des

Paraïba hinab, um auch dieses kennen zu lernen. Es ist eben so schön abwechselnd und wohl angebaut, als das rechte. Wir sahen hier große Fazenda's von herrlichen Bäumen umkränzt, unter denen wir den Sapucaya mit dem jungen rosenroth gefärbtem Laube und mit schönen sonderbar geformten, großen lillafarbenen Blumen überdeckt, in voller Blüthe fanden (*). Bey dem Hause des Senhor Moraës hielten wir an. Dieser wohldenkende Pflanzer hatte einige naturhistorische Gegenstände für uns bereit, die er uns anbot; auch ließ er sogleich sein Pferd satteln, um uns zu begleiten. Während wir uns hier aufhielten, kamen einige Familien der Puris angezogen und lagerten sich in der Nähe des Hauses. Sie haben eine ganz eigene Liebe für den biedern Mann, der sie stets aufrichtig und freundschaftlich behandelte. Ohne auf den Schaden zu sehen, welchen sie ihm zufügten, gestattete er ihnen immer die Plünderung seiner Orangen- und Bananenbäume, so wie seiner Zuckerfelder; und oft fügten sie ihm bedeutenden Schaden zu. Einem solchen Manne, der ihre Achtung und Liebe besitzt, und gut mit ihnen umzugehen weiß, würde es am ersten gelingen, sie dem Zustande der Wildheit zu entreißen, und sie in Aldeas oder Dörfer zu vereinigen. Er begleitete uns durch bergige Wege längs dem Flusse hinab, auf dem wir oft beschwerliche Stellen an steilen Wänden zurückzulegen hatten; dann betraten wir einen herrlichen finstern Urwald, worin die schönsten Schmetterlinge umher flogen. Hier fanden wir im Flusse dicht am Ufer ein kleines, rundes, ringsum von steilen Felsen eingeschlossenes Inselchen, auf welchem einige alte Bäume standen, die mit den beutelförmigen Nestern des Guasch (Cassicus haemorrhous) völlig bedeckt waren. Pflanzungen von Zuckerrohr, Reis und Kaffee — von diesem aber nicht häufig — auch von Milio, wechselten beständig ab. Aus dem glänzenden Spiegel

(*) In einem Aufsatze des Herrn Hauptmann Marlier in v. Eschwege's Journal S. 113 wird dieser Baum fälschlich Cocus de Sapucaya genannt, denn er hat nichts mit den Palmen gemein.

des Paraïba erhoben sich freundliche Inseln, zum Theil bebaut, zum Theil mit Wald bedeckt. Gegen Abend erreichten wir eine ebene Stelle am Flusse, mit einer in grünen Trifften erbauten ansehnlichen Fazenda, wo wir gut aufgenommen wurden, und daher zu übernachten beschlossen. Jenseits des Thales erhoben sich hohe Gebürge und unter diesen der Morro de Sapateira, ein hohes Urgebürge mit mehreren Kuppen.

Nachdem am folgenden Morgen unsere Pferde auf der Wiese zusammengetrieben waren, setzten wir die Reise fort, und erreichten gegen Mittag den Muriähé, der nicht breit, aber tief und reißend ist, und in der Regenzeit oft großen Schaden anrichten soll. Er entspringt in der Serra do Pico im Gebiete der Puris, soll 7 Legoas weit schiffbar seyn, und hat eine Caxoeira. An seinen Ufern liegen ansehnliche Fazenda's, wo sehr viel Zucker gebaut wird. Ein kleines Canoe trug uns hier über den Strom, und gegen Abend erreichten wir die Stelle, wo sich auf dem jenseitigen Ufer die Villa de S. Salvador freundlich ausbreitet. In dieser Gegend trafen wir auch ein ehemals indisches Dorf, die Aldea de S. Antonio, welches die Jesuiten aus Gorulhos-Indiern gebildet hatten, das aber jetzt unter seinen Bewohnern keine Caboclos mehr zählt.

VI.

Reise von Villa de S. Salvador zum Flusse Espirito-Santo.

Muribecca. — Die Feinseligkeiten der Puris. — Quartel das Barreiras. — Itapemirim. Villa Nova de Benevente am Iritiba. — Goaraparim.

Bey unserer Ankunft in der Villa fanden wir zu unserer lebhaftesten Freude die Nachricht von dem folgereichen Siege bey Belle-Alliance bestätigt, die auch hier von allen Einwohnern mit großen Jubel aufgenommen worden war. Wir beschäftigten uns bald mit den nöthigen Anstalten zu unserer weitern Reise längs der Küste nördlich; nahmen noch ein Paar neue Jäger an, so wie auch einen Soldaten, der uns als Führer dienen sollte, und nachdem wir vom Commandanten, dem Obersten Carvalho dos Santos, der uns viele Höflichkeiten erzeigte, so wie von andern gefälligen Einwohnern von S. Salvador Abschied genommen, verließen wir am 20ten November die Villa und folgten dem Ufer des Paraïba bis zu seiner Mündung an die See. Die Stadt dehnt sich ziemlich weit am Ufer des Flusses hin aus, und gewährt

so einen schönen Anblick. Die ansehnliche gedrängte Masse der Dächer erhebt sich unmittelbar über dem Flusse, aus ihnen steigen einzelne Cocospalmen in die Höhe, und den erhabenen Hintergrund bilden ferne blaue Gebürge. Der glänzende Spiegel des Flusses, welchen Canoes, von Negern geführt, durchkreuzen, ist an seinen Ufern mit Gebüschen, kleinen Wiesen und freundlichen Wohnungen eingefaßt: auch ist er hier schon ziemlich breit. Von diesem Standpunkt aus würde ein Mahler ein sehr anziehendes Gemählde der Stadt und Umgegend liefern können. Die Reise war uns heute sehr beschwerlich, theils weil unsere Thiere durch einen langen Stillstand verwildert waren, theils weil wir an vielen Fazenda's vorbey kamen, wo wir durch das Öffnen der des Viehes wegen gemachten Umzäunungen aufgehalten wurden, und unsere Lastthiere darüber aus dem regelmäßigen Gange kamen. Wir sahen in der hiesigen Gegend sehr schönes Rindvieh, wie denn in Brasilien überhaupt dieses nützliche Hausthier groß, sehr fleischig, schön und wohlgebaut ist. Die Ochsenhäute von Buenos-Ayres, von Monte-Video, von Rio-Grande und andern Gegenden des portugiesischen und spanischen Amerika's, sind wegen ihrer Größe ja berühmt; auch haben die Stiere hier ungleich größere Hörner, als die europäischen sie zu haben pflegen. Pferde werden hier ebenfalls häufig gezogen.

Die Gegend war abwechselnd und freundlich; auch zeigten sich einige naturhistorische Neuigkeiten, unter andern eine große Anzahl der schön bläulichten Eisvögel (Alcedo Alcyon, Linn.), deren wir mehrere erlegten. Gegen Mittag erreichten wir das Haus eines Tenente, der eben abwesend war, dessen Frau uns aber dennoch Obdach gab. Als wir uns am Morgen zur Abreise anschickten, ließ der in der Nacht angekommene Herr Tenente ebenfalls sein Pferd satteln und begleitete uns nach Villa de S. João da Barra. Das Wetter war ungemein heiß; die beynahe ausgetrockneten Pfützen in den Wäldern sahen wir mit einer dichten Decke von gelben und weißlichen Schmet-

terlingen bedeckt, die hier Feuchtigkeit suchten. Diese Anhäufungen der Schmetterlinge an feuchten Stellen sind immer Zeichen von der Annäherung der heißen Jahreszeit; man sieht oft große Flüge von ihnen, gleich Wolken in der Nähe eines Wassers umher schwärmen. Die Aussicht auf den Paraïba verdeckten uns Gebüsche; der Sandboden bewies, daß wir uns sehr dem Meere näherten. Einige schöne Vögel, besonders Eisvögel (Alcedo) vermehrten hier unsere Sammlungen, und als wir das Ufer des Flusses erreicht hatten, erschien für uns der Augenblick zu einer völlig neuen Jagd, die des Jacaré, oder des hiesigen Alligators, Crocodilus sclerops. Diese Amphibie (*) lebt in allen Flüssen von Brasilien, besonders in denen, die nicht viel Fall, und dagegen sumpfige Stellen und todte Arme haben. Man erkennt die letztern sogleich an gewissen großblättrigen Wasserpflanzen, der Nymphaea, Pontederia und anderen, deren Zweige vom Grunde des Wassers heraufwachsen und an der Oberfläche ihre Blätter horizontal ausbreiten. Zwischen diesen muß man das Jacaré suchen; da sieht der geübte Beobachter seinen Kopf, den es lauernd über dem Wasser hervorstreckt; doch findet man sie auch zuweilen in der Mitte des Flusses, besonders in todten, langsam fließenden Bächen. Dichte Gebüsche von schlanken Stämmchen eines etwa 18 bis 20 Fuß hohen, mit großen, wolligen, herzförmigen Blättern versehenen Baums (wahrscheinlich eines Croton) der Tridesmys (Monoecia) sehr nahe verwandt, bedecken die Ufer des Paraïba. Zwischen ihnen kann man sich leise dem Ufer nähern und das Jacaré sehen, wie es sich mit dem Kopfe über dem Wasser sonnt, und auf Beute lauert. Da wir anfangs, ohne an diese Thiere zu denken, und die nöthige Stille zu beobachten, an dem Flusse hinritten, vernahmen wir nur das

(*) Ob Azara in seinem Jacaré den Crocodilus sclerops beschrieben habe, ist zweifelhaft; seine Beschreibungen sind zu unbestimmt, besonders giebt er die Farbe sehr verschieden an. S. Essais sur les Quadrupèdes du Paraguay etc. Vol. II. p. 380.

Geräusch, das sie im Untertauchen machten; als wir uns aber nun vorsichtig näherten, um zu sehen, woher dieses Geräusch komme, entdeckten wir nahe am Ufer die Jacarés als Urheber desselben. Meine mit Schrot von mittlerer Stärke geladene Doppelflinte faßte und traf das Genicke des Thieres; es schlug in die Höhe, wälzte sich auf dem Rücken und tauchte unter. Obgleich ich gewiß war, daß es einen tödtlichen Schuß erhalten hatte, so fand ich doch kein Mittel, die erlegte Beute vom Grunde des Wassers herauf zu ziehen, und auf gleiche Weise schossen wir in kurzer Zeit noch auf drey bis vier dieser Thiere, ohne ein einziges zu erhalten. Noch waren wir nicht weit vorgerückt, als vor uns einige Schüsse fielen; wir ritten darauf zu und fanden, daß ein Paar unserer Jäger von einer über einen langsam fließenden Bach gelegten Brücke, einem Jacaré zwey Schüsse auf den Hals gegeben und es getödtet hatten. Nahe Fischerwohnungen verschafften uns einen Mann mit einem Canoe und einem großen eisernen Dreyzack, womit er auf dem Grunde des Wassers umher suchte, das Thier spießte und es herauf zog. Die Länge dieses Jacaré betrug ungefähr 6 Fuß, die Farbe war graugrünlich mit einigen dunkeln Querbinden, besonders am Schwanze; die Unterseite des Körpers hatte eine hellgelbe ungemischte Zeichnung. Unsere Freude, dieses schöne und uns noch neue Thier zu besitzen, war groß; wir luden es auf eins unserer Lastthiere, von welchen es einen äußerst widerlichen Moschusgeruch rund umher verbreitete. Das Jacaré der Ostküste Brasiliens kommt an Größe den colossalen Crocodilen der alten Welt, und selbst denen der näher am Äquator gelegenen Gegenden von Südamerika bey weitem nicht gleich; Herr von Humboldt fand den Körper der letztern mit mancherley Vögeln bedeckt, und auf dem Kopfe eines derselben hatte selbst der große schlanke Flamingo sonderbarer Weise sich seinen Standort gewählt (*). Der Paraïba ernährt besonders viele

(*) Ansichten der Natur S. 141.

Jacarés, und sie dienen den Negern hie und da zur Nahrung. Über ihre Raubgier fabelt man vielerley; allein die hier genannte höchstens 8 bis 9 Fuß lange Art fürchtet man nicht, obgleich einige Fischer die Spuren ihres Bisses an ihren Füßen zeigen wollten: daß sie indessen wohl einmahl einen über den Fluß schwimmenden Hund ergreifen und verzehren, mag wohl nicht ohne Grund behauptet werden. In dem sanftfließenden, beynahe todten Bache war an der genannten Brücke eine solche Menge derselben, daß man mit einem Blicke ihrer immer mehrere zählen konnte; allein da wir nach einigen derselben zu weit schossen, so machten wir sie scheu und erhielten nur dies einzige Individuum. Unweit des Baches fanden wir in dem sandigen Boden Gebüsche der Eugenia pedunculata, eines bekannten schönen Strauches, der die wohlschmeckende, rothe, fleischigte, vierwinklichte Frucht hervorbringt, die im Lande unter dem Nahmen der Pitanga bekannt ist. Sie sitzt einzeln auf ihrem pedunculus und der ganze Strauch ist damit bedeckt; uns gewährte sie jetzt eine angenehme Labung. Die Acajú-Bäume (Anacardium occidentale, Linn.) standen jetzt in der Blüthe, in ihrer Nähe bemerkten wir auf einer Weide einen schönen Widder mit vier Hörnern. Endlich erreichten wir glücklich die Villa de S. João da Barra, unweit der Einmündung des Paraïba ins Meer. Durch die Fürsorge unseres Begleiters, des Herrn Tenente, wieß man uns das Casa da Camara, oder das zur Wohnung des Kronbeamten bestimmte Gebäude an. Es ist ein geräumiges Haus mit vielen guten Zimmern und einem Hofraume, in welchem Orangen- und Goyava-Bäume (Psidium pyriferum, Linn.) gepflanzt sind, die zum Theil jetzt in Blüthe standen. Villa de S. João da Barra ist ein Flecken, der mit S. Salvador nicht verglichen werden kann, da er nur eine Kirche und ungepflasterte Straßen mit niedrigen einstöckigen aus Holz und Lehm erbauten Häusern hat. Dagegen aber ist hier der Fluß für ziemlich große Schiffe, Brigs und Sumacas fahrbar, und es findet auf demselben unmittelbarer Verkehr

mit der See statt: alle Schiffe, welche nach S. Salvador hinauf wollen, müssen hier vorbey, wiewohl der Arm des Flusses neben dem Orte selbst seicht ist, und das eigentliche Fahrwasser jenseits einiger Inseln liegt. Die Einwohner sind meistens Seeleute und Fischer, welchen der Handel von S. Salvador mit den Produkten der Gegend Nahrung giebt. Unsere voran geeilten Jäger, die wir bey unserer Ankunft in der Villa fanden, hatten verschiedene Thiere erlegt, auch hatten sie ein Paar lebende Gürtelthiere (Dasypus) mitgebracht. Diese sonderbaren Geschöpfe sind in Brasilien sehr gemein und es giebt ihrer mehrere Arten. Diejenige, welche wir jetzt lebend besaßen, wird hier Tatú peba, in den meisten Gegenden aber gemeiner oder wahrer Tatú, Tatú verdadeiro genannt, und giebt einen sehr wohlschmeckenden Braten (*). Wir hatten diese beyden Thiere während der Nacht getrennt, und das eine in einen Sack, das andere hingegen in einen festern Kerker gesteckt. Als wir sie am Morgen füttern wollten, hatte das erstere den Sack durchgekratzt und sich durch die dicke Lehmwand des Hauses hindurch gearbeitet und gerettet.

Zwey Tage verweilten wir zu S. João, um unser mitgebrachtes Jacaré zu präpariren, welches uns einen ganzen Tag anhaltend beschäftigte. Nach Vollendung dieser Arbeit trafen wir wieder Anstalten zur Reise. Der Juiz (Richter oder Bürgermeister) hatte uns Schiffer und vier große Canoes gegeben, um unser Gepäcke über den Paraïba zu schaffen; der Wind bewegte die ansehnliche Wasserfläche des Flusses so sehr, daß kleine Canoes wohl in Gefahr des Umschlagens gewesen seyn würden. Wir hörten beständig die nahe Brandung des Meers, während wir den Fluß weit hinunter um eine mit angenehmen Gebüschen bedeckte Insel herumfuhren. Hier wuchs unter andern eine schöne strauchartige Cleome mit großen weißgelblichen Blumenbüscheln und purpurrothen Staubfäden, die 12

(*) Diese Art ist das Tatou noir des Azara, siehe Essais sur les Quadr. du Paraguay etc. T. II. p. 175.

bis 15 Fuß hohe Malvacea mit großen sanftgelben Blumen und herzförmigen Blättern (*), die Aninga, eine merkwürdige, hochstämmige Art Arum (Arum liniferum, Arruda, (**) mit großen eyförmigen Früchten und weißlicher Blume. Jetzt überschifften wir den zweyten Arm des Flusses, und dann einen queer zwischen zwey Inseln hindurch führenden kleinen Canal, in welchem das von allen Seiten durch hohes Holz beschützte Wasser völlig todt ist, und daher von vielen Jacarés bewohnt wird. Während sich das Canoe sehr langsam fortbewegte, späheten unsere Blicke nach ihnen umher. Die Wurzelbäume Conocarpus und Avicennia bilden am Ufer mit ihren entblößten, bogenförmigen und hoch aus dem Stamme hervortretenden Wurzeln ein sonderbares Gewebe. Zwischen diesen sahen wir zuweilen die Jacarés sich auf alten Stämmen und Steinen am Ufer sonnen. Meine Büchsflinte war stets bereit eine Kugel nach ihnen zu versenden, allein der Schuß gelang mir dennoch nicht; das Canoe schwankte oft, und ehe das zum Büchsenschusse nöthige Gleichgewicht wieder eintrat, war das Thier schon ins nahe Wasser hinabgefahren. Am Ausgang des Canals fanden wir am Ufer der Inseln den blaulichten Eisvogel (Alcedo Alcyon, Linn.) sehr häufig; auch tauchten hier große Flüge von einem unserm Cormoran (Carbo Cormoranus) sehr ähnlichen Scharben, der aber etwas scheu war. Ohne hier wichtigere Entdeckungen machen zu können, mußten wir uns begnügen, zwey Arten von Tang (Fucus), die man auch bey Rio de Janeiro antrifft (***), gefunden zu haben, und auf einer langen Lagoa hinter den Dünen erlegten wir glücklicher Weise noch einen jener tauchenden Cormorane. Nordwärts von hier ist die Küste in einiger Entfernung vom Strande

(*) Arruda in seiner Beschreibung der Pflanzen von Pernambucco nennt dies Gewächs Guachuma do Mangue (Hibiscus pernambuccensis) siehe Koster im Appendix.

(**) Arruda ebendaselbst.

(***) Fucus lendigerus, Linn. und eine Mittelart von Fucus incisifolius und latifolius. Turn. Hist. Fuc.

mancherley Gesträuchen bewachsen, worunter man besonders häufig die Pitangeira (Eugenia pedunculata) mit ihren wohlschmeckenden Früchten, eine neue Art Sophora mit gelben Blüthen, den sechseckigten Cactus und andere Arten dieses Geschlechts vom Winde niedergehalten sieht. Ich war mit Herrn Freyreiß und Sellow unserer Tropa voran geeilt, und wir erreichten vor Nacht die einzelne am Meeresstrande liegende Fazenda Mandinga; unsere Leute, durch einen schmalen Canal aufgehalten, kamen uns erst am andern Morgen nach. Hier trafen wir den Corréo oder die Briefpost, welcher von Rio bis Villa de Victoria, aber nicht weiter nördlich geht, und erhielten Briefe, die uns am Abend noch angenehme Unterhaltung verschafften.

Von Mandinga zogen wir nordwärts, längs des Seestrandes hinauf in tiefem Sande wadend, der von dem Meere immer benetzt wird. Die Menschen finden diesen Sandweg bequem und angenehm, allein Maulthiere und Pferde, die sich an den Anblick und das Geräusch der heranrollenden Brandung noch nicht gewöhnt haben, scheuen oft diesen bequemen Gang. Eine Tropa, die so über die glatte weiße Sandfläche am Rande des blauen Meeres einherzieht, ist, aus weiter Ferne angesehen, ein angenehmer Anblick; denn wo die Küste nicht etwa bedeutende Buchten macht, da sieht man auf eine so weite Strecke vor sich hin, daß die Lastthiere gleich Pünktchen erscheinen. An den vorspringenden Landspitzen, wo das Ufer den heftigsten Stoß der Brandung auszuhalten hat, bemerkt man Steine, welche vom Wasser oft auf das sonderbarste durchlöchert sind. Einige Arten von Strandläufern und Regenpfeifern beleben die Küste, an welcher man nur wenige Arten von Conchylien und Seetang (Fucus) findet. Nachdem wir einige Legoas weit dieser Praya gefolgt waren, führte uns ein Pfad zu einigen von waldigen Höhen eingeschlossenen Lagoas; heftiger Durst quälte unsere ganze Tropa, daher stieg alles vom Pferde, um sich hier zu erquicken, allein zu unserm großen

Jammer fanden wir das Wasser in diesen Lagoas durch den Übertritt der See gesalzen, und ein Paar Lehmhütten, in denen wir unsern Durst löschen zu können hofften, von den Einwohnern verlassen; nur die wohlschmeckenden Pitangas, welche rund umher in großer Menge wuchsen, entschädigten uns einigermaßen für die getäuschte Erwartung. Ein Pfad, der sich jetzt von der See ab nach dem dichten Gebüsche zuwandte, führte uns bald in den hohen Urwald. Ich ritt der Tropa voran, beobachtete die schönen Gewächse und beschäftigte mich in Gedanken mit den Tapuyas, die diese Gegenden zuweilen beunruhigen, als ich plötzlich zu meiner nicht geringen Befremdung zwey nackte, bräunliche Männer vor mir stehen sah. Im ersten Augenblicke hielt ich sie für Wilde und schon war ich im Begriffe, nach meiner Doppelflinte zu greifen, um mich gegen einen etwanigen Angriff zu sichern, als ich gewahr wurde, daß es Eidechsenjäger waren. Die in diesen Einöden einzeln wohnenden Pflanzer lieben das Fleisch der großen Art von Eidechsen, die in der Lingoa geral der Küsten-Indier Teiù (Lacerta Teguixin, Linn.) genannt wird, sehr; sie gehen daher mit ein Paar auf diese Thiere abgerichteten Hunden in die sandigen Gebüsche und Wälder, um sie aufzusuchen. Nahen sich die Hunde einer Eidechse, so flieht diese pfeilschnell in die ihr zur Wohnung dienende Erdhöhle, wo sie alsdann von dem Jäger ausgegraben und todtgeschlagen wird. Da die Hitze groß war, so giengen diese Männer, deren Haut am ganzen Körper von der Sonne so braun gebrannt war, daß man sie wohl für Tapuyas halten konnte, ganz unbekleidet; sie trugen Ärte und ein Paar erlegte Eidechsen von beynahe 4 Fuß Länge (den langen Schwanz mitgerechnet). Wir redeten mit diesen der Gegend kundigen Jägern, und sie versicherten uns, daß wir in weniger als einer Stunde die Fazenda zu Muribecca, wo wir heute übernachten wollten, erreichen würden. Wirklich traten wir bald in die Einzäunung, welche uns das Gebiet derselben ankündigte. In dem schattenreichen hohen Urwalde

fanden wir schöne Gewächse, die Gesträuche waren hoch hinauf von dem herrlichen Convolvulus mit himmelblauen Glocken durchrankt. Der Juó (*) ließ seinen tiefen lauten Pfiff in drey oder vier Tönen erschallen: man hört ihn in jenen unermeßlichen Waldungen zu allen Stunden des Tages und selbst in der Mitternacht. Dieser Vogel hat ein eben so schmackhaftes Fleisch als alle übrigen Arten seines Geschlechts, das man gewöhnlich mit dem Nahmen der Tinamús oder der Inambús belegt.

Als wir den Wald zurückgelegt hatten, befanden wir uns in weitläuftigen neuangerodeten Pflanzungen. Hier auf einer Höhe, wo uralte Waldstämme gleich einem Verhau, kreuz und quer durcheinander gefällt lagen, eröffnete sich eine reizende Aussicht in die majestätischen Wildnisse an den Ufern des Itabapuana, der gleich einem Silberstreife aus finstern Waldungen schlängelnd hervortritt, und eine grüne Ebene durchschneidet, in der, von weitläuftigen Pflanzungen umgeben, die große Fazenda von Muribecca sich zeigt. Ringsum begränzen unermeßliche Waldungen den Horizont. Die vielen in den Pflanzungen arbeitenden Neger staunten verwundert unsere Tropa an, welche gleich einer Erscheinung einer fremden Welt aus dem Walde heran zog.

Wir erreichten zuerst Gutinguti, das mit Muribecca den gemeinsamen Nahmen Fazenda de Muribecca trägt; ehemals gehörte sie mit einem 9 Legoas langen Gebiete den Jesuiten, die diese Gebäude angelegt haben; jetzt aber vier Eigenthümern gemeinschaftlich. Noch jetzt befinden sich hier 300 Negersclaven, worunter indessen nur etwa 50 tüchtige starke Männer sind, über die ein Feitor (Verwalter), ein Portugiese

(*) Tinamus noctivagus, eine neue bis jetzt unbeschriebene Art von Tinamú oder Inambú. Er ist kleiner als die Macuca (Tinamus brasiliensis, Lath.) 13 Zoll 5 Linien lang; oberer Theil dunkel-grau röthlich-braun; Rücken etwas kastanienbraun; Scheitel stark aschblau überlaufen, etwas schwärzlich gefleckt; Unterrücken und Uropygium röthlich-rostbraun, aber alle diese Theile des Rückens sind schwarzbraun quergestreift; Kinn und Kehle weißlich; Unterhals aschgrau; Brust lebhaft bräunlich rostgelb; Bauch blässer gefärbt.

von Geburt, der uns sehr freundlich aufnahm, die Aufsicht führt. Die Arbeiten hier sind für die Sclaven sehr beschwerlich; sie bestehen hauptsächlich in Ausrottung der Waldungen. Die Pflanzungen bestehen in Mandiocca, Milio, Baumwolle und etwas Kaffee. Unweit von Gutinguti fließt der Itabapuana vorbey, ein kleiner Fluß, der in seinem hohen Stande die Wiesen bewässert. Die Corografia brasilica nennt ihn fälschlich Reritigba (*), welches doch der Benevente ist; er entspringt in der Serra do Pico, nicht weit von den Quellen des Muriähé. Die weiten Waldungen, welche Muribecca rings umgeben, werden von umherziehenden Puris bewohnt, welche sich hier, und von hier aus etwa eine Tagereise nördlich, feindselig zeigen. Man hält sie nicht ohne Grund für dieselben, welche bey S. Fidelis mit den Pflanzern in gutem Einverständniß leben. Hier am Itabapuana (**) überfielen sie noch im vergangenen Augustmonate die Heerden der Fazenda und erschossen aus Bosheit 30 Stück Rindvieh und ein Pferd. Ein junger Negerknabe, ein Hirt, ward durch sie von seinem bewaffneten Cameraden abgeschnitten, gefangen, getödtet, und, wie man hier versichert, gebraten und aufgefressen. Man vermuthete, daß sie die Arme und Beine, und das Fleisch vom Rumpfe abgelöst und mitgenommen hätten; denn als man bald darauf an den Platz kam, fand man nur den vom Fleisch entblößten Rumpf und den Kopf des Negerknaben, die Wilden selbst aber hatten sich schnell in den Wald zurückgezogen. Auch erkannte man die gebratenen abgenagten Hände und Füße, woran noch Spuren der Zähne sichtbar gewesen seyn sollen. Der diesen Beleidigungen der Wilden ausgesetzte Feitor zeigte daher einen unglaublichen Haß gegen sie und äußerte wiederholt, daß er auch unsern jungen Puri gern

(*) Siehe Corografia brasilica T. II. p. 61.

(**) Dieser Fluß ist auf mehreren Karten mit dem Nahmen Comapuam bezeichnet; einige der Bewohner nennen ihn auch wohl Campapoana, allein sein wahrer Name ist der im Text angegebene.

mit Schrot erschießen würde. »Es ist unbegreiflich, setzte er hinzu, daß die Regierung nicht zweckmäßigere Anstalten zur Ausrottung dieser Thiere trifft; wenn man an dem Flusse nur ein wenig hinauf geht, so findet man sogleich ihre Ranchos (Hütten).« Ihre Nähe ist freylich sehr unangenehm, allein man muß bedenken, daß die Pflanzer durch die frühere schlechte Behandlung größtentheils Schuld an diesen feindseligen Gesinnungen der Urbewohner sind. In jenen frühern Zeiten unterdrückte Gewinnsucht und Goldgier alle Gefühle der Menschlichkeit bey den europäischen Ansiedlern; sie sahen jene braunen nackten Menschen nur als Thiere an, welche blos für sie geschaffen seyen, wie ja selbst die unter der Geistlichkeit im spanischen Amerika aufgeworfene Streitfrage beweißt: ob die Wilden als Menschen gleich den Europäern anzusehen seyen oder nicht? wovon Azara im zweyten Theile seiner Reise redet. Daß die Puris indessen zuweilen wirklich die Körper erlegter Feinde verzehren, dafür findet man hier im Lande viele Zeugnisse. Pater Joâo zu S. Fidelis versicherte uns, daß er einst auf einer Reise nach dem Fluße Itapemirim einen von den Puris getödteten Neger ohne Arme und Beine im Walde gefunden habe, um welchen eine Menge von Urubùs versammelt waren. Es ist schon weiter oben bey S. Fidelis gesagt worden, daß die Puris das Verzehren des Menschenfleisches uns nie eingestehen wollten; allein nach den angeführten gültigen Zeugnissen kommt ihr eigenes Geständniß nicht in Betracht. Auch unser Puri gestand, daß seine Stamms-Verwandten den Kopf ihrer getödteten Feinde auf eine Stange stecken und um denselben herum tanzen. Selbst unter den Coroados in Minas Geraës soll, wie Herr Freyreiß versichert, der Gebrauch herrschen, einen Arm oder Fuß des Feindes in einen Topf mit Caüi zu stecken, woran alsdann die Gäste saugen.

Unser Aufenthalt in Muribecca war für unsere naturhistorischen Sammlungen sehr ergiebig. Des häufigen Regens ungeachtet, der in diesen Tagen fiel, waren unsere Jäger in

den einzelnen Stunden, wo eine günstigere Witterung eintrat, sehr fleißig. In den großen Wäldern und Sümpfen an den Ufern des Itabapuana nistete die Bisam-Ente (Anas moschata, Linn.) ein für uns neuer Vogel. Dieses schöne Thier, von welchem man in Europa die zahme Race sehr häufig unter dem Nahmen der türkischen Ente, in Fasanerieen und auf Höfen hält, ist durch die schwärzlich rothe nakte Warzenhaut kenntlich, welche die Gegend des Auges und des Schnabels umgiebt; das ganze Gefieder ist schwarz in grün und purpurroth mannigfaltig schillernd; die Schultern der Flügel sind bey dem alten Vogel schneeweiß, bey den Jungen hingegen schwarz. Das alte Männchen ist sehr groß und schwer, und hat ein etwas hartes Fleisch; junge hingegen sind sehr schmackhaft und deswegen dem Jäger sehr willkommen. Wir Europäer fanden auf unsern Jagdexcursionen in den sumpfigen Waldgegenden am Flusse oft große Hindernisse, dagegen drangen unsere halbnakten inländischen Jäger weit besser in diese Wildnisse ein. Drey Negersclaven von der Fazenda erboten sich ebenfalls für uns zu jagen; wir versahen sie mit Gewehren, Pulver und Bley, und sie brachten nun täglich am Abende eine Menge Thiere ein, die alsdann vertheilt wurden. Hierunter waren besonders Reiher, Ibisse, Enten (Anas moschata und viduata) der Ipecutiri von Azara oder die grünschultrige Ente, der Königsreiher (Garça real) eine schöne bis jetzt noch unvollständig beschriebene Reiherart, mit gelblich weißem Körper und schön blauem Schnabel (*), die große und kleine Egrette mit ihrem blendend weißen Gefieder und andere mehr. Auch der Itabapuana verschaffte uns verschiedene Seltenheiten. Auf einer Spazierfahrt den Fluß aufwärts belustigte die Herrn Freyreiß und Sellow der Anblick einer großen Gesellschaft von Fischottern (Lutra brasiliensis), Lontras, welche ohne Zeichen von Scheu vor ihnen schnarchend und pfeifend im Wasser

(*) Ardea pileata, Latham, oder le Héron blanc à calotte noire. Buffon-Sonnini, Tom. 21. p. 192.

scherzten. Die brasilische Otter unterscheidet sich von unserer europäischen Flußotter hauptsächlich durch einen etwas platt gedrückten Schwanz, den auch Azara anmerkt, ein Charakter, der an den ausgestopften Exemplaren gewöhnlich nicht mehr zu erkennen, daher in den naturhistorischen Werken übersehen worden ist. Ihr Fell ist sehr zart und schön. In den Hauptflüssen des innern Brasiliens, z. B. im Rio S. Francisco erreichen sie eine colossale Größe, man nennt sie dort nicht Lontra, sondern Ariranha (Arirannia). Auch wir erhielten hier eine dieser großen Ottern, indem man uns anzeigte, es liege ein großes todtes Thier mit Menschenhänden im Wasser. Wir giengen selbst dahin, um zu untersuchen, was dies für ein sonderbares Geschöpf seyn möchte und fanden eine ungeheuer große, 5 bis 6 Fuß lange Fischotter, welche zwar todt, aber noch frisch genug war, um unsern Sammlungen zugesellt zu werden. Welches die Ursache des Todes dieser Otter gewesen war, konnten wir nicht ergründen, sie schien keine äußere Verletzung zu haben. Höher aufwärts halten sich in dem Itabapuana auch Jacarés auf. Die Wälder erschallten vom lauten trommelnden Rufe der Brüllaffen (Mycetes ursinus) und von der laut röchelnden Stimme der Saüassú's (Callithrix personatus, Geoffroy) die hier besonders häufig waren. Unsere Jäger erlegten zuweilen vier bis fünf dieser niedlichen Affen in kurzer Zeit; denn wenn sie eine Bande derselben fanden, so schossen sie schnell und luden wieder, während einer oder mehrere die Thiere auf ihrer Flucht über die Äste hinweg, immer im Auge zu behalten suchten. Der Saüassú ist bis jetzt noch in keinem naturhistorischen Werke abgebildet. Er ist hübsch gezeichnet; der Kopf und die vier Hände sind schwarz, der Leib fahl weiß-graubräunlich, der lange schlaffe Schwanz gelbröthlich. Mehrere dieser Affen trugen ihre Jungen auf dem Rükken, und wir fanden bald, daß diese sich leicht aufziehen lassen und sehr zahm werden. Unter den Vögeln, welche wir erlegten, befand sich eine vorzüglich schöne neue Art der

Spechte, welche ich Picus melanopterus nenne. Das ganze Gefieder ist weiß, nur Flügel, Rücken und ein Theil des Schwanzes sind schwarz, und das Auge ist von einer nakten orangegelben Haut umgeben.

Wir hatten zu Campos zwey Jäger angenommen, welche an die Barra des Itabapuana voran geeilt waren, um dort für uns zu jagen, und in Muribecca wieder zu uns stoßen sollten. Da die Zeit, welche wir ihnen anberaumt hatten, längst verstrichen war, und unsere besten Gewehre sich noch in ihren Händen befanden, so war unsere Besorgniß nicht gering, daß sie uns entweichen möchten. Wir bemannten daher in aller Stille ein Canoe mit unsern Leuten; diese schifften den Fluß bis zu seiner Barra (Mündung in die See) hinab; überfielen die sorglosen Jäger, nahmen ihnen die Gewehre, und ließen sie ihres Weges ziehen. Die Reise vom Itabapuana nordwärts erfordert einige Vorsicht, da man bis zum Flusse Itapemirim eine Strecke von 6 bis 8 Legoas durchschneiden muß, wo die Puris sich beständig feindselig gezeigt haben. Weil sie in dieser Gegend mehrmals schreckliche Mordthaten verübt hatten, so sah man sich genöthigt, hier einen Militärposten, das Quartel oder Destacamento das Barreiras anzulegen. Der Feitor von Muribecca entschloß sich selber uns nach jenen Posten zu bringen. Wir zogen durch hohen Urwald, durch abwechselnd offene sandige und von zahlreichen Spuren der Antas (Tapirus americanus) und der Rehe durchkreuzte Gegenden, und erreichten endlich, bey einem hohen hölzernen Kreuze, den festen ebenen Seestrand, wo wir eine sich weit ausdehnende sanfte Bucht in großer Ferne in eine Landspitze endigen sahen, und dort war es, wo sich uns auf der erhöhten Küste das Quartel zeigte. Da diese Strecke oft von den Wilden beunruhigt worden ist, so hatten wir uns wohl bewaffnet und 20 Schüsse waren im Falle eines Angriffes zur Gegenwehr bereit, mehrere von unsern Leuten hatten sich sogar Patronen gemacht, um schneller laden zu können. Die Soldaten

des Destacaments pflegen den Reisenden entgegen zu kommen, wenn sie aus der Ferne auf dem weißen Sande der Praya eine Tropa heran ziehen sehen; auch wir stießen, nachdem wir etwa eine Stunde der Küste gefolgt waren, auf eine Patrouille von 6 Mann, meist Neger und Mulatten, welche uns der Offizier des Postens entgegen gesandt hatte. Gegen Mittag erreichte unsere Tropa das Quartel, wo uns der commandirende Fähndrich (Alferes) sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Dieser Militärposten besteht aus einem Officier und 20 Soldaten von der Miliz, welche mit Gewehren ohne Bajonett bewaffnet sind. Man hat hier auf einer Höhe unmittelbar über der See zwey Häuser von Lehm erbaut und einige Mandiocca- und Miliopflanzungen angelegt, wovon die Soldaten ihren Unterhalt gewinnen. Die Küste zeigt hier hohe, senkrecht abgeschnittene Thonwände (Barreiras), auf deren Höhe das Quartel erbaut ist; man hat daher von dort aus eine weite, herrliche Aussicht auf das Meer, so wie man nördlich und südlich längs der Küste hin, die Tropas der Reisenden schon von ferne heranziehen sehen kann. Von der Landseite schließt sich unmittelbar an die Wohnungen des Destacaments ein finsterer Urwald, wo man jetzt angefangen hat Roçados zu machen. Hier hatten im August, also vor zwey Monaten, die Puri's einen Angriff gewagt. Sie kamen, um die Pflanzungen der Soldaten zu plündern, und ließen sich mit denselben in ein Gefecht ein, indem sie sich hinter die Gebüsche und Bäume postirten. Das Resultat des Gefechtes war, daß ein Soldat und zwey Hunde derselben verwundet wurden, die Puri's aber 3 Mann verloren, die todt oder verwundet von ihren Landsleuten weggeschleppt wurden. Seitdem ist das Commando in Ruhe geblieben und die Wilden haben sich in dieser Gegend der Küste nicht mehr sehen lassen. Als Trophäen verwahrt man im Quartel die aufgesammelten Pfeile der Tapuyas. Der hier commandirende Officier giebt einen beständigen Posten von 3 Mann nach Itapuana an die Mündung des Flusses. Dies Commando

befindet sich hier auf unbestimmte Zeit, und es lag jetzt schon beynahe ein Jahr daselbst. Wahrlich! eine traurige Station in einer solchen Wildniß; wo auch die Nahrung selbst sehr schlecht ist, und die Wohnungen nur aus Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt bestehen. Das Haus des Officiers ist zwar geräumig, mit verschiedenen Zimmern, worin sich hölzerne Pritschen befinden, allein das baufällige Dach vermag nicht dem eindringenden Regen zu widerstehen. Den Anlaß zur Erbauung des Quartels gab die Ermordung von 6 Personen in der Nähe dieser Stelle unten am Seestrande. Sieben Personen kehrten von Itapemirim aus der Kirche zurück und wurden vor etwa 6 Jahren von den Puri's daselbst überfallen und größtentheils getödtet. Ein einziger Mann, der sich bey der Gesellschaft befand, war so glücklich zu entkommen; ein junges Mädchen hatte sich ebenfalls schnell auf die Flucht begeben, ward aber eingeholt und grausam ermordet. Von ihren Körpern fand man nachher die Arme und Beine, so wie das Fleisch vom Rumpfe abgelößt. Bald nachher fiengen die Puri's in dieser Gegend einen Soldaten und tödteten ihn ebenfalls. Wir erhielten zu Quartel das Barreiras durch den commandirenden Officier manche interessante Nachricht über die Puri's. Er versicherte unter andern, daß jene Wilden jetzt wirklich sehr wünschten mit den Portugiesen in Friede leben zu können, welches mit ihren gegen Herrn Moraës bey S. Fidelis geäußerten Wünschen vollkommen übereinstimmt. Ein solches Einverständniß würde für diese Küste sehr vortheilhaft seyn; denn da die Einwohner sehr zerstreut wohnen, so sind sie stets den grausamen Überfällen jener gefühllosen Barbaren ausgesetzt, und die Gegend ist in Gefahr verödet zu werden, wenn man nicht andere Maßregeln ergreift. Die Wilden erscheinen als Herrn dieser Wälder plötzlich bald hier bald dort, und verschwinden eben so schnell, wie man es bey dem Überfall zu Çiri erfahren hat; sie wissen alle Schlupfwinkel in den Waldungen, sind klug und verschlagen, und kennen die Schwächen der portugie-

sischen Ansiedler genau; auch verstehen verschiedene unter ihnen etwas von der Sprache derselben.

An dem zu Barreiras gehaltenen Ruhetage wurden die umliegenden Wälder und Sümpfe durchstreift, wobey uns die Soldaten begleiteten und führten. Unsere ganze Ausbeute beschränkte sich auf einige Enten (Anas viduata) und einen uns interessanten neuen Vogel (*), der zur Familie der Cotingas gehört. An der Küste schwammen die großen Tartarugas (Meerschildkröten), die im Frühjahr das Ufer suchen, und erhoben ihren runden dicken Kopf langsam über die Oberfläche des Wassers. Mit der Nacht stieg ein heftiges Gewitter über uns auf, und der Regen floß in Strömen herab, vor dem wir uns leider in unserer Wohnung mit dem durchlöcherten Dache kaum zu schützen vermochten.

Von der Nachlässigkeit in der Unterhaltung des einzigen Weges längs dieser Küste, wo weder Brücken noch gangbare Straßen angelegt sind, machten wir an dem folgenden sehr trüben Tage eine höchst unangenehme Erfahrung: unmittelbar neben den Hütten des Quartels befand sich eine Stelle, wo wir Gefahr liefen, einige unserer besten Maulthiere zu verlieren. Da wir noch 4 Legoas in dem von den Puri's beunruhigten Gebiete zwischen den Flüssen Itabapuana und Itapemirim zurückzulegen hatten, so ward für eine gute gedrängte Marschordnung gesorgt und wir zogen unter militärischer Bedeckung auf einer festen und völlig ebenen Sandfläche längs der hohen Wände des Ufers, das aus gelben oder weiß und rothbraunen Thone (**), und aus Lagen von eisenschüssigem

(*) Procnias melanocephalus; der Kopf dunkelschwarz mit einem Auge, dessen Iris zinnoberroth gefärbt ist; alle obern Theile zeisiggrün, die untern gelblich-grün mit dunkeleren Querlinien; 8 Zoll 7 Linien lang.

(**) Der Untersuchung des Herrn Professor Hausmann zu Göttingen zufolge gehört dieses Fossil, welches einen Hauptbestandtheil eines großen Theils dieser Küste von Brasilien ausmacht, zum verhärteten Steinmark, wohin man auch die sächsische Wunder-Erde zählt. Es stimmt in allen Kennzeichen mit dem Steinmarke überein.

Sandstein besteht, langsam fort. In den Schluchten und auf der Höhe des Ufers ist überall das Land mit dichten Waldungen umgeben, in welche, der Wilden wegen, niemand weit hinein zu gehen wagt: wir unserer Seits hatten keine Gefahr zu besorgen, da 20 Schüsse zum Empfang derselben bereit waren, obgleich unsere Leute die Stelle mit Grausen betrachteten, an welcher die Wilden die sechs unglücklichen Schlachtopfer zerstückt hatten. Nach einigen Stunden erreichten wir an einer niedern Stelle der Küste die Povoação Çiri, die jetzt völlig verlassen dasteht. Hier fielen die Puri's oder Tapuyas im verflossenen Augustmonat plötzlich ein, ermordeten in dem ersten Hause drey Personen und verbreiteten einen solchen Schrecken, daß alle Bewohner augenblicklich entflohen. Blos ein Paar Häuser jenseits einer kleinen Lagoa sind noch bewohnt, und ihre wohlbewaffneten Bewohner halten sich hier für sicher. Die Wilden hatten das Eisengeräthe und die Lebensmittel, die sie vorgefunden, genommen und sich dann wieder in ihre Wälder zurückgezogen. Nach diesem Überfalle machte der Sargento Mor (Major) von Itapemirim mit 50 Bewaffneten einen Streifzug (Entrada) in die Wälder, um die Puri's aufzusuchen, fand zwar daselbst eine breite, für einen Reiter bequeme Straße, welche zu einigen Hütten (Ranchos) und von da weiter ins Innere führte; traf aber keine Indier an, und mußte aus Mangel an Lebensmitteln bald umkehren.

Jenseits der Lagoa in Çiri bey den bewohnten Häusern, deren ich erwähnte, nahmen unsere vier Soldaten Abschied von uns. Wir entfernten uns nun von der See, und kamen in einen schönen Wald, wo wir hie und da auf Pflanzungen stießen. Diese sind zwar ebenfalls den Anfällen der Wilden ausgesetzt, allein ihre Besitzer sind mit Waffen hinlänglich versehen. Der Wald ward immer schöner, höher und wilder: die hohen schlanken Stämme bilden ein schattenreiches Geflecht, so daß der Weg von allen Seiten überwachsen, einem schmalen dunkeln Laubengange gleicht. Auf den obersten trocknen Ästen alter hoher

Bäume sahen wir häufig lauernde Falken sitzen, besonders den bleyfarbenen (Falco plumbeus, Linn.), der hier sehr gemein ist. Sehr häufig schwebte über diesem herrlichen Walde der weiße Milan mit dem Gabelschwanze (Falco furcatus, Linn.) einer der schönsten dortigen Raubvögel. Wir würden hier eine sehr angenehme Jagd gehabt haben, wenn nicht die zahllosen Moskiten so lästig gewesen wären; Hände und Gesicht waren sogleich damit überdeckt, und Maulthiere und Pferde litten ganz besonders von den Stechfliegen (Mutuccas (*). Bald erreichten wir offene Wiesengegenden, wo es in Sümpfen und Lagoas von Enten, Möven und Reihern wimmelte. Gegen Mittag gelangten wir an den Fluß Itapemirim, an dessen südlichem Ufer die Villa de Itapemirim liegt. Sie ist 7 Legoas von Muribecca entfernt. (**), ist ein kleiner noch neuer Ort, und hat einige gute Häuser, kann aber nur ein Dorf genannt werden. Die Bewohner sind theils arme Pflanzer, welche ihre Anlagen in der Nähe haben, theils Fischer, einige wenige sind Handwerker. Der Capitam Commandante oder Capitam Mor des Distrikts von Itapemirim hält sich gewöhnlich auf seiner nahen Fazenda auf, in der Villa selbst wohnt ein Sargento Mor von der Landmiliz. Der Fluß, in dem einige kleine Brigs lagen, ist hier nur schmal, veranlaßt aber doch einigen Handel mit den Produkten der Pflanzungen, bestehend in Zucker, Baumwolle, Reiß, etwas Milio und Holz aus den Wäldern. Ein in den Gebürgen gefallener Gewitterregen gab uns ein Beyspiel, wie schnell und gefährlich oft die Gewässer der heißen Zone anschwellen, denn der Fluß war plötzlich beynahe aus seinen Ufern getreten; er ist indessen immer etwas beträchtlicher als der Itabapuana. Die Gebürge, aus welchen er herab kommt, zeigen sich in der Ferne mit merkwürdigen zackigen Kegelkuppen; man nennt sie Serra de Itapemirim. Sie

(*) Southey a. a. O. schreibt fälschlich Mutuça. Vol. I. p. 618.

(**) Schon Lery erwähnt dieser Gegend unter dem Nahmen Tapemiry, siehe dessen Reise p. 45.

sind wegen der in ihrer Nähe, 5 Tagereisen am Flusse aufwärts, ehemals angelegten Goldwäschereyen, Minas de Castello, bekannt. Jene Gegend wurde aber von den Tapuyas dermaßen beunruhigt, daß die wenigen portugiesischen Ansiedler sie vor etwa 30 Jahren verließen, um sich in der Villa und ihrer Nachbarschaft nieder zu lassen. Stromaufwärts am Itapemirim hausen noch die rohen Horden der Tapuyas, besonders aber die der Puri's, und, wie die Mineiros versichern, noch ein anderer wilder Stamm, welchen sie mit dem Nahmen der Maracas belegen. Eben diesen letztern will man die Mordthat in Çiri zuschreiben. Ziemlich weit stromabwärts aber streifen noch die Botocudos, wahre Tyrannen dieser Wildnisse. Man erzählt, daß einst auf einer am Fluß Muriähé gelegenen Fazenda, nachdem man vorher im nahen Walde großen Lärm und Geschrey gehört hatte, einige verwundete Puri's bey den Portugiesen Schutz suchten und aussagten, die Botocudos hätten sie überfallen und viele der Ihrigen getödtet. Aus allen diesem erhellt wenigstens, daß jene Wälder von unabhängigen feindseligen Wilden angefüllt sind. Die Tapuyas haben den gewöhnlichen Angaben nach am Itapemirim, in Zeit von 15 Jahren, 43 portugiesische Ansiedler getödtet. Demungeachtet hat man durch jene unsichern Wildnisse einen Weg eröffnet, auf dem man von den Minas de Castello nach den etwa 22 Legoas entfernten Gränzen von Minas Geraës gelangt.

Der Capitam Mor des Distrikts hatte nach Vorzeigung unserer Pässe uns sogleich sehr zuvorkommend empfangen; er sandte eine Menge Lebensmittel in unsere Wohnung, als Holz, Wasser und alle sonstige Bedürfnisse, wofür wir ihm auf seiner Fazenda unsere persönliche Danksagung abstatteten. Dieses Landgut liegt am Flusse, von schönen Wiesen umgeben, auf welchen eine Menge Vieh aller Art weidend herum schwärmte.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen verließen wir diese Gegend. In einiger Entfernung von der Villa setzt man über den Fluß ohnfern seiner Mündung in die See. In den

Sümpfen fanden wir hier sehr häufig die Jatropha urens, die den bloßen Füßen unserer Jäger noch weit empfindlicher war als die brennendsten Nesseln (Urtica), da die kleinen Borsten jener Pflanze sogar durch die Kleidungsstücke dringen. In sumpfigen Niederungen und an den Fluß=Ufern der ganzen Küste ist der schöne bluthrothe Tijé (Tanagra brasilia, Linn.) sehr gemein; dagegen findet man ihn in den Gebürgen und großen inneren Waldungen weit seltener. An der Mündung des Itapemirim fanden wir große Schaaren einer Mövenart (Larus); so wie Meerschwalben (Sterna) in Menge umher schweben; Regenpfeifer (Charadrius) und Strandläufer (Tringa) bevölkerten die Küste, an welcher man auch sehr häufig im Sande die kleine Nachtschwalbe (Caprimulgus (*), und in den benachbarten Waldpfädchen eine andere größere Art dieses Geschlechts findet. Nach Marcgraf nennen die Brasilianer diese Vögel in der Gegend von Pernambucco Ibiyau; an der von mir bereisten Küste aber haben sie den Nahmen Bacurau.

Bey der starken Hitze litten wir großen Durst, gegen welchen unser junger Puri uns jetzt ein untrügliches Mittel lehrte. Man bricht nehmlich die mittlern steifen Blätter der Bromelia=Stauden heraus, in deren Winkeln sich vom Regen und Thau sehr gutes Wasser sammelt, und fängt diesen Nectar auf, indem das Gewächs schnell an den Mund gebracht wird. Wir fanden heute an den vorspringenden Landspitzen der Küste steinige Hügel, auf denen besonders viele schlanke wilde Cocospalmen wuchsen, deren stolze Blätter im frischen Seewinde schwankten: der Austerfresser (Haematopus) war überall gemein, so wie Regenpfeifer und Strandläufer. In einem schönen Urwalde hatten wir eine herrliche Unterhaltung an den lautschallenden Stimmen mannigfaltiger Vögel, worunter sich, bey dem schon herannahenden Abend, auch eine Eule

(*) Wahrscheinlich derselbe Vogel, welchen Vieillot Caprimulgus Popetué genannt hat, s. dessen Histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentr. Vol. I. Tab. 24.

(Curuje) hören ließ; Papageyen schrien laut und der sanfte Ruf des Juó (Tinamus) tönte weit in diesem vielstimmigen Concert durch die einsame Wildniß. Wir nahmen unser Nachtquartier auf der Fazenda de Agá, wo man Mandiocca, etwas Baumwolle und Kaffee baut. Große, mit allen Arten wilder Thiere belebte Waldungen schließen sich von der Landseite nahe an die Pflanzungen an; hier hatte in der vergangenen Nacht eine große Unze (Yaguareté, Felis Onca, Linn.) eine Stute des Besitzers getödtet, dessen ausgesandte Jäger jedoch mit ihren Hunden vergebens die nahen Wälder absuchten. Unweit der Fazenda erhebt sich aus diesen nahen Waldungen ein hoher abgerundeter, isolirter Berg, Morro de Agá genannt. Er besteht aus Felsen und nakten schroffen Wänden, und ist von hohen Hügeln umgeben: von ihm soll man eine vortreffliche Aussicht haben. Ich fand hier in der Nähe der Wohnungen einen kleinen Sumpf, wo mich bey Einbruch der Nacht die merkwürdige Stimme eines mir noch unbekannten Frosches in Erstaunen setzte; sie klang vollkommen als wenn ein Blech- oder Kupferschläger mit dem Hammer arbeitet, nur war der Laut im Ganzen tiefer oder voller. Erst weit später habe ich das Thier näher kennen gelernt, welches wegen seiner Stimme von den Portugiesen der Schmid (Ferreiro) genannt wird. Eine andere naturhistorische Merkwürdigkeit war für uns ein dichtes Gebüsch einer noch nicht gesehenen Art von Heliconia, welche ihre Blumenschäfte aus einer gewissen Höhe beständig bogenförmig herabkrümmt, und alsdann mit der Spitze wieder aufwärts steigt; viele Blumen mit scharlachrothen Scheiden bedecken den eben so angenehm gefärbten krummen Theil des Stengels; dieses prächtige Gewächs bildete einen vollkommenen Laubengang. Die Praya enthielt hier einige wenige Arten von zweyschaaligen Muscheln und Schnecken.

Unweit Agá erreichten wir die von mehreren indischen Familien bewohnte Povoaçâo Piuma oder Ipiuma, wo sich ein starker Bach gleiches Nahmens, der blos für Canoe's

schiffbar ist, in die See ergießt. Hier findet man eine auf das Anwachsen des Baches berechnete, etwa 300 Schritte lange hölzerne Brücke, eine wahre Seltenheit in diesem Lande. Die Ufer dieses Flusses sind mit dichten Gebüschen bedeckt und sein Wasser hat eine dunkel-kaffeebraune Farbe, wie die meisten Waldbäche und kleinen Flüsse dieses Landes. Herr von Humboldt fand das nehmliche am Atabapo, Temi, Tuamini, Guainia (Rio Negro) und andern Flüssen. Nach seinem Urtheil erhalten sie diese sonderbare Farbe durch eine Auflösung von gekohltem Wasserstoffe, durch die Üppigkeit der Tropenvegetation und die Kräuterfülle des Bodens, auf dem sie hinfließen (*).

Als wir über die Brücke zogen, liefen die Indier mit ihren charakteristischen dunkelbraunen Gesichtern aus Neugierde herbey, um die Fremden zu sehen. Ein hier angesessener spanischer Matrose machte den Wirth, redete uns sogleich gebrochen in mehreren Sprachen an, erzählte dabey von allen Ländern, in denen er gewesen war, und deutete ziemlich verständlich darauf hin, daß wir Engländer wären. Man findet in den Thälern und selbst an trocknen Höhen häufig Dickichte von einem starken 16 bis 18 Fuß hohen Fächerrohre, welches auf einem etwas zusammengedrückten Schafte, einen schönen Fächer von langen lanzettförmigen ganzrandigen Blättern trägt; diese entspringen fast aus einem gemeinschaftlichen Punkte und aus ihrer Mitte schießt ein langer glatter Schaft hervor, an welchem oben die Blüthen, gleich einer kleinen Fahne herabhängen. Diese schöne Rohrart heißt hier Ubá, weiter nördlich am Rio Grande de Belmonte hingegen Canna brava und wird von den Wilden zu Verfertigung der Pfeile benutzt. Solche Rohrgehäge bilden undurchdringliche Dickichte und überziehen ganze Distrikte. In einem kleinen angenehmen Thale fanden wir einen Wald prachtvoller schattenreicher Bäume, von Cecropia,

(*) Ansichten der Natur I. S. 298.

Cocos, Melastoma, zwischen welchen der kleine schwarzbraune Bach Iriridurchfließt, über den ein mahlerischer Steg von Baumstämmen führt. Tucane und die Maitacca (Psittacus menstruus, Linn.) waren hier häufig und wurden von unsern Jägern geschossen; Affen flohen so schnell durch die Zweige der Bäume, daß man ihnen nicht beykommen konnte. In der Höhlung eines alten Baumes erblickten wir eine colossale Buschspinne (Aranha Caranguejeira), die wir von unserm Nachtquartier abzuholen gedachten, woran wir jedoch später verhindert wurden. Wir durchritten hüglichtes mit Wald und Weidegegenden abwechselndes Land und erreichten gegen Abend die letzte Höhe am Flusse Benevente, wo wir plötzlich durch eine schöne Aussicht überrascht wurden. Am Fuße eines Hügels zeigte sich uns auf dem nördlichen Ufer Villa Nova de Benevente, ein Flecken, zur Rechten der weite blaue Spiegel des Meers und links der Fluß Benevente, welcher sich gleich einen See ausbreitet, ringsumher aber ist alles finsterer hoher Wald, hinter welchem endlich Felsgebürge den Horizont begränzen.

Villa Nova de Benevente wurde am Flusse Iritiba oder eigentlich Reritigba (*) von den Jesuiten erbaut, welche hier eine Menge bekehrte Indier versammelten. Ihre Kirche und das unmittelbar damit vereinigte Kloster existiren noch: letzteres, wo wir unsere Wohnung erhielten, ist gegenwärtig zum Casa da Camara gemacht. Es liegt auf einer Höhe über der Villa und gewährt besonders von dem an der Nordseite befindlichen Balkon aus eine herrliche Aussicht. Die Sonne tauchte eben in den dunkelblauen Ocean, der vor uns lag, unter, und verwandelte den weiten Spiegel desselben in ein Feuermeer. Die Klosterglocke läutete zum Ave Maria, und alles, was in der Nähe war, zog die Hüte ab zum Abendgebeth;

(*) Auf der Karte von Faden ist der Fluß Iritibu, bey Arrowsmith, Iritiba genannt, allein die Villa ist auf keiner der beyden Karten angegeben.

Stille herrschte in der weiten Ebene, und nur die über den Fluß herüberschallenden Stimmen der Tinamus und anderer wilden Thiere unterbrachen dieses feyerliche nächtliche Schweigen. Mehrere niedliche kleine Briggs lagen im Hafen von Villa Nova vor Anker, und verleiteten uns zu dem Fehlschlusse, daß hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben werde; allein man belehrte uns bald eines bessern. Es ist hier sehr wenig Verkehr, und diese Schiffe hatten blos vor dem ungünstigen Winde hier Schutz gesucht. Die Jesuiten hatten hier anfangs 6000 Indianer versammelt und die beträchtlichste Aldea an dieser Küste gestiftet; allein durch die schweren königlichen Dienste und durch sclavische Behandlung vertrieb man die meisten wieder; diese zerstreuten sich in andere Gegenden, so daß jetzt der ganze Distrikt von Villa Nova, die portugiesischen Ansiedler mitgerechnet, nicht mehr als 800 Seelen zählt, worunter etwa 600 Indier sind. Obgleich nun die Anzahl der Bewohner sehr abgenommen hat, so hob sich dennoch seitdem der Handel; denn noch vor etwa 20 Jahren betrug hier die Ausfuhr nicht mehr als 100,000 Reis (etwa 313 Gulden), da sie jetzt schon auf 2000 Cruzados gestiegen ist, den Betrag des ausgeführten Zuckers nicht einmahl mit in Anschlag gebracht. Die freyen wilden Indier bedrängten ehemals diese Colonie am Iritiba sehr, besonders die Goaytacases und die Stämme der Tapuyas, worunter man besonders Puri's und Maracas begreift; allein der Geistliche versicherte uns, daß sich diese wilden Horden nicht mehr gezeigt hätten, seitdem man alljährlich auf einen gewissen Tag im ganzen Distrikt dem heiligen Geist ein großes Fest mit Processionen und Andachtsübungen feyre. Villa Nova selbst ist ein kleiner Ort mit einigen gut gebauten Häusern, der aber am Sonntage lebhaft wurde, da alle Bewohner der umliegenden Gegend zur Messe herein kamen. Der in diesem Distrikte commandirende Capitam (Hauptmann) von der Landmiliz gehört zu dem Regimente von Espirito-Santo, dessen Chef der Oberst Falcâo zu Capitania ist. Er kam

am Sonntage uns zu besuchen und hatte die Gefälligkeit, auf unsere Nachfrage nach guten Jägern, uns einige der Gegend kundige Leute zu senden; wir fanden Gelegenheit außer ihnen noch einen Indier anzunehmen, der ein guter Jäger war. Diese verschafften uns manche interessante Thiere, unter andern auch mehrere Saüassú-Affen, die hier an den Ufern des Flusses häufig ihre lauten Stimmen hören lassen. Zwey unserer Jäger fanden im Walde eine große Giftschlange. Sie lag ruhig in einer Vertiefung, wo ihr nicht gut beyzukommen war; daher stieg einer von ihnen auf einen niedern Baum und erlegte von dort herab das Thier. Diese schöne Schlange wird im Lande Curucucú genannt, erreicht eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und eine beträchtliche Dicke, und hat eine fahl gelbröthliche Farbe, mit einer Reihe schwarzbrauner Rautenflecken auf dem Rücken. Die Bildung der Schilder, Schuppen und des Schwanzes zeigt, daß sie die von Daudin unter dem Nahmen Lachesis, wiewohl etwas unrichtig beschriebene große Viper der Wälder von Cayenne und Surinam ist (*). Ihr Biß wird sehr gefürchtet, und Menschen, die von ihr verwundet werden, sollen in weniger als 6 Stunden sterben.

Vom Iritiba gelangt man zunächst zu dem Flusse Goaparim. Sumpfige Wiesen und Moräste dehnen sich unweit der See aus, Gebüsche wechseln damit ab und herrlicher Urwald erfreut zuweilen den Wanderer. Hier hörte man die See, deren Uferhügel mit Wald bedeckt sind, beständig brausen. Der Pfad war wie eine dunkele Laube überwachsen, zur Seite standen majestätische, alte Waldstämme, an ihrer Rinde eine Welt von Pflanzen, in ihren Zweigen Fleischgewächse; junge Cocospalmen zierten am Boden das durch Schlinggewächse verworrene Dickicht, dessen junges Laub mit der schönsten

(*) Schon Marcgraf erwähnt dieser Schlange unter dem Nahmen Curucucú; allein auch in neuern Zeiten hat Herr Hofrath Merrem, einer unserer ausgezeichnetsten Reptiliologen, in dem 1ten Bande der Annalen der Wetterauischen Gesellschaft für Naturgeschichte, eine unvollständige Haut dieses Thieres beschrieben und abgebildet.

rothen oder gelbgrünen Farbe hervorbrach, und hoch oben wiegten sich im Winde die Federkronen der älteren Palmen, deren Stämme sich knarrend hin und her neigten. An einer Stelle erreichten wir ein blos aus Aïri-Palmen bestehendes vorzüglich schönes Wäldchen. Junge kräftige Bäume dieser Gattung, von 20 und 30 Fuß Höhe, stiegen mit ihrem schwarzbraunen mit Stachelringen umgebenen, geraden Stamme empor: ihre schön gefiederten Blätter schirmten den feuchten Boden gegen die brennende Mittagssonne, andere jüngere, die noch ohne Stamm waren, bildeten das Unterholz, über welche alte abgestorbene Palmen, vertrocknet und verfault, gleich abgebrochenen Säulen hervorragten. An diesen, der Verwesung preisgegebenen Bäumen klopfte einsam der gelbhaubigte Specht (Picus flavescens, Linn.) oder die schöne Art mit rothem Kopf und Halse (Picus robustus (*). Die Blumen der feuerfarbenen Heliconia überdeckten die niedern Gebüsche in der Nähe, welche eine schöne Winde (Convolvulus) umschlang, die die herrlichsten himmelblauen Glocken trug. Hier in diesem prachtvollen Walde zeigten sich die holzigen Schlingpflanzen wieder in ihrer ganzen Originalität mit ihren sonderbaren Windungen und Gestalten. Bewundernd betrachteten wir die Erhabenheit dieser Wildniß, die nur Tucane, Pavo's (Pie à gorge ensanglantée, Azara), Papageyen und andere Vögel belebten. Unsere Jäger schossen bald in allen Richtungen des Weges und füllten ihre Taschen mit Beute. Jenseits des Waldes erreichten wir die Povoaçâo de Obú, einige, 2 Legoas von Villa Nova entfernte Fischerhütten; solche von Wald oder dichten Gebüschen umgebene Wohnungen sind oft noch mahlerischer als andere in offenen Gegenden, deren ich eine auf der Vignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) habe abbilden lassen. Eine Povoaçâo (Dorf ohne Kirche) Nahmens Miaïpé von

(*) Dieser Name ward von den Naturforschern zu Berlin gegeben, nachdem Azara diesen Vogel im 4ten Bande seiner Reise pag. 6 beschrieb, wo er ihm Charpentier à huppe et cou rouges nannte.

60 bis 80 Fischerfamilien bewohnt, beherbergte unsere Tropa am Abende. Wir hatten unsere Wohnung in einem hochgelegenen Hause aufgeschlagen, wo sich sogleich mehrere Menschen einfanden, die besonders unsern wilden Puri bewunderten, und alle seine Bewegungen beobachteten. Übrigens wurden wir in diesem etwas geräumigen Hause gut aufgenommen und hatten ein großes Zimmer, auf dessen Boden bald ein helles Feuer unsere vom Regen durchnäßten Kleidungsstücke trocknete. Nicht weit von Miaïpé liegt die Villa de Goaraparim, wohin ein über einige in die See vortretende Felsenkuppen gehender Weg führt. Unweit der Villa tritt ein schmaler Arm des Meers mit salzigem Wasser in das Land hinein, der den Nahmen des Goaraparim trägt und mehrentheils für einen Fluß angegeben wird.

Die Villa hat etwa 1600 Einwohner, der ganze Distrikt aber 3000 Seelen; jene ist also etwas größer als Villa Nova de Benevente. Die Straßen sind nicht gepflastert; nur an den Häusern hat man Steinwege und diese sind schlecht; die kleinen Gebäude haben meistens nur ein Stockwerk. Der Ort ist im Allgemeinen arm, doch befinden sich in der Nähe einige beträchtliche Fazendas. Eine derselben mit 400 Negersclaven wird Fazenda de Campos genannt, eine zweyte mit 200 Negern heißt Engenho velho. Als der letzte Besitzer der ersteren starb, trat eine allgemeine Unordnung ein; die Sclaven revoltirten und arbeiteten nicht mehr. Ein Geistlicher benachrichtigte die Erben des Gutes in Portugal von dem Verfall ihres Eigenthums und erbot sich, die Sache in Ordnung zu bringen, wenn man ihm einen Antheil an dem Besitz gestatten wollte; dies wurde genehmigt; allein die Rädelsführer der Sclaven ermordeten ihn in seinem Bette, bewaffneten sich und bildeten in jenen Wäldern eine Republik von Schwarzen, denen niemand leicht Abbruch thun konnte. Sie benutzten die Fazenda für sich, ohne jedoch viel zu arbeiten, lebten frey und jagten in den Wäldern. Mit den Sclaven dieser Fazenda machten sich die des Engenho velho ebenfalls unabhängig

und eine Compagnie Soldaten konnten nichts gegen sie ausrichten. Jene Neger beschäftigen sich besonders damit, einige vorzügliche Produkte dieser Wälder zu suchen, wie den wohlriechenden peruvianischen und den Copaiva-Balsam (Oleo de Copaüba) und noch eine andere Art. Dieser letztere kommt von einem hohen Baume, dem Pao de Oleo. Man hauet denselben an, und belegt bey dem Ausfließen des Saftes die Wunde mit Baumwolle, welche das Harz einsaugt; dabey hat man den Glauben, daß der Baum beym Vollmonde angehauen und das Öhl beym abnehmenden Monde abgenommen werden müsse. Die Neger oder Indier, welche dieses Produkt einsammeln, bringen es in kleinen wilden Cocosnüssen, die sie oben an ihrer Öffnung mit Wachs zukleben, zum Verkauf. Der Balsam ist so fein, daß er bey der Hitze durch die feste Nuß durchschwitzt. Man schreibt ihm im Lande selbst mehr Heilkraft zu als er wirklich besitzt (*).

Die verwilderten Neger der beyden vorhin genannten Fazendas nehmen Fremde gut auf, und zeichnen sich durch ihr Betragen sehr vor den entlaufenen Negersclaven in Minas Geraës aus, welche man dort von ihrem in Walde angelegten Dörfern (Quilombos) Gayambolos nennt. Diese fallen, besonders in Minas, die Reisenden an, plündern und tödten sie öfters, daher hat man dort gewisse eigne Gayambolen-Jäger mit Nahmen Capitaes do mato (**), welche blos darauf ausgehen die Schwarzen in ihren Schlupfwinkeln zu fangen oder zu tödten.

Der in Goaraparim commandirende Capitam der Landmiliz hatte uns höflich empfangen und uns ein Haus zum Nachtquartier angewiesen. Wir schifften am andern Morgen bey der Villa über den zwischen sanftgrünen Gebüschen von Mangue-Bäumen (Conocarpus) höchst mahlerisch sich ausdehnenden und in der Ferne von grün bewachsenen Gebürgen begränzten Fluß, auf dessen nördlichem Ufer sich ein Fischerdorf

(*) Siehe MURRAY apparatus medicaminum, Vol. IV. p. 52.

(**) In Pernambucco tragen sie den Nahmen Capitâes do Campo, s. KOSTER's travels etc. p. 399.

befindet, durchritten große Sümpfe mit schönen violetblühenden Rhexia-Gebüschen angefüllt, prachtvolle Waldhügel voll Aïri- und andern Cocospalmen, deren mancherley Arten unsere Neugierde unendlich beschäftigten, kamen dann an die, in der Nähe des Perro Cão befindlichen weiten Gehäge von Ubá- oder Fächerrohr, und überschritten hierauf den kleinen Fluß auf einer hölzernen Brücke. Alsdann folgten wir dem Seestrande bis Ponta da Fruta, wo in einem Gebüsche mehrere Wohnungen eine zerstreute Povoaçâo bilden. Die Bewohner, Abkömmlinge von Portugiesen und Negern, nahmen uns gut auf. Sie nähren sich kümmerlich von ihren Pflanzungen und dem Fischfange. Nicht weit von Ponta da Fruta erblickt man schon auf einem fernen Berge das Kloster Nossa Senhora da Penha unweit Villa do Espirito-Santo, wohin man noch einen Weg von 5 Legoas hat. Wälder, Wiesen und Gebüsche wechseln hier mit großen, weiten Rohrbrüchern ab; viele weiße und andere Reiher waten in denselben, und manche neue schöne Pflanze bietet sich dem Fremdling dar. Im Grase an dem Sandufer einer Lagoa fand ich die grüne Çipo-Schlange (*), die ihren Nahmen von der schlanken, biegsamen Gestalt ihres Körpers hat, sehr häufig. Sie ist dunkel-olivengrün, auf der Unterseite gelb, wird 5 bis 6 Fuß lang, und ob sie gleich völlig unschädlich ist, tödten die Brasilianer sie doch, wo sie sie finden, weil sie alle Schlangen hassen. Ich fand hier das Skelet eines verfaulten, besonders großen Individuums dieser Art.

Bey dem kleinen Flusse Jucú, über welchen hier eine lange baufällige Brücke mit Vorsicht passirt werden mußte, fanden wir an der See ein Fischerdorf; durchritten dann einen schönen Urwald und erreichten endlich Villa do Espirito-Santo am Flusse gleiches Nahmens.

(*) Coluber bicarinatus: eine wahrscheinlich neue Art, welche als Hauptkennzeichen auf jeder Seite des Rückens eine Reihe gekielter Schuppen trägt. Bauchschilde 155; Paar Schwanzschuppen 137.

12 *

VII.

Aufenthalt zu Capitania und Reise zum Rio Doçe.

Villa Velha do Espirito=Santo. — Cidade de Victoria. — Barra de Jucú. — Araçatiba. — Coroaba. — Villa Nova de Almeida. — Quartel do Riacho. — Rio Doçe. — Linhares. — Die Botocudos als erbitterte Feinde.

Der Fluß Espirito=Santo, welcher bey seinem Ausflusse ins Meer eine beträchtliche Stärke hat, entspringt in den Gebürgen an den Gränzen der Capitania von Minas Geraës, windet sich in mancherley Richtungen durch die großen Urwälder der Tapuyas herab, in welchen Puris und Botocudos abwechselnd umherstreifen, und tritt am Fuße einer, von jenen höhern Gebürgen nach dem Meer sich hinabziehenden Kette hervor, in welcher der Monte de Mestre Alvaro der höchste Berg seyn soll. Die Ansiedelungen der Portugiesen an der Mündung dieses schönen Flusses sind schon alt, allein sie litten später durch die Kriege mit den Tapuyas, besonders mit den drey Stämmen der am Paraïba wohnenden Uetacas

oder Goaytacases (*). In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts enthielt der Distrikt von Espirito-Santo nicht mehr als 500 Portugiesen und vier indische Dörfer (**). Heut zu Tage erblickt man auf dem südlichen Ufer des Flusses, nicht weit von seiner Mündung in einem schönen Busen die Villa Velha do Espirito-Santo, eine kleine, offene Villa, die größtentheils in einem Quadrate erbaut ist. Am einen Ende steht die Kirche und am andern, nahe am Wasser, das Casa da Camara (königliche Gebäude oder Rathhaus). Auf einem hohen, mit Wald bedeckten Berge, unmittelbar neben der Villa, liegt das berühmte Kloster von Nossa Senhora da Penha, eins der reichsten in Brasilien, das von der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro abhängt; es soll ein wunderthätiges Marien-Bild besitzen, weswegen eine Menge Menschen dahin wallfahrten. Jetzt befanden sich nur zwey Geistliche daselbst. Um die über alle Beschreibung erhabene Aussicht von den Mauern jener Höhe zu genießen, lohnt es sich der Mühe, sie zu ersteigen; denn man übersieht den weiten Spiegel des Meeres und ins Land hinein schöne Gebürgsketten und mancherley Kuppen, mit Thälern dazwischen, aus welchen der breite Fluß höchst mahlerisch hervortritt. Die Villa besteht aus niedrigen Lehmhütten, ist ungepflastert und sichtbar im Verfall, seitdem man etwa eine halbe Stunde weiter aufwärts auf dem nördlichen Ufer des Flusses die Villa de Victoria erbaut hat, einen hübschen kleinen Ort, der nach meiner Abreise von da, zur Çidade (Stadt) erhoben worden ist. Espirito-Santo war nur eine Unterstatthalterschaft, ward aber später auch zur Capitania erklärt. Die Çidade de Nossa Senhora da Victoria ist ein ziemlich netter Ort, mit ansehnlichen Gebäu-

(*) In der Lebensbeschreibung des Pater Anchieta heißt es hierüber unter andern: „Por este tempo anno 1594 pouco mais ou menos, moreram guerra os marodores desta Capitania do Espirito-Santo contra huma nacão de gentios perniçiosa, barbaro, cruel, e terribel por nomen Goyataca, cujas notiçias quero dar aqui brevemente etc.“

(**) SOUTHEY's history of Brazil. Vol. I. p. 667.

den, nach der alt portugiessischen Bauart mit Balkons von hölzernem Gitterwerke versehen, mit gepflasterten Straßen und einen mäßig großen königlichen Gebäude, dem Jesuitenconvent, worin der Gouverneur wohnt, der hier zu seiner Disposition eine Compagnie reguläres Militär hat. Außer mehreren Klöstern befinden sich hier eine Kirche, vier Kapellen und ein Hospital. Die Stadt ist jedoch etwas todt und Fremde betrachtet man hier als Seltenheit mit der größten Neugierde. Der dasige Küstenhandel ist nicht ganz unbedeutend, daher liegen beständig mehrere Lanchas, Sumacas und andere Barcos hier, auch können Fregatten bis zur Stadt hinauf segeln; die Fazendas in der Nähe gewinnen viel Zucker, Mandioccamehl, Reiß, viele Bananen und andere Erzeugnisse, welche längs der Küste hin versandt werden. Mehrere Forts vertheidigen den Eingang in die Mündung des schönen Flusses Espirito-Santo, eins unmittelbar an der Mündung, eine zweyte Batterie von Stein erbaut, höher aufwärts mit acht eisernen Kanonen, und noch höher am Berge zwischen dieser und der Stadt eine dritte Batterie von etwa 17 bis 18 Kanonen, worunter einige wenige metallene sich befinden. Die Stadt ist auf angenehmen Hügeln etwas uneben erbaut, und der an ihr vorbeyströmende Fluß ist hier auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen; sie bestehen zum Theil aus Felsen, die oft nakt und schroff und mit Fleischgewächsen bewachsen sind. Der schöne Spiegel des breiten Flusses wird durch mehrere grün bewachsene Inseln geschmückt, und landeinwärts findet das Auge, wenn es demselben folgt, einen schönen Ruhepunkt auf hohen grünen waldigen Gebürgen.

Nachdem wir angekommen, nahmen wir unsere Wohnung zu Villa Velha do Espirito-Santo, weil hier gute Weide für unsere Thiere war. Von hier machten wir in großen Canoen die Fahrt nach der Cidade de Victoria, jedoch wegen eines heftigen Seewindes und der Breite des Wasserspiegels nicht ohne Gefahr. Der Gouverneur, dem wir unsern Besuch

abstatteten, empfing uns dem Anschein nach sehr höflich. Da wir ihn um eine Wohnung auf dem Lande in der Nähe der Stadt ersuchten, wies er uns zu Barra de Jucú, an der Mündung des kleinen Flusses Jucú, etwa 4 Stunden von der Stadt, ein bequemes gutes Haus an, welches dem Obersten Falcão, Befehlshaber des hiesigen Milizregiments und zugleich einem der angesehensten Pflanzer hiesiger Gegend gehörte. Ich fand in der Stadt wieder die ersten Nachrichten aus Europa, denn bis hierher und nicht weiter geht aus Rio de Janeiro eine Landpost. Während wir beschäftigt waren, die angenehmen lange ersehnten Nachrichten zu durchlaufen, drängte sich von allen Seiten um uns her eine Menge von Volk aller Farben, und machte die mannigfaltigsten und sonderbarsten Bemerkungen über unser Vaterland und über die Absicht unserer seltsamen Erscheinung; auch hier wie überall hielt man uns für Engländer. In Villa Velha, wohin wir zurückkehrten, fanden wir einige unserer Leute am Fieber krank, und dieses verbreitete sich so schnell, daß in einigen Tagen die meisten derselben darnieder lagen. Man schrieb die Veranlassung dieser Krankheit dem Wasser zu, sie liegt aber ohne Zweifel im Clima und den Nahrungsmitteln zugleich. Mit China stellten wir indessen bald unsere Kranken sämmtlich wieder her, und bezogen dann so schnell als möglich unsere Wohnung zu Barra de Jucú, wo eine äußerst reine frische Seeluft bald die Genesung der Reconvalescenten vollendete. Wir richteten uns jetzt in dieser neuen Wohnung für eine Zeit von mehreren Monaten ein, da wir hier die Regenzeit zuzubringen gesonnen waren; unsere Jäger durchstreiften die nahen und fernen Wälder. Barra de Jucú ist ein kleines Fischerdorf an dem Flusse Jucú, der hier in die See fällt, nachdem er von den bedeutenden Fazendas von Coroaba und Araçatiba herab in vielen Windungen seinen Lauf durch die Waldungen genommen hat; er ist fischreich und man sieht in seiner Nähe manche mahlerisch wilde Gegenden. Die Häuser der Fischer zu Barra

de Jucú liegen zum Theil zerstreut, in ihrer Mitte unweit einer hier über den Fluß geführten Brücke, befindet sich das Haus des Obersten Falcâo. Diesen reichen Gutsbesitzer gehören noch mehrere Fazendas in der Nähe, von welchen die beträchtlichste Araçatiba, 4 Legoas von hier, entfert liegt. Der Oberst pflegte in der Sommerzeit gewöhnlich hierher zu kommen um Seebäder zu nehmen, und war daher jetzt sehr unzufrieden, daß der Gouverneur uns sein Haus zur Wohnung angewiesen hatte, welches wir jedoch erst später erfuhren. Er kam demungeachtet nach Barra de Jucú und ließ ein anderes Haus in der Nähe für sich einrichten, bis wir ihm Platz machen konnten. Die interessantesten Jagdzüge, die wir unternahmen, um die Gegend kennen zu lernen, führten uns vorerst unmittelbar jenseits der Brücke des Jucú in den schönen Urwald, der sich nach Villa Velha do Espirito-Santo hin ausdehnt. Hier fanden wir eine uns noch neue niedliche Art von Sahui (Sahuim, den Jacchus leucocephalus, Geoffroy) in kleinen Banden, die besonders den Nüssen gewisser wilder Cocospalmen nachstellen, ferner das Stachelschwein mit dem Rollschwanze (den Couy des Azara) und andere Thiere mehr. Unter den Vögeln war in diesem Walde besonders häufig die herrlich blaue Nectarinia cyanea (Certhia cyanea, Linn.) und die Arten der Manakins, Pipra pareola, erythrocephala und leucocilla, ferner eine kleine noch unbeschriebene Art, welche ich strigilata nennen werde (*), eine neue schöne Art von Tangara (Tanagra elegans (**) und eine vorzüglich schöne Art von Seidenschwanz (Procnias cyanotropus (***), dessen Gefieder im Lichte wechselt. Die kleinen

(*) Pipra strigilata: kleiner als Pipra erythrocephala; Scheitel hochroth; Oberkörper olivengrün; Unterkörper weißlich, röthlich-braun gestrichelt.

(**) Tanagra elegans: mit hochgelbem Kopfe, schwarzem gestrichelten Rükken, mit glänzend grünlich himmelblauen Unterhals und Brust, und grünem Bauch und Seiten.

(***) Procnias cyanotropus: betrachtet man ihn gegen das Licht, so ist der ganze Vogel prachtvoll himmelblau, und vom Lichte abgewandt erscheint er glänzend hellgrün; Zügel, Kehle und Kinn sind schwarz; der Unterleib weiß; im Berliner Museum hat man ihn Procnias ventralis genannt.

schön gefärbten Manakins konnte man immer auf einer gewissen Baumart anzutreffen hoffen, deren schwarze Beeren ihre Lieblingsnahrung ausmachen. Auch Rehe gab es in diesem Walde, und der Oberst Falcão ließ, um dieselben zu jagen, seine Jagdhunde von Araçatiba herüber bringen. Um indessen große und seltene Thiere zu erlegen, die die Nähe des Menschen mehr scheuen, giengen wir in den zwey bis drey Stunden weit entfernten weitläuftigen Urwald in der Nähe der Fazenda von Araçatiba. Der Weg dahin war äußerst angenehm; er führte anfangs durch weite sumpfige Sandebenen mit mancherley Sumpfgewächsen angefüllt; dann erstiegen wir Hügel, wo ein dichtes Geflechte von jungen Cocospalmen und andern schönen Bäumen finstern Schatten verbreitete. Ein schilfartiges Gras überzieht hier die offenen Stellen, in welchen der kleine stahlglänzende Fink (Fringilla nitens, Linn.) äußerst häufig sich aufhält. Bey einem Ritt in einem engen Waldpfade fand ich hier einst eine große Schlange zusammengerollt ruhen, welche uns nicht ausweichen wollte. Mein Reitthier scheute, ich ergriff also eine mit Schrot geladene Pistole und tödtete dieselbe. Wir erkannten bey näherer Untersuchung, daß sie von einer unschädlichen Gattung war und erfuhren, daß man sie hier im Lande unter dem Nahmen der Caninana kenne. Sie gehört übrigens zum Genus Coluber (*). Nur nach langem Zureden konnte ich den uns begleitenden Neger des Obersten Falcão bewegen, die Schlange aufs Pferd zu nehmen. Eine schauerliche Wildniß bildete der große Wald von Araçatiba, überall entflohen mit lautem Geschrey die Papageyen, und die Stimme der Saüassú-Affen erschallte rund umher. Lianen oder Çipós aller, und mitunter der sonderbarsten Arten verflechten die hohen Riesenstämme zu einem undurchdringlichen Dickicht; die Prachtblumen der Fleischgewächse, die

(*) Diese Art ist höchst wahrscheinlich Merrem's veränderliche Natter; siehe dessen Beyträge zur Naturgeschichte der Amphibien 2tes Heft Seite 51. Tafel XII.

herabhängenden Ranken der die Bäume umschlingenden Farrenkräuter waren jetzt alle im üppigsten Triebe; junge Cocospalmen zieren überall die niedere Dickung, besonders an feuchten Stellen; hier und da bildete die Cecropia peltata besondere Gebüsche mit ihren silbergrauen geringelten Schäften. Unerwartet traten wir aus diesem heiligen Dunkel ins Freye, und eine angenehme Überraschung gewährte es uns, als wir hier plötzlich am Fuße des hohen Morro de Araçatiba, eines mit Wald bewachsenen Felsgebürges, auf einer schönen grünen Fläche das große weiße, mit zwey kleinen Thürmchen versehene Gebäude der Fazenda de Araçatiba erblickten. Dieses Gut hat 400 Negersclaven und in der Nähe sehr ausgedehnte Pflanzungen, besonders von Zuckerrohr. Die Söhne des Obersten wohnen ebenfalls auf besondern Fazendas nicht weit von hier entfernt. Araçatiba ist die bedeutendste Fazenda, welche mir auf dieser Reise zu Gesicht gekommen ist; das Gebäude hat eine breite Fronte von zwey Stockwerken und eine Kirche; die Negerhütten mit dem Zucker-Engenho und den Wirthschaftsgebäuden liegen unweit des Hauses am Fuße eines Hügels. Etwa eine Stunde von hier befindet sich in einer wilden, von hohem Urwalde ringsumgebenen Gegend am Flüßchen Jucú eine zweyte Fazenda, Coroaba genannt, die einen andern Besitzer hat. Der Gouverneur hatte nicht weit von Coroaba zu S. Agostinho jetzt den Bau einer Kirche unternommen; er hielt sich deswegen jetzt daselbst auf. An diesem Orte befindet sich ein Militärquartel gegen die Wilden, man war jetzt damit beschäftigt von da aus einen Weg nach Minas Geraës zu bahnen, und ein Officier hatte bereits auf Befehl des Gouverneurs eine Reise dahin unternommen, um die Communication durch die Wälder zu eröffnen. Die Regierung hat zu S. Agostinho etwa 50 Familien, welche von den Azorischen Inseln, besonders von Terçeira, S. Miguel, und einige wenige von Fayal herüber gekommen waren, angesiedelt. Diese Leute, die hier in großer Armuth leben, klagen sehr über ihre traurige

Lage, da man ihnen große Versprechungen gemacht und dieselben nicht erfüllt hatte.

Gern hätten wir in Coroaba uns niedergelassen; aber die Unmöglichkeit, unsere große Begleitung daselbst unterzubringen, nöthigte uns für jetzt in Barra de Jucú zu bleiben.

Man hatte mehrere für uns sehr nöthige Gegenstände, die wir in Capitania (so nennt man schlechtweg ebenfalls die Gegend am Espirito-Santo) erwarteten, nach Caravellas gesandt, ein Umstand, der unsere Reisegesellschaft in nicht geringe Verlegenheit setzte. Um derselben abzuhelfen, faßten wir, Herr Freyreiß und ich, den Entschluß, die Reise nach Caravellas schnell zu unternehmen, um dort unsere Geschäfte in Ordnung zu bringen. Leicht eingerichtet und von einigen wenigen wohlbewaffneten Leuten zu Pferde begleitet, verließen wir am 19ten December Barra de Jucú; der zurückbleibende Theil unserer Tropa begab sich indeß nach Coroaba, um dort zu arbeiten. Wir hätten dieselbe Reise in weit kürzerer Zeit zur See machen können, allein die Schifffahrt längs der Küste, in kleinen unbequemen Fahrzeugen, ist in der Zeit der Gewitter und Stürme eben nicht die angenehmste. Wir begaben uns nach Pedra d'Algoa, einem einzelnen, auf einer Höhe am Flusse liegenden Hause, um daselbst mit unsern vier Reit- und zwey Lastthieren über den Espirito-Santo zu setzen. Hier sahen wir gerade gegen uns über auf den jenseitigen Gebürgshöhen, den merkwürdigen, unweit Villa de Victoria liegenden Felsen Jucutucoara. Ähnlich dem Dent de Jamam in Pays de Vaud fällt dieser Steinblock von fern ins Auge; er ist auf sanfte grüne Höhen aufgesetzt, die zum Theil mit kleinen Gebüschen bedeckt sind. Vor ihm, dem Flusse näher, liegt die freundliche Fazenda Rumâo, vor welcher die Tauben-Insel (Ilha das Pombas) den Spiegel des Flusses theilt; (die 4te Tafel in der 4to Ausgabe giebt ein anschauliches Bild dieser Landschaft.) Der Blick von der diesseitigen Höhe auf den schönen Fluß, wo einige Lanchas

und Fischercanoe's hinab segelten, war sehr angenehm. Wir hätten gewünscht sogleich übersetzen zu können, allein es zeigten sich leider keine Canoe's, um uns hinüber zu schaffen, wir baten daher den alten Bewohner von Pedra d'Agoa um Quartier und übernachteten in einer vor Regen und Wind nur wenig geschützten kleinen Hütte; der gute Wille des Wirths entschädigte uns indessen reichlich für diese Unannehmlichkeiten. Bey Annäherung des Abends versammelte sich das umherlaufende Vieh; unter diesem kam uns ein sonderbares Schaf zu Gesicht, von welchem wir bey genauerer Nachfrage erfuhren, daß es ein Bastard von einem Schafbocke und einer Ziege sey. Das Thier glich sehr seiner Mutter, es war dick, stark und rund, von sehr sanftem Ziegenhaare und trug etwas mehr auswärts gebogene Hörner (*). Bey den jungen Lämmern, die von den Knaben eingefangen wurden, fand man häufig in der noch unverwachsenen Nabelhöhle eine Menge Maden, gegen welche man Merkur an diese Stelle strich. Diese Maden sind ein in heißen Ländern sehr gewöhnliches Übel; wo hier nur irgend eine Wunde entsteht, finden sich sogleich Fliegen, die ihre Eyer hinein legen. Es giebt in Brasilien noch ein anderes Insekt, das sein Ey in das Muskelfleisch oder unter die Haut, selbst des Menschen legt; nach dem Stich dieses Thieres spürt man einen kleinen örtlichen Schmerz, die Stelle schwillt bis zu einer gewissen Höhe an, alsdann zogen unsere Leute, die dieses beschwerliche Übel recht gut kannten, eine Made, einen kleinen weißen, länglichten Wurm hervor, worauf die gemachte kleine Wunde sogleich heilte. Azara spricht wahrscheinlich von demselben Insekte (**), er glaubt indessen, daß erst der Wurm selbst in die Haut eindringe, welches mit unsern Erfahrungen nicht übereinstimmt.

Am folgenden Morgen kamen unsere Canoe's; wir ließen uns über den beynahe 1000 Schritt breiten Fluß setzen. Unser

(*) S. Buffon Supplement T. V. p. 4. (der Ausgabe in 12.)
(**) Azara voyages etc. Vol. I. p. 217.

Weg führte uns durch ein Thal, das in verschiedenen Windungen unmittelbar unter der Höhe hinweg zieht, auf welcher der Jucutucoara gelagert ist; in der Nähe sahen wir das nette weiße Haus einer Fazenda, die einen gewissen Herrn Pinto zugehört. Wir kamen über den kleinen Fluß Muruim (Murui) oder Passagem, über welchen eine, gewöhnlich durch ein Thor verschlossene hölzerne Brücke führt, und erreichten dann, nachdem wir einige Mangue- (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) Sümpfe durchritten hatten, die Seeküste. Wirft man hier den Blick rückwärts, so unterscheidet man nun deutlicher die Gebürgskette von Espirito-Santo, die man, so lange man sich unmittelbar zwischen den äußersten jener Höhen befindet, nicht übersehen kann. Drey Legoas von Capitania entfernt fanden wir unser Nachtquartier in der kleinen Povoaçâo von Praya Molle.

Hier auf einer über die Meereshöhe nur wenig erhabenen grünen Fläche liegen mehrere Wohnungen zerstreut. Wir fanden in einer derselben eine sehr freundliche Aufnahme, und da alle Bewohner derselben sehr viel Sinn für Musik hatten, eine angenehme Abend-Unterhaltung durch Musik und Tanz. Der Sohn des Hauses, der sich recht gut auf die Verfertigung von Guitarren (Violas) verstand, spielte, und die übrigen jungen Leute tanzten die Baduca, wobey sie mit dem Körper sonderbare Verdrehungen machten, mit den Händen den Takt schlugen und abwechselnd mit ein Paar Fingern einer jeden Hand schnalzten — eine Nachahmung der spanischen Castagnetten. Obwohl die Portugiesen viele musikalische Anlagen haben, so sieht man in Brasilien auf dem Lande doch kein anderes Instrument, als die Viola. Ist die Liebe zu Tanz und Musik unter den dortigen Landleuten allgemein, so ist es auch die Gastfreundschaft, wenigstens in den meisten Gegenden. Wir erfuhren dies auch hier wieder; man bot alles auf, uns zu unterhalten und uns die Zeit zu verkürzen.

Von Praya Molle aus kamen wir am folgenden Morgen

zeitig nach der Povoçâo Carapebuçú. Von hier dehnen sich längs des Meeres vorwärts Waldungen aus, die Buchten umkränzend und die Landspitzen bedeckend. In diesen Wäldern flogen jetzt, in der Hitze des angehenden Sommers, eine Menge Schmetterlinge mancherley Art, besonders Nymphales. Hier fanden wir das merkwürdige beutelförmige Nest eines kleinen Vogels vom Geschlecht der Plattschnäbel (Todus), welches derselbe immer in der Nähe der Nester einer besondern Wespengattung (Marimbondo) erbaut, um es, wie man behauptet, vor den Nachstellungen seiner Feinde zu sichern. Ich wollte mich dem Vogelneste nähern, allein die Wespen, welche sich wirklich sogleich zeigten, hielten mich davon entfernt. In den Gebüschen längs der Küste hin wohnen einzelne arme Familien, die sich vom Fischfange und von dem Ertrage ihrer Pflanzungen ernähren. Es sind meistens Neger, Mulatten oder andere farbige Leute; Weiße findet man wenige darunter; sie klagen dem Reisenden sogleich ihre Armuth und Noth, an der nur Trägheit und Mangel an Industrie schuld seyn kann, denn der Boden ist fruchtbar. Zu arm, um Sclaven kaufen zu können, und zu träge um selbst Hand anzulegen, hungern sie lieber. Von hier aus nordwärts gelangt man in eine Gegend, wo man nicht mehr Creolen und Mulatten, sondern Indier im civilisirten Zustande antrifft. Ihre einsamen Wohnungen liegen zerstreut in einem schattenreichen Haine von prachtvollen Waldstämmen; dunkle Pfade schlängeln sich von einer Hütte zur andern; in den crystallhellen kleinen Bächen, worin die schönen Gewächse des Waldes sich spiegeln, sieht man die nakte, dunkelbraune Jugend mit ihren kohlschwarzen Köpfen scherzen. In diesem reizenden Walde fanden wir schöne Vögel; der goldgrüne Jacamar (Galbula magna) lauerte am Wasser, auf niedern Zweigen sitzend, auf Insekten, und unbekannte Lockstimmen tönten durch den einsamen Wald. Nachdem wir 4 Legoas zurückgelegt hatten, traten wir aus dem Walde heraus und erblickten vor uns auf einer Anhöhe über dem Meere die Villa Nova de Almeida.

Villa Nova ist eine große Aldea der civilisirten Indier, welche von den Jesuiten hier angelegt ward; sie hat eine große steinerne Kirche, und zählt in ihrem ganzen Bezirke, von ungefähr 9 Legoas im Umfange, etwa 1200 Seelen. In der Villa wohnen meistens Indier, aber auch einige Portugiesen und Neger. Viele besitzen hier Häuser, in die sie von ihren Rossen (Pflanzungen) nur an den Sonn- und Festtagen hereinkommen. Im Jesuitenkloster, welches jetzt dem Geistlichen zur Wohnung dient, findet man noch einige alte Schriften dieses Ordens, welches eine Seltenheit ist, da man in allen seinen übrigen Conventen die Bibliotheken nicht geachtet, sondern zerstört oder verschleudert hat. Die Jesuiten lehrten hier vor Zeiten besonders die Lingoa geral; ihre Kapelle Dos Reys Magos soll sehr schön gewesen seyn. Der Ort ist todt und scheint nicht stark bewohnt zu seyn; auch herscht viel Armuth hier. Die Indier bauen ihre Nahrung auf ihren Rossen von Mandiocca und Mays, führen etwas Holz und Töpferwaaren aus, und treiben dabey einen nicht ganz unbedeutenden Fischfang in der See und in dem bey der Villa vorbey fließenden Flusse Saüanha oder Dos Reys Magos. Herr Sellow, der später hierher kam, fand Gelegenheit, die sonderbare Art des Fischfangs mit den Zweigen des Tingi-Baumes zu sehen, deren schon la Condamine, als am Amozonenflusse gebräuchlich, erwähnt (*). Man schneidet nehmlich Zweige vom Tingi-Baume, klopft sie wund, bindet sie in Bündel zusammen und wirft sie ins Wasser, besonders da, wo der Fluß einen geringen Fall hat; zuweilen flicht man einen Zaun quer durch denselben, um die Fische aufzuhalten. Diese

(*) De la Condamine voyage etc. p. 156. Auch S. de Vasconcellos giebt in seinen Noticias curiosas von den Küsten-Indiern hierüber Nachricht. Nach ihm fischten sie mit dem Japicay-Blättern, mit Çipó (Timbo Putyara genannt) oder Tingy, auch Tiniuiry, ferner mit der Frucht Curarúapé, mit Mangue-Wurzel u. s. w. S. p. 76. Hierüber lese man ferner nach: Herrn Ritter Blumenbach in den Noten zu Andr. van Berkel's Reise nach Rio de Berbice (ao. 1671) p. 180, so wie auch Krusenstern I. B. p. 180.

werden von dem ins Wasser übertretenden Safte betäubt, kommen an die Oberfläche, sterben oder können leicht mit Händen gegriffen werden. Die Pflanzen, welche diese starke Wirkung hervorbringen, sind einige Arten des Genus Paullinia und die Jacquinia obovata, ein Strauch mit rothen Beeren und verkehrt-eyförmigen Blättern, der in den Gebüschen an der Küste wächst und deshalb den Nahmen Tinguy (Tingi) da Praya trägt.

Man redete in Villa Nova noch von einem früher hier nie gesehenen Seethiere, welches unlängst getödtet worden war. Einige Indier hatten dasselbe mit mehreren Flintenschüssen auf dem Seestrande erlegt. Es war groß und soll Füße wie Menschenhände gehabt haben. Man hatte sehr viel Thran daraus bereitet; Kopf und Hände aber dem Gouverneur nach Capitania gesandt. Unsere Bemühungen, genauere Nachrichten über dies Thier einzuziehen, blieben jedoch fruchtlos, um so mehr, da man das Skelet selbst zerschlagen und ausgesotten, zum Theil aber vergraben hatte. Es scheint indessen aus den Angaben, daß es eine Phoca oder Manati gewesen ist.

Die Wälder, durch welche der Saüanha herabströmt, der in der alten indischen Sprache Apyaputang genannt ward, sollen von Coroados und Puris bewohnt seyn. Man spricht auch von dem Stamme der Xipotos (Schipotos), die höher oben zwischen dem Rio Doçe und dem Saüanha wohnen sollen, allein diese Angaben der Nahmen verschiedener Stämme der Urbewohner sind unzuverläßig. Vom Saüanha vorwärts bis zum Mucuri ist die Seeküste beynahe blos von einzelnen Küsten-Indier-Familien bewohnt. Sie reden hier durchgehends die portugiesische Sprache, und haben ihre Bogen und Pfeile mit der Flinte vertauscht; ihre Wohnungen selbst unterscheiden sich wenig von denen der portugiesischen Ansiedler; ihre Hauptbeschäftigung ist die Arbeit in ihren Pflanzungen und Fischfang in der See. Vom Saüanha nordwärts bedeckt die ganze Küste dichter Wald. In wenigen Stunden erreicht

man den Fluß Pyrakäassú (großer Fischfluß), wie die Indier ursprünglich ihn nannten. Hier an der Barra (Mündung) liegt eine Povoaçâo von wenigen Häusern, die man Aldea Velha nennt, und etwas höher am Fluß hinauf befindet sich ein bedeutendes Dorf, von den Jesuiten, die hier zur Zeit ihrer Herrschaft eine Menge Indier versammelten, gegründet. Fischfang und Muscheln verschafften ihnen die nöthigste Nahrung, daher findet man noch heut zu Tage am Flußufer große Haufen von Muschelschaalen. Man hat denselben eine andere Entstehung zuschreiben wollen, allein mehrere Schriftsteller (*) bestätigen den Gebrauch des Austeressens bey jenen Wilden, und die Umstände erläutern die Sache hinlänglich; man kann daher nicht bezweifeln, daß diese Anhäufungen von Muschelschaalen von den Mahlzeiten der alten Bewohner dieser Stelle herrühren. Als in der Folge viele portugiesische Pflanzer sich am Pyrakäassú niederließen, sollen die Jesuiten einen Theil der Indier, die früher hier gewohnt, weggeführt und mit ihnen Villa Nova gegründet haben, um sie von den Portugiesen entfernt zu halten. Wir erreichten Aldea Velha in der Abendkühlung. Man wendet sich hier um eine Landspitze an der See, und befindet sich plötzlich an dem schönen breiten Flusse, der aus seinen mit Wald bewachsenen Ufern in das Meer hervorströmt. Sechs bis sieben Strohhütten bilden in einer kleinen Thalfläche die Aldea Velha, nur ein einziges etwas ansehnlicheres Haus befindet sich darunter, und wird jetzt vom Commandanten des Distrikts, einem Lieutenant der Besatzung von Espirito-Santo bewohnt. Wir fanden eine sehr freundliche Aufnahme in dem Hause des Herrn Tenente; die Bewohner waren erfreut einmal einige Worte mit Menschen wechseln zu können; sie betrachten diese Station, wohin der Officier auf einige Jahre commandirt wird, als eine Art von Verbannung. Der jetzt hier wohnende Officier klagte sehr über

(*) Southey's etc. Vol. I. p. 36.

Mangel an Unterhaltung und allen Annehmlichkeiten des Lebens; selbst manchen Bedürfnissen mußte er an diesem von der Welt abgeschiedenen Aufenthalte entsagen. An Lebensmitteln ist fast nichts als Mandioccamehl und etwas Fische zu bekommen. Die Bewohner von Aldea Velha sind arme Fischer; der Fluß ist jedoch fischreich und hat eine gute Barra, daher können Lanchas ihn ziemlich weit hinauf segeln.

Da uns dieser Ort nicht auf längere Zeit fesseln konnte, so nahmen wir am folgenden Tage Abschied von unserm gütigen Hauswirthe, und setzten über den Fluß. Der Strom war sehr hoch, breit und reißend, und beynahe wäre uns eins unserer Reit-Maulthiere ertrunken, welches in dieser Gegend ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn würde. Ein junger Indier des Commandanten, der sehr geschickt das von den Wellen herumgeworfene Canoe regierte, leistete uns hier gute Dienste. An seichten Stellen am Ufer bemerkten wir Möven und Meerschwalben, und zahlreiche Flüge des Verkehrtschnabels (Rynchops nigra, Linn.), der wegen seines sonderbaren Schnabels bekannt ist. Jenseits des Flusses dehnen sich Waldungen aus, in welchen die Pflanzungen der Indier zerstreut liegen; sie bauen hier besonders Mays, Mandiocca und Baga (Ricinus), aus dessen Saamen sie Öhl pressen. Hier traten wir wieder in einen finstern schönen Wald, wo auf mannigfaltigen Blüthen die schönsten Schmetterlinge umher schwärmten, und das Tosen der Brandung der See an unser Ohr schlug. Der Ruf der Jacupemba (Penelope Marail, Linn.), eines fasanenartigen Waldvogels, machte unsere Jäger aufmerksam, allein es gelang ihnen nicht, dieses sehr scheue Thier zu tödten. Bald erreichten wir die Sandküste der See wieder, und setzten nun unsere Reise noch 4 Legoas weiter fort, bis wir gegen Abend zu dem Militärposten Quartel do Riacho gelangten. Die See macht in dieser Gegend viele Buchten, was dem Wege eine unangenehme Einförmigkeit giebt, denn so wie man eine Landzunge zurückgelegt hat, erscheint in der Ferne schon wieder eine andere.

Wir fanden hier mehrere Arten von Seetang (Fucus), welche die See auswirft, aber wenig Conchilien. Auf einigen Felsgruppen im Meere nistet die stahlblau glänzende Schwalbe (Hirundo violacea). An dieser Küste liegen weit von einander entfernt, und in dem dichtesten Gebüsche zerstreut, einzelne Wohnungen der Indier; ein Theil ihrer Bewohner wagt sich in Canoen weit in die See hinaus, um Fische zu fangen. Ein kleiner Bach, in dessen Bette der Boden so weich war, daß unsere Thiere tief in denselben einsanken, hielt uns lange auf, unsere Tropeiros, Mariano und Felippe, suchten und fanden endlich mit den Reitthieren eine festere Stelle, indem sie sich ihrer Kleidungsstücke entledigten, und wir alle kamen glücklich, obgleich etwas benetzt, hinüber. Noch vor dem Einbrechen der Dämmerung erreichten wir das Quartel.

Quartel do Riacho ist ein Militärposten, bestehend aus einem Unterofficier und sechs Soldaten, zur Weiterbeförderung der Befehle und zur Verbindung mit der Postirung am Rio Doçe. Am Meeresufer liegen zwey Häuschen, in deren einem die Familien einiger Soldaten wohnen, die auf den nahen Pflanzungen ihren Unterhalt gewinnen. Der hier commandirende Unterofficier war ein vernünftiger Mann, der uns manche interessante Nachricht gab. Von nun an erhielten wir von dem Kriege, den man in den Wäldern am Rio Doçe mit dem feindlichen Stamm der Botocudos führt, immer genauere Kunde, da wir jetzt an den Gränzen der Wildnisse jener Nation angelangt waren. Der Unterofficier selbst hatte einen Pfeilschuß durch die Schulter erhalten, als er noch auf einem der Quartelle am Rio Doçe diente; er war aber völlig von dieser gefährlichen Wunde geheilt. Der Stamm der Botocudos (von den Europäern so genannt) streift an den Ufern des Rio Doçe, bis hinauf zu dessen Ursprunge in der Capitania von Minas Geraës, in den Wäldern umher. Diese Wilden zeichnen sich durch die unter ihnen herrschende Sitte, Menschenfleisch zu essen, und durch ihren kriegerischen Geist aus; sie

leisteten den Portugiesen bisher beharrliche Gegenwehr. Wenn sie auch zuweilen an einem Orte mit allen Zeichen friedlicher Gesinnungen erschienen, so begiengen sie dagegen an einem andern Feindseligkeiten und Ausschweifungen, und es hat daher nie ein dauerndes Einverständniß mit ihnen statt gefunden. Schon vor vielen Jahren hatte man, acht oder zehn Legoas aufwärts am Rio Doçe, an der Stelle, wo jetzt die Povoaçâo von Linhares erbaut ist, einen Militärposten (Destacamento) von sieben Soldaten errichtet, und ihn mit einer kleinen Kanone versehen, um die neu anzulegende Straße nach Minas zu decken. Anfangs wurden die Wilden wirklich dadurch zurückgescheucht; als sie aber nach und nach mit den Europäern und ihren Waffen bekannter geworden, verlor sich allmählich ihre Furcht. Einst überfielen sie das Quartel, tödteten einen der Soldaten, und würden auch die übrigen, die schnell entflohen waren, noch eingeholt und getödtet haben, wenn diese nicht in dem Flusse ihr Heil gesucht und auf dem zufällig eben mit der Ablösung anlangenden Canoe sich gerettet hätten. Da die Wilden sie nicht erreichen konnten, so verstopften sie nun die Kanone mit Steinen und zogen sich dann wieder in ihre Wälder zurück. Der kürzlich verstorbene Staatsminister, Conde de Linhares, erklärte ihnen hierauf in einer bekannten Proclamation förmlich den Krieg; auf seinen Befehl wurden die am Rio Doçe schon früher errichteten Militärposten verstärkt und vermehrt, um die Ansiedelungen der Europäer und den Verkehr nach Minas stromaufwärts zu decken. Seitdem verschonte man die Botocudos nirgends mehr; ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters wurden sie ausgerottet, wo man sie fand, und nur hie und da bey besondern Veranlassungen wurden einzelne, noch völlig unmündige Kinder erhalten und aufgezogen. Der Ausrottungskrieg gegen sie wurde mit um so größerer Erbitterung und Grausamkeit geführt, je fester man sich überzeugt hielt, daß sie alle in ihre Hände gefallene Feinde tödteten und ihr Fleisch verzehrten. Und als man erfuhr, daß

sie hie und da am Rio Doçe, nach ihrer Weise, durch Händeklatschen friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt, und dann Portugiesen, die im Vertrauen auf diese Friedenserklärung gutmüthig zu ihnen hinüber gefahren waren, heimtückisch mit ihren furchtbaren Pfeilen getödtet hatten, da erlosch auch der letzte Funke des Glaubens, bey diesen Wilden Menschengefühl zu finden. Daß man indessen in diesem, die Würde der Menschheit verletzenden Urtheil zu weit gieng, und daß man an der Unverbesserlichkeit dieser Wilden, durch die Art, sie zu behandeln, wenigstens eben so viel Antheil hat, als ihre eigene Rohheit, das ist auffallend sichtbar in den sehr günstigen Wirkungen, welche das gemäßigte und menschenfreundliche Benehmen des Gouverneurs Conde dos Arcos in der Capitania von Bahia bey den am Rio Grande de Belmonte sich aufhaltenden Botocudos hervorgebracht hat. Wirklich in hohem Grade überraschend, und zu den wichtigsten Betrachtungen veranlassend ist der Contrast, den der Reisende findet, wenn er von dem Schauplatze des unmenschlichen kleinen Krieges am Rio Doçe, nach einem Zwischenraum von wenigen Wochen in die Gegenden am Rio Grande de Belmonte eintritt, und daselbst die Einwohner durch einen seit etwa drey oder vier Jahren geschlossenen Frieden mit eben jenen Wilden in den friedlichsten Verhältnissen leben sieht, die diesen die gewünschte Ruhe, und jenen Sicherheit und die bedeutendsten Vortheile gewähren.

Um die merkwürdige Gegend am Rio Doçe, wovon man uns schon zu Capitania so manches Anziehende erzählt hatte, näher kennen zu lernen, verließen wir früh Morgens, von zwey Soldaten begleitet, das Quartel do Riacho, und setzten unmittelbar bey den Hütten über den Riacho (Bach), von dem jenes Quartel den Nahmen hat. Wir hatten von hier aus einen sehr beschwerlichen Weg von acht starken Legoas im tiefen Sande und in der glühenden Decemberhitze zu machen. Der Boden ist ein schwer mit Quarz und kleinen Kieseln

gemischter Sand, der die Füße der Menschen und Thiere gar sehr ermüdet. Nach dem Lande hin bedeckt niedriges Gesträuch, besonders von der Zwerg-Cocospalme (*) den Sand; hinter diesem steigt der dichte Wald in die Höhe, in welchem, nicht weit von der Praya entfernt, das Quartel dos Comboyos liegt, wo drey Soldaten zur Erhaltung der Communication stationirt sind. Wir fanden hier Spuren von den colossalen Seeschildkröten (Tartarugas), die aus dem Meere aufs Land kriechen und ihre Eyer in dazu in den Sand gescharrte Gruben legen. An vielen Stellen lagen noch Überreste von diesen Thieren, Panzer und Skelette, an welchen wir die sehr großen Schedel bewunderten; ich fand einen, der nicht weniger als drey Pfunde wog. Die Indier essen das Fleisch dieser Schildkröten, und gewinnen eine Menge Fett von ihnen; auch suchen sie die Eyer derselben, deren man oft 12 bis 16 Dutzend in einer Grube findet, sehr sorgfältig auf. Diese Eyer sind rund, weiß, mit einer lederartig biegsamen Haut überzogen und enthalten ein wasserhelles Albumen und einen schön-gelben Dotter, der schmackhaft ist, aber doch etwas Fischartiges im Geschmacke hat. Wir begegneten einigen indischen Familien, die ganze Körbe voll dieser Eyer nach Hause trugen. Die Größe dieser Meerschildkröten kann man nach den Panzern beurtheilen, die wir hier fanden, und deren Länge an fünf Fuß betrug. Beym Eintritt der drückenden Mittagshitze befand sich unsere Tropa schon in einem etwas erschöpften Zustande, da es durchaus an Trinkwasser fehlte, um den brennenden Durst der Lastthiere, und besonders der von Schweis triefenden Fußgänger zu löschen. Wir hielten an und suchten im Schatten der niedrigen Gesträuche Schutz, allein der Boden war so heiß, daß wir auch hier wenig Erfrischung fanden; nur die Füße ruheten und den Thieren verschafften wir durch das Abladen ihrer Lasten einige Erholung. Hier kam uns jetzt

(*) Weiterhin folgt eine Aufzählung der verschiedenen Palmenarten.

die Erfahrung unserer jungen Indier vortrefflich zu statten; sie giengen mit einigen Gefäßen in die Gesträuche und sammelten das zwischen den Blättern der Bromelia-Stauden befindliche Wasser. Dieses Wasser ist nach eben gefallenen Regen rein und klar, allein jetzt, da es lange nicht geregnet hatte, war es schwarz und schmutzig, wir fanden sogar Froschlaich und junge Frösche darin. Man goß es durch ein Tuch, vermischte es mit etwas Branntwein, Limonensaft und Zucker, und so gab es uns jetzt eine herrliche Erquickung. Wir fanden hier auf den Bromelia-Stauden häufig einen kleinen gelblichen Laubfrosch (*), der hier, so wie viele Thiere dieser Gattung, seine Brut über der Erde ausbringt; öfters fanden wir auch seine kleinen schwarzen Larven. Man darf sich nicht wundern, daß hier zu Lande der Erde angehörende Reptilien ihre Brut auf Bäumen erziehen, da selbst der Mensch in diesem, an sonderbaren Erscheinungen so reichen Welttheile an manchen Orten auf den Bäumen lebt, wie zum Beyspiel die Guaraunen, von denen uns der Herr von Humboldt interessante Nachrichten mittheilt. Wir brachen nach einiger Ruhe wieder auf, setzten unsere Reise tief in die Nacht hinein fort, und fanden uns endlich bey Mondschein in einer sandigen, ebenen, von Holz entblößten Gegend, unweit der Mündung des Rio Doçe. Hier verirrten sich die beyden als Führer mitgenommenen Soldaten, und wir waren genöthigt, so ermüdet wir auch waren, dennoch lange zu warten, bis sie den rechten Pfad fanden, auf dem sie uns dann nach dem Quartel da Regencia führten. Dies ist ein Militärposten von fünf Soldaten, welcher an der Mündung des Flusses errichtet ist, um Befehle längs der Küste hin weiter zu befördern, die Reisenden über den Fluß zu setzen und mit der Povoaçâo von Linhares die Verbindung zu unterhalten. Wir brachten die Nacht in dem ziemlich geräumigen Hause der Soldaten hin, in welchem sich mehrere Zimmer mit

(*) Ein noch unbeschriebener kleiner Laubfrosch, Hyla luteola, von blaßgelblicher Farbe mit einem dunkleren Striche durch das Auge.

hölzernen Pritschen und einem Tronck (*) befanden. Diese Leute leben hier schlecht; Fische, Mandioccamehl, schwarze Bohnen und zuweilen etwas Salzfleisch machen ihre einzige Nahrung aus. Sie waren alle farbige Leute: Creolen, Indier, Mamelucken oder Mulatten. Kaum war der folgende Morgen angebrochen, als die Neugierde uns hinaustrieb, um den Rio Doçe, den bedeutendsten Fluß zwischen Rio de Janeiro und Bahia zu sehen; stolz und majestätisch wälzte sich jetzt der hochgefüllte Strom dem Meere zu; seine große Wassermasse wogte in einem Bette hin, das uns noch einmal so breit als das unsers deutschen Rheins, an seinen breitesten Stellen, erschien. Nach einigen Tagen war er jedoch schon wieder etwas von seinem hohen Stand gefallen. Nur in den Wintermonaten, besonders im December erreicht er jene beträchtliche Stärke; zu andern Zeiten, besonders nach anhaltend trockner Witterung, erscheinen überall Sandbänke in seiner Mitte, wovon man jetzt keine Spur erblickte. Seine Mündung ist daher nie zugänglich, und große Schiffe können wegen der Untiefen und Sandbänke nicht einlaufen; selbst Lanchas nur bey dem höchsten Wasserstande. Seinen Ursprung hat der Rio Doçe in der Capitania von Minas Geraës, wo er durch die Vereinigung des Rio Piranga mit dem Ribeirão do Carmo gebildet wird; erst nach dieser Vereinigung nimmt er den Nahmen Rio Doçe an (**). Er durchströmt eine bedeutende Fläche Landes, und macht mehrere kleine Cachoeiras, wovon drey bald aufeinander folgende die Escadinhas genannt werden. Die Ufer dieses schönen Stromes sind von einem dichten Urwalde bedeckt, der eine große Menge verschiedener Thierarten ernährt. Hier findet man häufig

(*) Der Tronco ist eine Strafe für die Soldaten. Er besteht in einem langen auf die Kante senkrecht gestellten Bret, worin der Reihe nach runde Löcher eingeschnitten sind, durch welche der Kopf des Delinquenten geschoben wird; das Bret umschließt den Hals, während der Mensch in horizontaler Stellung auf der Erde ausgestreckt liegen muß. S. von Eschwege's Journal von Brasilien, Heft I. S. 128.

(**) S. v. Eschwege's Journal von Brasilien. Heft I. S. 52.

den Anta (Tapirus americanus), zwey Arten von wilden Schweinen (Dicotyles, Cuvier), den Pecari oder Caytetu und des Porco a quechada branca (Taytetu und Tagnicati von Azara), zwey Arten von Rehen (den Guazupita und Guazubira des Azara), und über sieben verschiedene Katzenarten, wovon die gefleckte Unze (Yaguareté, Azara) und der schwarze Tiger (Yaguareté noir, Azara) die größten und gefährlichsten sind. Allein weit furchtbarer und gefährlicher als diese Raubthiere, und der Schrecken jener undurchdringlichen Wälder ist der hier lebende Urbewohner, der rohe wilde Botocude. Aus Mangel an Menschen ist diese Gegend noch sehr wenig bevölkert, so daß bis jetzt noch blos auf dem Flusse eine Communication unterhalten wird. Vor wenig Wochen hatte man zwar längs des südlichen Ufers herab eine Picade (Waldpfad) eröffnet, allein sie ist jetzt noch lange nicht vollendet, und der Wilden wegen nur mit Bewaffneten zu passiren. Der Staatsminister Conde de Linhares hatte sein Auge besonders auf diese fruchtbare schöne Gegend gerichtet; er legte neue Militärposten an, und erbaute acht oder zehn Legoas am Flusse aufwärts, die Povoaçâo, die jetzt nach ihm Linhares benannt ist, an der Stelle, wo ehemals das erste Quartel gewesen war. Er sandte desertirte Soldaten und andere Sträflinge hierher, um die neue Colonie zu bevölkern, und ohne Zweifel würden diese Ansiedelungen in kurzer Zeit sich gehoben haben, wenn nicht der Tod jenen thätigen Minister zu früh abgerufen hätte. Seitdem ist diese Gegend völlig in Vergessenheit gerathen, und werden nicht kräftigere Maßregeln ergriffen, so kann sie bald völlig verödet seyn.

Wir sehnten uns nun mit Ungeduld, den schönen Rio Doçe hinauf zu schiffen, um uns wo möglich von dem interessanten Schauplatz des Waldkrieges mit den Botocudos durch die eigene Ansicht zu unterrichten. Dennoch mußten wir wegen eines ungestümen Windes, der am 25ten December die Wassermasse des Flusses zu sehr bewegte, auf den Rath der Soldaten,

die Abreise noch um einen Tag verschieben. Der folgende Morgen war warm und still, und wir schifften uns daher mit Anbruch des Tages in einem langen Canoe ein, welches von sechs Soldaten regiert wurde. Wir waren zusammen neun Personen, alle wohl bewaffnet. Um den Rio Doçe bey seinem hohen Stande, hinauf zu schiffen, werden wenigstens vier Mann erfordert, welche das Canoe mit langen Stangen (Varas) aufwärts schieben. Da sich überall seichte Stellen finden, die in der trocknen Zeit Sandbänke bilden, so ist auf diesen, auch selbst bey hohem Wasser, immer Grund zu fassen und man kommt, wenn alle Umstände möglichst glücklich zusammentreffen, in einem Tage, jedoch erst Abends spät, nach Linhares. Das Wetter war sehr günstig, und als wir uns einmahl an das Schwanken des schmalen Canoes, welches die dasselbe fortschiebenden Soldaten durch ihr Umhergehen verursachten, gewöhnt hatten, fanden wir die Fahrt sehr angenehm. Als es völlig Tag wurde, sahen wir den weiten Spiegel des reißenden Stromes in der Morgensonne glänzen, die fernen Ufer waren mit finstern Urwäldern so dicht bedeckt, daß auf der ganzen weiten Strecke, die wir beschifften, auch nicht ein freyes Plätzchen erschien, wo ein Haus hätte stehen können. Zahlreiche Inseln verschiedener Größe und Bildung treten aus der Wasserfläche hervor; sie sind üppig grün mit Urwald bedeckt. Eine jede von ihnen hat ihren besondern Nahmen, ihre Anzahl soll weiter aufwärts immer zunehmen. In seinem hohen Stande hat der Rio Doçe ein trübes, gelbes Wasser, welches nach der allgemeinen Sage der Einwohner sehr leicht Fieber erzeugen soll. Fische leben in Menge darin, selbst der Sägefisch (Pristis Serra) steigt bis weit über Linhares hinauf und bis in die Lagoa von Juparanán, wo er häufig gefangen wird. Aus den Wäldern schallt das Geschrey einer Menge von Affen hervor, besonders der Barbados (Mycetes ursinus), der Saüassú's (Callithrix personatus, Geoffroy) u. a. Eine der größten Zierden der brasilianischen Wälder, der prachtvolle Arara

(Psittacus Macao, Linn.), bey uns in Europa gewöhnlich Aras genannt, war uns wild noch nie zu Gesicht gekommen; jetzt hörten wir laute, rabenartige Stimmen, und über die stolzen Kronen der Sapucaya-Bäume erhoben sich diese prachtvollen Vögel. An ihren langen Schweif erkannte man sie von fern schon, und ihr brennend rothes Gefieder schimmerte unbeschreiblich schön im Glanze der heitern Sonne. Perikitten, Maracanà's, Maitacca's, Tiriba's, Curica's, Camutanga's, Nandaya's und andere Arten von Papageyen strichen laut schreyend in zahlreichen Schwärmen von Ufer zu Ufer, und die große stattliche Bisam-Ente (Anas moschata, Linn.) ließ sich am Ufer im Saume des Waldes auf dem Aste eines Cecropia-Stammes nieder. Auf den Sandbänken (Corroas) saß der Verkehrtschnabel (Rynchops nigra, Linn.) unbeweglich mit eingezogenem Halse da; Tucane und der Çurucuà (Trogon viridis, Linn.) ließen ihren lauten Ruf erschallen. Blos von diesen wilden Thieren und den rohen Botocudos, die jedoch jetzt seltener sind, werden die Ufer dieses Stroms bewohnt. Ansiedler giebt es hier beynahe gar nicht, nur an zwey Orten haben einige wenige Menschen, mit Waffen zu ihrer Vertheidigung hinlänglich versehen, sich niedergelassen. Sie führen immer eine Flinte bey sich, wenn sie nach ihren Pflanzungen gehen, und diejenigen von ihnen, die keine Gewehre besitzen, haben wenigstens einen Bodock, um mit Kugeln oder Steinen zu schießen. Die Botocudos lassen sich hier in den untern Gegenden des Flusses nur von Zeit zu Zeit, und durchstreifend, sehen. Gegen Mittag erreichten wir noch die kleine Insel, welche man ihrer Gestalt wegen Carapuça (Mütze) benannt hat. Hier ruheten unsere ermüdeten Schiffer, und wir fanden nun, daß es durchaus unmöglich sey, heute Linhares zu erreichen. Um vor dem Zuge des reißenden Stromes gesichert zu seyn, schifften wir zwischen dem festen Lande und einer Insel hindurch in einen schmalen Canal, wo eine Menge von schönen Vögeln, besonders von Papageyen umher flogen, unter denen die

prachtvollen rothen Araras in dem Scheine der untergehenden Sonne vorzüglich glänzten. Die Ufer dieser Inseln und des Canals waren großentheils durch das hohe Fächerrohr (Ubá), dessen Blumenschaft die Botocudos zu ihren Pfeilen benutzen, noch dichter verflochten. Als der Abend anbrach, hielten unsere Soldaten Rath, ob es besser sey auf der Ilha Comprida (der langen Insel) oder einer andern zu übernachten. Die erstere verwarf man, weil sie nur durch einen schmalen seichten Canal vom festen Lande getrennt ist, und wir deshalb nicht sicher vor einem Besuche der Wilden gewesen seyn würden. Wir fuhren daher nach der Ilha de Gambin, wo vor Zeiten die Gouverneure zu übernachten pflegten, wenn sie die Colonie am Rio Doçe besuchten. Der jetzige Gouverneur hat diese Besuche nicht fortgesetzt, und wir fanden das Gebüsch am Ufer so dicht verwachsen, daß einer meiner Jäger mit dem Waldmesser erst Platz hauen mußte, um den Fuß ans Land setzen zu können. Auf einer freyen Stelle, von welcher eine große Eule (Curuja) und eine Bisam-Ente, durch die unerwarteten Gäste aufgeschreckt, entflohen, loderte bald ein großes freundliches Feuer auf. Wir litten etwas von den unzähligen Moskiten, schliefen aber ruhig bis zum Morgen. Sehr früh am Tage verließen wir die Insel, schifften den Fluß weiter aufwärts bey mehreren Inseln vorbey und in einen zwischen der Ilha Comprida und dem nördlichen Ufer des Flusses gelegenen Canal hinein; hier war der Trieb des Wassers lange nicht so stark, allein wir fanden dagegen viele dürre, umgefallene Stämme und große Äste, welche hinweggeräumt werden mußten, um die Fahrt fortsetzen zu können. Die Gebüsche und hohen Urstämme, die diesen Canal einfassen, sind mannigfaltig und prachtvoll. Verschiedene Arten von Cocos, besonders die schlanke Cocos de Palmitto (an andern Orten Jissara genannt) mit ihrem hohen dünnen Schafte und der kleinen glänzend grünen, schön gefiederten Krone, zieren diese schattenreichen Wälder, aus deren dichten Verflechtung sonderbare Lockstimmen

hervor schallen. Unten, nahe über dem Wasser, blühten einige uns noch neue Prachtblumen, unter andern eine Convolvulus (oder eine verwandte Pflanze) mit besonders großer weißer Blüthe und ein bohnenartiges Gewächs aus der Diadelphia mit hochgelber großer Blume, die in dichten gedrängten Guirlanden das Gebüsch durchflocht. Ein Jacaré, ruhig im Schlamme sich sonnend, entfloh vor unsern Ruderschlägen. Die 5te Tafel (in der 4to Ausgabe) ist eine Abbildung der Schifffahrt in diesem engen Canale und sie giebt dem Beschauer einen sehr lebendigen Begriff von der Üppigkeit und der Fülle dieser herrlichen Natur. Wir erreichten jetzt mehrere Inseln, wo man schon von Linhares aus Pflanzungen angelegt hatte; denn auf diesen Inseln allein ist man ganz sicher vor den Wilden, die keine Canoe's haben, und deshalb nur übersetzen können, wo der Fluß wenig Breite und Tiefe hat. Auf der Ilha do Boi (Ochsen-Insel) wohnt der Guarda Mor und auf der Ilha do Bom Jesus der Geistliche von Linhares. Gegen Mittag erblickten wir Linhares und landeten, nachdem wir mit großer Anstrengung den reißenden Strom durchschnitten, und dabey zwey Stangen (Varas) zerbrochen hatten, am nördlichen Ufer. Als wir in Linhares angekommen waren, traten wir im Hause des Herrn Alferes Cardoso da Rosa ab. Dieser Officier commandirte die Postirung hier am Rio Doçe; er war jetzt gerade im andern Theil der Povoaçâo jenseits des Flusses auf der Fazenda von Bomjardim, wohin wir bald nach unserer Ankunft ebenfalls eingeladen wurden. Wir setzten in einem leichten Canoe, von den Negern der Fazenda vortrefflich geführt, pfeilschnell quer über den breiten reißenden Fluß, und fanden eine sehr freundschaftliche biedere Aufnahme im Hause des Herrn Tenente Joâo Felippe Calmon, wo wir eine muntere Gesellschaft versammelt fanden. Hier trafen wir auch den Herrn Alferes noch an, den wir von unsern Absichten und dem Zweck unserer Reise unterrichteten. Wir nahmen die Fazenda in Augenschein, bey welcher der Besitzer

das erste Zucker=Engenho am Rio Doçe angelegt hat. Seine Pflanzungen von Zuckerrohr, Reis, Mays, Mandiocca u. s. w. standen im üppigsten Wuchse; die Mandiocca gedeiht in dieser Gegend am wenigsten. Herr Calmon hat durch seine Einsicht und Thätigkeit sich um die hiesige Gegend sehr verdient gemacht, indem er durch sein Beyspiel zu Bearbeitung des Bodens ermunterte. Mit 17 Sclaven — so viel hatte er wenigstens jetzt — hat er ein beträchtliches Stück Wald ausgerottet, und durch seine vortrefflich gedeihenden Pflanzungen gezeigt, daß der Boden an diesem Strome äußerst fruchtbar und aller möglichen Cultur fähig sey. Wir brachten hier einen Tag (den 28. December) sehr vergnügt zu, da der Herr Alferes und Herr Tenente Calmon sich beeiferten, uns angenehm zu unterhalten.

Linhares ist bis jetzt eine sehr unbedeutende Ansiedelung, ungeachtet, wie weiter oben gesagt worden ist, der Minister Conde de Linhares sich viele Mühe gegeben hatte, sie empor zu bringen. Auf seinen Befehl wurden die Gebäude im Quadrate auf einem von Holz befreiten Platze nahe über dem Flußufer und einer steilen Thonwand errichtet. Die Häuser des Orts sind klein, niedrig, mit Cocos= oder Uricanna=Blättern gedeckt, von Lehm und unbeworfen. Eine Kirche existirt hier noch nicht, man liest die Messe in einem kleinen Hause. Auf der Mitte des Quadrates, das die Gebäude bilden, hat man ein hölzernes Kreuz aufgestellt, und hat zu diesem Entzwecke einen mäßig großen Sapucaya=Baum, der hier gestanden, blos abgeschnitten und mit einem Querbalken versetzen. Die Bewohner haben ihre Pflanzungen theils in dem das Dorf rund umgebenden Walde angelegt, theils auf den Inseln im Flusse. Herr Tenente Calmon war jedoch der erste, und blieb bis jetzt der einzige, welcher eine Fazenda und Engenho anlegte. Als er sich hier, Linhares gegenüber, niederlassen wollte, nahm er etwa 30 bis 40 bewaffnete Leute, und gieng auf die daselbst in Masse versammelten Botocudos, die ihm den

Platz streitig machen wollten, los. Einer dieser Wilden wurde getödtet, man sah aber bald, daß man diese bey 150 Bogen starke Horde durch Gewalt allein nicht vertreiben würde, schlug also einen andern Weg ein, bedrohte sie im Rücken und vertrieb sie auf diese Art mit List. Seitdem haben sie ihn, während der drey Jahre, die er nun hier lebt, nicht mehr beunruhigt. Eben so wie auf seiner Fazenda der fruchtbare Boden, könnten auch hier bey etwas Handel die verschiedenen kostbaren Holzarten benutzt werden, welche diese Wälder in Menge anfüllen. Peroba, ein vortreffliches Schiffbauholz, wird zwar als ein Regal betrachtet, allein Herr Calmon erhielt die Erlaubniß, einige große schöne Seecanoes davon zu bauen, die er mit den Produkten seiner Fazenda und mehreren vortrefflichen Hölzern, die schon öfter genannt worden sind, nach Capitania und nach andern Orten sendet. Um diese Ansiedelung im allgemeinen gegen die Angriffe und Grausamkeiten der Botocudos zu schützen, hat man acht Destacamente oder Quartelle angelegt, die in verschiedener Richtung in die großen Waldungen vorgeschoben sind; sie sollen zugleich, und ganz besonders, die Handelsverbindungen decken, die man seit kurzer Zeit den Fluß aufwärts nach Minas Geraës hin zu eröffnen gestrebt hat. Wirklich sind schon Soldaten von dort herab gekommen, die in hinlänglicher Anzahl, wohl bewaffnet und mit dem Panzerrock (Gibâo d'armas) versehen waren. Diese Panzerröcke, deren sich auf allen Quartellen einige befinden, sind eine unentbehrliche Bedeckung gegen die kräftigen Pfeilschüsse der Wilden. Sie sind weit, von baumwollnem Zeug und mit mehreren Lagen baumwollner Watte dicht gesteppt, haben einen hohen, stehenden Kragen, der den Hals deckt, kurze Ärmel, die den Oberarm schützen, und reichen bis auf die Knie herab, sind jedoch wegen ihrer Schwere besonders an heißen Tagen höchst lästig. Ein Paar auf diese Art gerüstete Soldaten stellt die Vignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) dar. Nicht leicht dringt, selbst in der Nähe darauf abgeschossen, der

kräftigste Pfeil in einen solchen Rock ein, und nie bleibt ihm so viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. Übrigens hat man zu diesen Panzerröcken zu großes Vertrauen, denn man behauptete uns, selbst eine Kugel würde nicht eindringen. Ich ließ daher, um mich von der Wahrheit dieser Versicherung zu überzeugen, einen meiner Jäger auf 80 Schritte mit einer Pürschbüchse darauf schießen, und die Kugel durchbohrte beyde Seiten des Rockes, der noch dazu nicht ausgefüllt war. Es zeigte sich indessen aus unsern weitern Versuchen allerdings, daß die schwersten Schroote auf 60 Schritte völlig platt geschlagen auf die Erde herabfielen, ohne einzudringen, und daß diese Röcke also den Pfeilen hinlänglichen Widerstand leisten.

In Capitania und an andern Orten verfertigt man Panzerröcke von Seide, welche zwar leichter, aber auch weit kostbarer sind. Bey dem letzten Gefecht zu Linhares ward von einem besonders starken Botocuden ein äußerst kräftiger Pfeil in geringer Entfernung auf einen der angreifenden Soldaten abgeschossen. Er drang durch den festen Rock, verletzte aber den Soldaten nur schwach in der Seite; jedesmal aber giebt doch selbst ein abprallender Pfeil einen sehr heftigen Stoß.

Von der Fazenda zu Bomjardim hat man in neuern Zeiten einen Weg nach dem Quartel do Riacho angelegt, der bey einer Lagoa vorbey zieht, welche den Nahmen Lagoa dos Indios trägt (*). Dort befindet sich ein zweytes Destacament, welchem man den Nahmen Quartel d'Aguiar gegeben hat. Hier wohnen einige indische Familien, und acht indische Soldaten versehen den Dienst. Die civilisirten Indier dienen als Soldaten gegen ihre rohen Stammverwandten sehr gut. Die Wilden hassen sie daher sehr, und sollen zuerst nach

(*) Auf diesem Wege sind nach meiner Abwesenheit in Linhares im Monat April 1816, drey Soldaten von den Botocudos ermordet worden, worüber weiter unten eine nähere Nachricht gegeben wird.

ihnen schießen, weil sie diese für Verräther an ihrem Vaterlande halten. Von Linhares etwas vorwärts in den Wäldern befindet sich das Quartel segundo de Linhares (da man das Dorf Linhares selbst als das erste Quartel rechnet) mit 23 Soldaten; auf der südlichen Seite des Rio Doce errichtete man von Bomjardin aufwärts zwey Quartelle am Ufer. Das Quartel d'Anadya besteht aus 12 Soldaten, und das am weitesten vorgeschobene Quartel von Porto de Souza hat 20 Mann. Zu Linhares sind acht Panzerröcke, zu Porto de Souza vier, und im Quartel d'Anadya einer; die damit bekleideten Leute müssen bey den Gefechten den ersten Angriff thun. Der commandirende Officier zu Linhares hat einen beschwerlichen Dienst, denn er muß alle Monate einmal, ohne Rücksicht auf Hitze oder Regen nehmen zu dürfen, die ganze Postirung bereisen, welches einen Weg von 90 Legoas ausmacht. Herr Alferes Cardoso da Rosa, welcher schon lange hier steht, läßt zur Sicherheit der Bewohner die Waldungen von den Quartellen aus durchstreifen. Findet man Wilde, so sind zwey schnell nach einander gegebene Schüsse das Signal, auf welches alles, was schießen kann, hinaus eilt. Oft greifen aber auch die Wilden die Pflanzungen an, und haben auf diese Art schon mehrere Bewohner von Linhares getödtet. Noch im vergangenen Augustmonat (1816) widerfuhr dies dem Quartel segundo de Linhares, wo indessen ein sehr entschlossener Mineiro als Unterofficier das Commando führte, und die Wilden zurückschlug. Die jetzt zu Linhares lebenden Menschen sind größtentheils Soldaten mit einem Fähndrich, einem Chirurgen und einem Geistlichen, so wie einige wenige Pflanzer, welche ihren Unterhalt durch ihre Roßen gewinnen. Der Geistliche, wie man sagte ein Günstling des Gouverneurs Rubim zu Capitania, maßte sich ein ihm nicht gebührendes Ansehen in der Colonie an, und mischte sich in alle Angelegenheiten, wenn sie gleich mit seinen Amtsgeschäften gar nicht in Berührung kamen; man fürchtete ihn um so

mehr, da er abwechselnd hier und in Villa de Victoria, in der Nähe des Gouverneurs, sich aufhielt. Diese Colonie, aus der man leicht einen der wichtigern Plätze der Ostküste machen könnte, wurde zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst sehr unzweckmäßig und stiefmütterlich behandelt. So mußten die Menschen, welche von hier verreisen wollten, immer erst um eine Erlaubniß ansuchen; keine Familie durfte in drey Monaten mehr als eine Bouteille Bränntwein consumiren und dergleichen mehr. Jetzt wird diese Ansiedelung wohl ihrem Ende nahe seyn, wenn sie nicht unterstützt worden ist, denn im Verfolg dieses Reiseberichts wird sich Gelegenheit finden zu erzählen, wie es ihr später ergieng.

Der Aufenthalt am Rio Doçe war unstreitig einer der interessantesten Punkte meiner Reise in Brasilien, denn an diesem Flusse, der an herrlichen Naturscenen und an naturhistorischen Merkwürdigkeiten so reich ist, findet der Naturforscher auf lange Zeit Beschäftigung und die mannigfaltigsten Genüsse. Noch bedeutender würde aber seine Ausbeute seyn, wenn man ungehindert und gefahrlos jene noch undurchforschten Wälder durchwandern könnte. Reizendere Ansichten soll man selten finden, als z. B. die Lagoa de Juparanan (*), ein großer Landsee, nicht weit von Linhares, der mit dem nördlichen Flußufer durch einen schmalen Canal zusammenhängt. Dieses schönen See's wird schon in älteren Schriften erwähnt. Sebastiam Fernandes Tourinho, der 1572 zuerst den Rio Doçe hinauf schiffte, will in westlicher Richtung einen See gefunden haben, welches höchst wahrscheinlich diese Lagoa ist, nur paßt die Richtung des in den Strom fallenden Baches, so wie die Cachoeira (Wasserfall) nicht, und die Entfernungen sind

(*) Das Wort Juparanan oder eigentlich Juparaná kommt nicht aus der Sprache der Botocudos, welche diese Gegend jetzt bewohnen, sondern aus der Lingoa geral, und Paraná bedeutet Meer oder großes Wasser. Auf Arrowsmith's Karte ist diese Lagoa nicht angegeben; Faden hingegen hat sie unter dem richtigen Nahmen angemerkt, ihre wahre Lage aber verfehlt.

ebenfalls verschieden. Man lese hierüber Southey in seiner Geschichte von Brasilien und Simam de Vasconcellos nach.

Herr Freyreiß, welcher einige Monate später Linhares noch einmahl besucht hat, theilte mir von seiner Fahrt nach dieser Lagoa folgende Beschreibung mit, die ich nach seinen eigenen Worten gebe: »Ein Canal, der selten mehr als 60 Fuß breit, der aber tief ist und an 1½ Legoa lang seyn mag, führt zum großen fischreichen See. Die Ufer dieses Canals sind noch gegenwärtig die Wohnsitze der Botocuden oder der ehemaligen Aymores, die ungefähr in der Mitte des Canals einen Übergang aus Lianen hatten, den die Portugiesen unschicklich Brücke nannten. Seit mehreren Jahren ist diese Brücke von den Portugiesen durchgehauen, ohne daß die Anthropophagen es versucht hätten, sie wieder herzustellen oder eine neue zu spannen; und schon überließ man sich, hierdurch getäuscht, unkluger Sicherheit, als plötzlich Botocuden vor dem, ohnweit Linhares an der Seite des Canals errichteten Quartel (Quartel segundo de Linhares) erschienen und einen Soldaten mit Pfeilen erschossen. Diese Begebenheit hatte sich wenige Tage vor unsere Ankunft zugetragen, doch war diesmal der Körper des Ermordeten den Botocuden nicht zu Theil geworden. Wegen dieses Vorfalls und der unbeträchtlichen Breite des Canals wählen die Ansiedler des Rio Doçe gern die Nacht, wenn sie den See der Fischereyen wegen besuchen. Der von hüglichen Ufern eingeschlossene See hat etwa 7 Legoas Länge von SO. nach NW. eine halbe Legoa Breite, und kann 16 bis 18 Legoas im Umfange halten. Seine Tiefe ist ungleich, beträgt aber an mehreren Stellen 8 bis 12 Klafter. Diese große Wassermasse wird durch ein Flüßchen und mehrere Bäche gebildet, die NNW. sich in den See ergießen. Bey Linhares ergießt er diesen Zufluß durch den vorerwähnten Canal in den Rio Doçe, wächst aber beträchtlich, wenn durch starke Südwinde dieser Ausfluß zum Theil gehindert wird. Das

Bette und die Ufer des See's sind feiner Sand, in dem hie und da eisenschüssige Sandsteine gefunden werden. Ungefähr 4 Legoas vom Eingang entfernt, erhebt sich eine anmuthige kleine Insel, von Granit, die von den Wilden wegen ihres Abstandes von den Ufern nicht besucht wird und deswegen den Fischern einen sichern Aufenthalt gewährt.«

Vasconcellos nennt schon im Jahr 1662 unter den Stämmen der Tapuyas am Rio Doçe auch Aymores (Botocuden), Puris und Patachos, und obgleich die erstern eigentlich diese Gegend beherrschen, so streifen doch zuweilen auch die andern bis hieher. Derselbe Reisebeschreiber bemerkt schon sehr richtig, daß einige der Aymores oder Botocudos beynahe so weiß sind als die Portugiesen. Der traurige Krieg, welcher am Rio Doçe gegen die Botocudos geführt wird, macht es unmöglich, diese merkwürdigen Menschen näher kennen zu lernen; bekommt man sie hier zu sehen, so muß man sich sogleich auf einen Pfeil gefaßt machen. Weiter nördlich am Rio Grande de Belmonte, lebt man in Friede mit ihnen, dort kann man sie ohne Gefahr beobachten, und ich verspare daher alle Nachrichten über diesen interessanten Stamm der Urbewohner bis zur Beschreibung meines Aufenthalts in jener Gegend.

Für den Jagdliebhaber ist der Aufenthalt zu Linhares sehr angenehm; denn am frühen Morgen bey Anbruch des Tages, kommen die Affen den Häusern der Bewohner so nahe, daß man nicht weit nach ihnen zu gehen braucht; Papageyen sammeln sich in großen Schaaren, und die prachtvollen Araras werden in der kältern Jahreszeit durch gewisse Arten von Früchten herbey gelockt. Diese großen schönen Papageyen pflegen gewöhnlich alljährig in demselben Baum zu nisten, wenn sie einmal einen recht starken ausgehöhlten Ast oder Stamm gefunden haben. Sie werden häufig geschossen; ihr Fleisch ißt man, die Schwungfedern benutzt man zum Schreiben, und die Wilden befiedern ihre Pfeile, oder schmücken sich auch wohl

selbst damit. Es wird in solchen selten beunruhigten Wildnissen nicht schwer, ein ganzes Canoe mit Jagdbeute angefüllt am Abend heim zu bringen; allein bey diesen Jagdzügen ist es nöthig vor den Wilden beständig auf seiner Hut zu seyn. Durch öftere Übung sind die Soldaten zu Linhares sehr bekannt mit der Art, die Wilden im Walde zu verfolgen; dennoch müssen sie alle eingestehen, daß die Botocudos weit bessere Jäger sind, und den Wald weit besser kennen als sie, und es ist daher die höchste Vorsicht bey jenen Gefechten und Waldunternehmungen nöthig. Im allgemeinen hält man die Mineiros (Bewohner von Minas Geraës) für die besten Wilden-Jäger, da sie mit dieser Lebensart und dem kleinen Waldkriege sehr vertraut und zugleich ein herzhafter starker Schlag von Menschen sind. Auch hier zu Linhares ward die letzte bedeutende Entrada gegen die Botocudos im vergangenen Augustmonate durch den Guarda Mor geführt, der ein Mineiro und von Minas Geraës hierher verbannt war. Man machte uns hier ein Geschenk mit Waffen und Zierrathen der Botocudos, auch bot man uns sogar ein kleines Kind an, welches zu Bomjardim erzogen wurde, nachdem seine Mutter bey einem Gefechte getödtet worden war. Als wir den Zweck unseres Aufenthalts in Linhares erreicht hatten, nahmen wir Abschied von da, um unsere Reise weiter nördlich längs der Küste fortzusetzen. Wir schifften uns in einem bequemen großen Canoe ein, welches Herr Tenente Calmon uns geliehen hatte; auch war der zuvorkommende Eigenthümer selbst so gefällig uns zu begleiten. Bey unserer Hinabfahrt besuchten wir den Herrn Guarda Mor auf der Ilha do Boi, wo er schöne Pflanzungen von Milio und Mandiocca angelegt hat. In seinem Hause erkannten wir bald, daß er ein Mineiro ist, denn er lebte mehr von Milio- als von Mandioccamehl, eine charakteristische Gewohnheit der Einwohner jener Provinz. Um den Milio zu Mehl zu stoßen, bedient man sich einer Maysstampfe, die man Preguiza (Faulthier) nennt. Der Engländer Mawe hat sie

in der Beschreibung seiner Reise nach Tejuco abgebildet (*). Unser sicheres bequemes Canoe mit einem Verdeck von Tüchern versehen und mit mancherley Lebensmitteln ausgerüstet, brachte uns in vier Stunden bis zur Barra des Rio Doçe nach Regençia hinab, eine Fahrt, auf welcher wir aufwärts 1 ½ Tage zugebracht hatten.

(*) J. Mawe's travels etc. p. 134. mit dem Kupferstich unter dem Nahmen Sloth.

VIII.

Reise vom Rio Doçe nach Caravellas, zum Flusse Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück.

Quartel de Juparanán da Praya. — Fluß und Barra von S. Mattheus. — Mucuri. — Villa Viçoza. — Caravellas — Ponte do Gentio am Flusse Alcobaça. Aufenthalt daselbst.

Nachdem wir mit unsern Freunden die Nacht auf dem Quartel zu Regencia zugebracht hatten, setzten wir am folgenden Morgen, den 30ten December, mit vieler Mühe unsere Maulthiere in dem großen Canoe über den Fluß. Wir folgten ihnen alsdann selbst nach, und ritten Nachmittags, begleitet von den beyden Herren aus Linhares noch zwey Legoas längs der öden Sandküste, und langten auf dem Quartel de Monserra oder de Juparanán da Praya an, wo sieben Soldaten ihren Posten haben. Hier bey dem Quartel befindet sich eine schmale lange Lagoa, die man Lagoa de Juparanín da Praya nennt, zum Unterschied von dem weit beträchtlichern Landsee unweit Linhares. In der Zeit des hohen Wassers

hat diese Lagoa hier an der Küste einen starken Abfluß in die See, über welchen man alsdann mit dem Canoe übersetzen muß; allein jetzt war er schon versiegt, und unsere Lastthiere konnten ihn trocknen Fußes mit ihrer Ladung passiren. Das Quartel liegt auf der Sandküste unmittelbar an der See, nahe dahinter dehnt sich die schmale Lagoa aus und jenseits erhebt sich finsterer Wald, in welchem wir eine Menge wilde Cocospalmen unterschieden. Dort in der Nähe haben die Soldaten einige Pflanzungen angelegt, wo sie hinlänglich für ihren Bedarf Mandiocca, Mays und selbst schöne Wassermelonen (Melançias) bauen. Sie haben dabey Canoes und vermehren ihren Unterhalt durch Jagd und Fischerey. Wir fanden hier einen alten merkwürdigen Mann, einen gewissen Simam (Simon) der schon viele Jahre in völliger Einsamkeit in einem kleinen Häuschen in der Nähe dieses Quartels lebt, und nicht die mindeste Furcht vor den Wilden hat. Obgleich dieser Mann schon sehr alt ist, so besitzt er dennoch einen seltenen Grad von Körperkraft und Munterkeit, weswegen ihn alle Nachbarn lieben. Er baut seine Pflanzungen selbst, ist ein erfahrner Jäger und Fischer, und kennt die umliegende Gegend genau. Wir besuchten ihn mehreremal in seiner kleinen Eremitage und fanden ihn, bey seinen beschränkten Bedürfnissen, nicht nur völlig zufrieden mit seiner Lage, sondern auch so aufgeräumt und lustig, daß seine Heiterkeit sich über die ganze ihn umgebende Gesellschaft verbreitete. Er beschenkte uns mit dem Felle des großen Ameisenbären (Myrmecophaga jubata, Linn.) hier Tamandua Cavallo genannt, den er kürzlich getödtet hatte. Zu Monserra erhielten wir noch mehrere naturhistorische Seltenheiten, wie z. B. den Scarabaeus Hercules, den größten Käfer von Brasilien, den ein Soldat gefangen hatte und noch lebendig brachte. Späterhin brachte uns einmahl auch ein Mann vier oder fünf Köpfe von diesem seltenen Käfer, und als ich ihn wegen der kläglichen Verstümmelung dieses interessanten Gegenstandes befragte, erfuhr ich, daß die Damen diese Köpfe an

manchen Orten um den Hals gehängt als Putz zu tragen pflegen. Um durch eine wüste, von Menschen unbewohnte Wildniß, 18 Legoas weit nach S. Matthaeus, das erforderliche Geleit zu erhalten, hatten wir den Herrn Alferes, unsern Begleiter, um zwey Soldaten gebeten, da die Papiere, die wir vom Minister Conde d'Aguiar erhalten hatten, uns ausdrücklich diese Unterstützung in Anspruch zu nehmen erlaubten. Diese Papiere hatten wir dem Gouverneur zu Capitania vorgezeigt, und ihn um die nöthigen Leute zur Fortsetzung der Reise ersucht. Wir erhielten hierauf ein Schreiben von ihm an den Alferes zu Linhares, worin er diesem befahl, uns einen einzigen Soldaten zu bewilligen. Bey der Weite des Weges nach S. Matthaeus und der Unsicherheit desselben, schien es indessen dem Officier selbst bedenklich, den einen Mann bey seiner Rückkehr der Gefahr auszusetzen; unser Zureden bestimmte ihn völlig, und wir erhielten zwey Soldaten zu Begleitern. Später erfuhren wir aber, daß ihn der Gouverneur mit einem langen Arrest sehr unbillig bestraft habe, und wir bedauerten es herzlich, diesem braven Mann eine so ungerechte harte Behandlung zugezogen zu haben.

Nachdem wir von unsern gütigen Reisegefährten Abschied genommen hatten, folgten wir der einförmigen Seeküste heute noch 6 bis 7 Legoas. Unsere beyde Soldaten, ein Neger und ein Indier, hielten sich sehr oft auf, um Schildkröteneyer aus dem Sande hervor zu graben, womit sie ihre Tornister anfüllten. Ob uns dies gleich unangenehm war, weil sie durch ihr Zurückbleiben unsere Reise aufhielten, so hatten wir Abends dennoch alle Ursache uns darüber zu freuen. Das Gebiet vom Rio Doçe bis zum S. Matthaeus ist, wie schon gesagt, eine menschenleere öde Wüste, wo selbst an den meisten Plätzen kein Trinkwasser zu finden ist; man darf daher die wenigen Stellen, an denen man dieses nöthige Bedürfniß finden kann, nicht verfehlen und aus diesem Grunde ist hier ein des Weges kundiger Führer sehr nothwendig. Leider hatte noch keiner

unserer Soldaten diese Reise gemacht! Den ersten Wasserplatz, Caçimba de S. João genannt, verfehlten wir; den zweyten aber, eine Lagoa in einer kleinen Thalvertiefung seitwärts vom Wege, die den Nahmen Peringa hat, fanden wir am Mittage, da wir uns nach allen Richtungen vertheilt hatten, um Wasser aufzusuchen; er gab uns und unsern Thieren einige Erfrischung. An der Stelle, wo wir am Abend bleiben mußten, war aber alles Suchen nach Wasser ganz vergebens, wir fanden keins und konnten deshalb auch unsere mitgebrachten Provisionen nicht benutzen, — da diese harten Speisen nur durch Wasser genießbar gemacht werden. Es blieb uns daher nichts übrig, als unsern Hunger mit ein wenig trocknem Maysmehl, und den glücklicherweise von den Soldaten gesammelten Schildkröteneyern, die man in Seewasser abkochen konnte, zu stillen. Als man sich beschäftigte dieses herbey zu holen und Treibholz auf dem Strande zu sammeln, fanden wir, welche Merkwürdigkeit! in geringer Entfernung von unserm Feuer, eine colossale Seeschildkröte (Testudo Mydas, Linn.) die eben im Begriffe war, ihre Eyer zu legen; erwünschter konnte unserer hungrigen Gesellschaft nichts begegnen; das Thier schien absichtlich hierher gekommen zu seyn, um für unsere Mahlzeit zu sorgen. Unsere Gegenwart störte sie nicht bey ihrem Geschäfte; man konnte sie berühren, und sogar aufheben, wozu aber vier Mann nöthig waren. Bey allen den lauten Zeichen unseres Erstaunens und den Berathschlagungen, was man wohl mit ihr anfangen sollte, gab sie kein ander Zeichen von Unruhe, als ein Blasen, wie etwa die Gänse thun, wenn man sich ihrem Neste nähert. Sie arbeitete mit ihren flossenartigen Hinterfüßen langsam in der einmal begonnenen Art fort, indem sie gerade unter ihrem After ein cylinderförmiges etwa 8 bis 12 Zoll breites rundes Loch in den Sandboden aushöhlte; die herausgenommene Erde warf sie äußerst geschickt und regelmäßig, ja gewissermaßen im Takte, zu beyden Seiten neben sich hin, und fieng alsdann sogleich an ihre Eyer zu legen.

Einer unserer beyden Soldaten legte sich seiner ganzen Länge nach neben die Versorgerin unserer Küche auf die Erde nieder, griff in die Tiefe des Erdloches hinab, und warf die Eyer beständig heraus, so wie die Schildkröte sie legte; auf diese Art sammelten wir in einer Zeit von etwa 10 Minuten an 100 Eyer. Man berathschlagte nun, ob es zweckmäßig sey dieses schöne Thier unsern Sammlungen einzuverleiben; allein das große Gewicht der Schildkröte, für welche man ein besonderes Maulthier einzig und allein hätte bestimmen müssen, und überdieß die Schwierigkeit, die ungefügige Last aufzuladen, bestimmte uns, ihr das Leben zu schenken und mit ihrem Tribut an Eyern uns zu begnügen; die Vignette des 8ten Abschnittes (in der 4to Ausgabe) giebt eine genaue Vorstellung dieser originellen Scene. Diese colossalen Thiere, die Midas- und die weichschalige Schildkröte (Testudo Mydas und coriacea), so wie die Testudo Caretta oder die Cauane, legen besonders in diesen unbewohnten Gegenden der Küste, zwischen dem Riacho und dem Mucuri, ihre Eyer in den wärmsten Monaten des Jahres in den Sand; sie steigen dazu in der Abenddämmerung ans Land, schleppen ihren schweren Körper auf die Sandküste hinauf, höhlen ein Loch aus, legen ihre Eyer hinein, füllen es wieder mit Sand an, den sie fest stampfen, und eilen ein oder zwey Stunden nach Untergang der Sonne dem Meere schon wieder zu. Auch diese Schildkröte, die uns so reichlich versorgt hatte, fanden wir nicht mehr, als wir nach einigen Stunden auf den Strand zurückkehrten; sie hatte ihr Loch verdämmt und ihre breite Spur im Sande zeigte, daß sie ihrem Elemente wieder zugekrochen war. Eine einzige dieser Schildkröten kann einer ganzen Gesellschaft mit ihren Eyern eine hinreichende Mahlzeit verschaffen, denn die Midas-Schildkröte soll gewöhnlich 10 bis 12 Dutzend, und die weichschalige, welche den größten Umfang erreicht, 18 bis 20 Dutzend auf einmal legen. Diese Eyer sind ein sehr nahrhaftes Essen und werden daher an den öden unbewohnten Küsten von den

Indiern, und in der Nähe der Colonie selbst von den Weißen begierig aufgesucht.

Unsere frugale Abendmahlzeil war sehr schnell abgethan; nach derselben zündeten wir zwischen den Gesträuchen von Zwergpalmen mehrere kleine Feuer an, um die Raubthiere von unsern Maulthieren abzuhalten. Am andern Morgen fanden wir im Sande die frischen Spuren der großen Katzen, die während der Nacht hier herumgetrabt waren. Nach der Versicherung des alten Simam soll in dieser Gegend der schwarze Tiger oder die schwarze Unze (Felis brasiliensis), der Yaguareté noir des Azara, nicht selten seyn; die Portugiesen nennen ihn Tigre oder Onça preta, schwarze Unze. Koster in seiner Reise erwähnt ebenfalls dieses furchtbaren Raubthiers (*), nennt es aber Felis discolor, — eine unpassende Benennung, da das ganze Thier wirklich nur eine Farbe hat. Am richtigsten kann man diese Katzenart von ihrem Vaterlande benennen, da sie ausschließlich in Brasilien gefunden wird; selbst Azara sagt uns, daß sie in Paraguay nicht vorkomme. Wir vermutheten die Stimmen dieser Raubthiere zu vernehmen, allein unser Schlaf wurde nicht unterbrochen und am folgenden Morgen brachen wir früh wieder auf. Der 1te Januar, welchen in unserm Vaterlande Schnee und Eis zu bezeichnen pflegen, brachte uns hier schon frühe um 7 Uhr warme Sonnenstrahlen, und am Mittag eine seltene, unerträgliche Hitze. Wir hatten am vergangenen Abend, da uns der Durst so sehr plagte, nicht sehr weit von einem trinkbaren Wasser uns gelagert ohne es zu wissen; denn kaum waren wir eine Stunde geritten, als wir die Barra seca erreichten, den Ausfluß einer Lagoa in das Meer, die zu gewissen Zeiten so klein wird, daß sie von demselben längs der Küste hin völlig getrennt ist, so daß man trocknen Fußes an der See hinreiten kann. Allein jetzt stand ihr Wasser noch hoch, daher mußten wir ihre tiefe reißende

(*) Kosters travels etc. p. 102.

Mündung passiren, welches einen langen Aufenthalt verursachte. Man lud alle Lastthiere wieder ab; die des Wassers kundigen Indier und Neger entkleideten sich, und nachdem sie auf ihren Köpfen die Kisten an das jenseitige Ufer gesetzt hatten, wurden auch wir Europäer sämmtlich hinüber getragen. Jenseits fanden wir die Ruine der Hütte eines hier ehemals unterhaltenen Quartels oder Militärpostens, in deren Nähe sich gutes trinkbares Wasser befand. In dieser Gegend hatten einige Indier übernachtet, wahrscheinlich um Schildkröteneyer zu suchen, und zu fischen, da die Barra seca sehr fischreich ist; auch befinden sich in ihrer Nähe große Campos (offene von Wald entblößte Stellen), die zur Viehzucht sehr geeignet sind. Die Hütten (Ranchos) jener Indier, von Palmblättern, waren noch zu sehen. In der Mittagsstunde gelangten wir zu einer Erdhöhle, in welcher sich eine Quelle von klarem frischem Wasser befand, eine Entdeckung, die in diesem Augenblick von unschätzbarem Werthe für uns war. Der Abend und die folgende Nacht wurden wieder in einer Wüsteney an der Küste zugebracht; hier bildete an einzelnen Stellen im tiefen Sande die Remiria littoralis einiges Gras, in Menge aber wachsen hier die Zwergpalmen, hinter welchen tiefer ins Land hinein der hohe Wald sich erhebt. Nur die Spuren der Raubthiere im Sande zeigen, daß hier einige lebende Wesen zuweilen umherwandeln. Wir hatten hier kein Trinkwasser, und daher auch beynahe nichts zu essen. Bey Annäherung der Nacht wurde eine starke sichere Hütte von Cocosblättern vollendet, woran wir sämmtlich gearbeitet hatten. Wir hofften darin von der Ermüdung des Tages auszuruhen, allein unzählige Moskiten quälten uns dermaßen, daß an Schlaf nicht zu denken war. Unglücklicher Weise konnten wir uns auch vor ihnen nicht ins Freye retten, weil ein heftiger Gewitterregen herab stürzte. Am folgenden Morgen fand sich, daß alle unsere Lastthiere, um Wasser zu suchen, bis zu der Quelle zurück gelaufen waren, wo sie am vergangenen Mittag ihren Durst

gelöscht hatten; wir verlohren daher einen halben Tag, ehe wir sie wieder herbey holen konnten; glücklicher Weise hatten sich unsere Reitmaulthiere mehr in unserer Nähe gehalten, wir bekamen sie daher eher wieder und ritten einstweilen voran. Am Abend erreichten wir die Barra des S. Matthaeus, eines mäßigen Flusses mit angenehmen Ufern von Mangue- (Conocarpus - und Avicennia -) Gebüschen und weiter hinauf von Wald umgeben. Ein Paar Lanchas (kleine Seefahrzeuge) lagen am südlichen Ufer vor Anker; am nördlichen befindet sich die Povoaçáo, die den Nahmen Barra de S. Matthaeus trägt, und welche aus 25 Feuerstellen besteht. Der Fluß kommt aus den Urwäldern herab, die mit freyen Tapuya's angefüllt sind, macht mehrere kleine Cachoeiras, und ist etwa 9 Legoas aufwärts für Sumaca's schiffbar. Seine Ufer sind die fruchtbarsten der Comarca, da die Ameisen hier wenig Schaden anrichten sollen; auch findet man in seinen Wäldern viel Jacarandá, Vinhatico, Putumujú, Çergeira und andere nützliche Holzarten. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, unter welchen der Rio de Sta. Anna, der Rio Preto oder Mariricú und S. Domingos die beträchtlicheren sind. Er war jetzt stark, da gerade die Fluth eintrat, und niemand wollte daher auf unser Rufen und Schießen hören, um uns mit einem Canoe abzuholen. Wir irrten lange in Gebüschen und in tiefem Sande umher, und schon hatten wir uns beynahe in unser trauriges Schicksal, die Nacht hier ohne Feuer und Lebensmittel zubringen zu müssen, ergeben, als ein Canoe, von zwey Negersclaven geführt, herüber kam und uns einnahm. Unsere Tropa kam erst spät in der Nacht an, sie konnten jenen Bivouac eher ertragen, da sie Lebensmittel, Feuer und wollene Decken mit sich führten, und eine schöne Quelle unweit der Seeküste ihrem Durste Befriedigung gab.

In der kleinen Povoaçáo zu Barra de S. Matthaeus traten wir in einer Venda ab, deren Eigenthümer Capitam Regente genannt wurde. Unsere Papiere und die Empfehlungen

des Ministers verschafften uns überall eine sehr gute Aufnahme. Die Barra des Flusses S. Matthaeus liegt nach Arrowsmith 18¼°, nach Andern unter 18° 50′ oder wohl gar noch etwas hiervon abweichend; es scheint indeß die letztere Bestimmung richtiger zu seyn, da an der Stelle, wo jene Karte den S. Matthaeus angiebt, der Fluß Mucuri in die See fallen muß. Etwa 8 Legoas aufwärts ist die Villa de S. Matthaeus erbaut, deren Lage wegen einiger Sümpfe nicht die gesundeste seyn soll. Sie hat etwa 100 Feuerstellen, und zählt in ihrem Distrikt an 3000 weiße und farbige Einwohner. Als eine der neuesten Villa's der Comarca von Porto Seguro ist sie in erfreulicher Aufnahme. Ihre Bewohner bauen viel Mandiocca; man führt jährlich etwa 6000 Alkeren Farinha aus; außerdem aber auch Breter aus den benachbarten Urwäldern. Nur etwa 8 Legoas von Villa de S. Matthaeus aufwärts findet man noch bebautes Land, nehmlich bis zum Quartel von Galveyas, die letztere Schutzanlage gegen die Wilden. Etwa eine halbe Legoa von der Barra aufwärts befindet sich die Indier-Povoaçâo von Sta. Anna, die aus etwa 20 indischen Familien zusammengesetzt ist und an 70 Köpfe zählt. Bald nach unserer Abreise von hier wurde in Sta. Anna ein Botocude getödtet. Dieser Getödtete war ein bejahrter Mann, der in den Ohren und in der Unterlippe große Holzpflöcke trug. Herr Freyreiß, der im Monat Februar diese Gegend noch einmal besuchte, nahm dessen Kopf mit, und es befindet sich derselbe jetzt in den Händen des Herrn Professor Sparrmann.

In den Wäldern an den Ufern des S. Matthaeus giebt es noch sehr viele uncivilisirte Indier (Tapuyas oder Gentios), die hier sämmtlich mit den Weißen im Kriege leben. Noch in dem letztverflossenen Jahre kamen 17 Personen durch sie ums Leben. Auf dem nördlichen Ufer streifen Patachos, Cumanachos, Machacalis (von den Portugiesen auch Machacaris genannt; sie selbst sollen das r nicht gut aussprechen können)

und andere bis Porto Seguro hin. Auch die Botocudos ziehen hier häufig herum, und sollen hauptsächlich das südliche Ufer in Besitz haben; sie werden von den andern Stämmen gefürchtet, und gelten als Feinde der übrigen, die ihrer geringern Zahl wegen gegen sie gemeinsame Sache machen. Auf einer Fazenda, weiter aufwärts am Flusse, wurden die Pflanzungen von den Wilden häufig beraubt; da ersann der Besitzer derselben ein ganz eigenes Mittel, sich dieser feindlichen Gäste zu entledigen: Er lud eine eiserne Kanone, die sich auf der Fazenda befand, mit gehacktem Bley und Eisen, brachte ein Flintenschloß daran an, stellte sie auf dem schmalen Pfade, welchem die Wilden immer in Colonne zu folgen pflegten, auf, und legte ein Holz über diesen Weg, mit welchem der Abzug des Schlosses durch eine Schnur in Verbindung stand. Die Tapuyas erschienen in der Dämmerung, traten auf das Holz und die Explosion erfolgte, wie man beabsichtigt hatte. Als man herbey eilte um den Erfolg zu sehen, fand man die Kanone zersprungen, und an 30 Indier getödtet und verstümmelt theils noch auf dem Platze, theils hier und da im Walde zerstreut. Das Geheul der Entfliehenden soll man weit in der Gegend gehört haben. Seit dieser fürchterlichen Niederlage soll die Fazenda nie wieder heimgesucht worden seyn.

Im Flusse S. Matthaeus, dessen ursprünglich brasilianischer Nahme Cricaré ist, findet man eine naturhistorische Seltenheit, die heut zu Tage nur in sehr wenigen Flüssen der Ostküste gefunden wird; dies ist der Monati (Peixe Boi der Portugiesen). Über die Naturgeschichte dieses sonderbaren Thieres schwebt noch manche Dunkelheit; besonders ist sein innerer Bau noch immer nicht gehörig untersucht. Es findet sich in diesem Flusse ziemlich häufig, soll aber auch in die See gehen und längs der Küste hin zuweilen in andere Flüsse steigen; so hat man es z. B. im Alcobaça gefangen. Der Manati liebt zu S. Matthaeus besonders eine Lagoa oder ein Binnenwasser mit vielem Rohr und Gras bewachsen. Die Jagd

desselben ist nicht ohne Schwierigkeit. Der Jäger fährt mit einem kleinen Canoe vorsichtig und ohne Geräusch zwischen dem Grase und Schilf umher; erblickt er das Thier mit dem Rücken über dem Wasser, wie es gewöhnlich erscheint, wenn es mit Grasen beschäftigt ist, so nähert er sich ihm behutsam, und wirft einen an einem Strick befestigten Harpun nach ihm ab. Der Manati giebt viel Thran und sein Fleisch ist beliebt. Der Paukenknochen aus dem Ohr wird von dem unwissenden Volk als ein wirksames Arzeneymittel aufgehoben und theuer verkauft. Ob ich gleich während eines drey- bis vier-monatlichen Aufenthalts in dieser Gegend wiederholt die größten Versprechungen machte, um ein solches Thier zu erhalten, so wurden meine Hoffnungen doch nicht erfüllt, und ich mußte mich mit der Ansicht der ausgestopften Manati's begnügen, welche ich bey meiner Rückkehr aus Brasilien im Naturalien-Cabinet zu Lisboa sah.

Ausser dieser sonderbaren Thierart ernährt der Fluß S. Matthaeus eine große Menge von Fischen. Mehrere Arten einer Gattung, die man Piau nennt, besonders die eine, welche von ihrer Nahrung Piau de Capim (Gras-Piau) genannt wird, finden sich zur Zeit des hohen Wassers besonders auf überschwemmten Grasplätzen ein. Hier fahren die civilisirten Indier mit ihren kleinen leichten Canoen umher, und schießen diese Fische mit Pfeilen. Diese Art von Fischjagd findet man an vielen Orten unter den Indiern. Der dabey gebräuchliche Bogen ist 2½ bis 3 Fuß lang, und von der Größe des Kugelbodocks, der etwa 3 Fuß lange Pfeil ist von Taquara (Rohr) und mit einer Spitze von Holz oder von Eisen, welche an jeder Seite einen Widerhaken hat, versehen.

Etwa eine halbe Legoa von S. Matthaeus ergießt sich der kleine Fluß Guajintiba in die See. Auf diesem pflegt man sich einzuschiffen, und 3 Legoas nach der Fazenda von As Itaúnas zu machen, welche dem Ouvidor der Comarca von Porto Seguro, Marcelino da Cunha gehört. Der kleine aber jetzt starke Fluß hat dicht mit Gebüsch bewach-

sene Ufer; am häufigsten sieht man, besonders nach der See hinab, die Mangue-Gebüsche, deren Rinde mit Vortheil zum Gerben der Häute benutzt wird. Das Wasser des Flusses ist dunkelbraun, wie an den meisten kleinen Waldflüssen in Brasilien, und sehr fischreich; einige Fischer hatten eben, als wir vorüber fuhren, ein ganzes Canoe voll schöner Fische gefangen. Wir landeten an einer verödeten und wie es schien verlassenen Pflanzung, wo die köstlichsten Ananasse (Bromelia) verwildert wuchsen, groß, saftig und aromatisch. Die eßbare Ananas wird in Brasilien nicht verwildert gefunden, allein man zieht sie sehr häufig in den Pflanzungen, und da wuchert sie dann gleich einer wilden Pflanze fort. Man benutzet sie hier auch, um Brandwein daraus zu machen. Gleichen Gebrauch macht man von der Frucht des Acajù-Baumes (Anacardium). Der Acajù-Baum (Cajùeiro) wächst in Brasilien an der Ostküste überall in sandigen Gegenden. Sein Wuchs gleicht dem unseres Apfelbaumes; er hat starke Äste und einzeln stehende Blätter, und giebt daher wenig Schatten; die Blüthe ist klein und hellröthlich; die schwärzliche nierenförmige Frucht sitzt auf einem fleischigten Fruchtboden, die die Gestalt und Größe einer Birne hat. Diesen Theil der Frucht ißt man, er hat aber eine etwas herbe Säure. Den schwarzen Kern röstet man; er ist alsdann sehr schmackhaft, jedoch muß er vorher geschält worden seyn. Der Saft des fleischigten Theils der Frucht ist, da er auf den Urin wirkt, ein sehr wirksames Mittel für alle venerische Übel und für die Wassersucht.

Gegen Abend ward unsere Fahrt um so angenehmer, als wir hier von keinen Moskiten geplagt wurden, die uns sonst die schönsten Abende verdarben. Hoher, finsterer Wald bildete romantische Gruppen an den Ufern, und der heitere Vollmond, der jetzt hervortrat, vollendete noch das reizende Gemählde. Von der Fazenda her tönte uns von fern schon die Trommel der Schwarzen entgegen. Die Negersclaven behalten gar gern ihre vaterländischen Gebräuche, so viel sie können, bey; so

sieht man unter ihnen alle die musikalischen Instrumente, von denen die Reisebeschreiber von Afrika reden, und unter diesen spielt die Trommel eine Hauptrolle. Wo auf einer Fazenda viele Neger zusammen leben, da feyern sie, wie schon oben gesagt worden, ihre Feste, bemahlen und kleiden sich wie in ihrem Vaterlande, und führen ihre National-Tänze auf. Dies sieht man zum Beispiel in Rio de Janeiro sehr originel auf einem besondern dazu bestimmten Platze vor der Stadt. Wir fanden auf der Fazenda von As Itaúnas auch einen jungen Puri, der vom Ouvidor aufgezogen wird; er sprach schon portugiesisch und soll von sehr guter Gemüthsart seyn. Die wenigen Worte, die wir von seiner Muttersprache verstanden, erwarben uns bald sein Vertrauen. Leid that es uns, daß wir unsern jungen Puri von S. Fidelis, der am Jucù zurückgelassen war, jetzt nicht bei uns hatten. Itaúnas ist eine Vieh-Fazenda mit einem Coral für das Rindvieh, und einer schlechten Hütte, wo einige Neger und Indier die Thiere warten. Der Besitzer hat hier einige indische Familien versammelt, die mit der Zeit eine Ansiedelung bilden sollen; sie waren früherhin bestimmt, die Seeküsten gegen die Tapuya's zu schützen, daher wird Itaúnas eigentlich als ein Quartel angesehen. Einige Indier, die zufällig mit uns dieselbe Bestimmung hatten, begleiteten uns nordwärts von Itaúnas. Sie waren mit ihren Gewehren versehen und des Weges vollkommen kundig. Wir durchritten ein Paar kleine Bäche, den Riacho Doçe und den Rio das Ostras, die beide sehr unbedeutend sind, aber aus einem mahlerischen finstern Waldgrunde voll schöner Cocospalmen hervor tretend, eine romantische Gegend bilden. Etwas später erreichten wir eine sehr verrufene Stelle, an der man schon öfters feindliche Tapuya's getroffen hat. Diese Stelle führt den Nahmen Os Lenzôes (die weißen Tücher), weil hier an einer felsigen Landspitze blendend weißer Sand mit Grasboden abwechselt, und es darum von der See aus scheint, als habe man hier weiße Tü-

cher aufgehängt. Die Patachos, welche diese Gegend bewohnen, hatten seit langer Zeit Friede gehalten, als einer ihrer Landsleute getödtet und sie dadurch zu Feindseligkeiten angereizt wurden. Unweit des Rio das Ostras trafen wir zufällig an der Sandfläche auf der See ein Jacaré von etwa 5 Fuß Länge, das wahrscheinlich aus einem Flüßchen in das andere über Land hatte wandern wollen, und während dieser Reise von uns überrascht worden war; zu seiner Rechten hatte es die Felswand, zur Linken das Meer, es konnte daher nicht ausweichen und blieb unbeweglich sitzen. Bey heftigem Reizen mit einem Stocke biß es wohl ein wenig um sich, dennoch konnte man es ohne Gefahr angreifen. Dies Thier, welches jung so gewandt und schnell ist, scheint, wenn es älter wird, auf dem Lande äusserst unbehülflich zu seyn, denn es kroch nur sehr langsam fort. Nach einem Wege von etwa zwei Legoas erreichten wir den Bach Barra Nova mit einer kleinen Povoaçâo von einigen Häußern, die auf einer mäßigen aber stillen Höhe erbaut sind. Hier ruheten wir während der Mittagshitze und erreichten dann mit der Abenddämmerung die Mündung des Mucuri, eines nicht sehr starken schönen Flusses, der aus dichten Wäldern hervor tritt; Mangue-Gebüsche an seinen Ufern geben ihm hier ein freundliches Ansehen.

Villa de S. José do Port' Allegre, gewöhnlich de Mucuri genannt, ist am nördlichen Ufer des Flusses unweit seiner Mündung erbaut. Es ist ein kleiner Ort von 30 bis 40 Häusern, in deren Mitte eine kleine Kapelle steht, und bildet ein, an der vordern Seite nach dem Flusse zu, offenes Quadrat. Die Häuser sind klein, und beynahe sämmtlich mit Stroh gedeckt; Schaafe, Schweine und Ziegen weiden auf dem innern Platze umher. Die Einwohner großentheils Indier, sind arm und haben keinen Handel; sie führen zuweilen etwas Farinha aus, allein Engenhos giebt es hier am Flusse gar nicht; nur der Escrivam (Amts- oder Stadtschreiber) der Villa ver-

kauft Brandwein und einige andere Lebensbedürfnisse. Außerdem befindet sich hier ein Geistlicher, und zwei der Einwohner versehen abwechselnd das Amt des Juiz (Richter) wie in allen Villa's von Brasilien. Der Geistliche des Orts, Herr Padre Vigario Mendes, ist der einzige Bewohner dieser Gegend, der eine etwas bedeutende Fazenda besitzt; er hat daselbst einiges Rindvieh, das ihn mit Milch versieht,— eine wahre Seltenheit an dieser Küste! Herr Mendes, dem wir durch den Minister Conde da Barca besonders empfohlen waren, empfing uns sehr zuvorkommend. Der Minister besaß hier am Flusse Mucuri ansehnliche Ländereyen, denen man jetzt Sicherheit vor den Wilden zu verschaffen beschäftigt war. Die hiesigen Wälder sind mit einer Menge des kostbarsten Holzes angefüllt. Um sie zu benutzen, hatte man die Absicht, ein Holzsägewerk hier anzulegen, und ein Mühlenmeister aus Thüringen, Nahmens Kramer, erhielt den Auftrag, dasselbe einzurichten. Alle vorzügliche Holzarten der Ostküste finden sich beynahe hier vereint, Jacarandà, Oitiçica, Jiquitibà, Vinhatico, Çedro, Caicheta, Ipè, Peroba, Putumujù, Pao Brazil u. s. w. Da indessen jene Gegend bis jetzt noch ganz im Besitz der Patachos und der wilden Thiere, und deshalb die Anlegung des Holzsägewerks noch nicht ausführbar war, so gab der Minister zuvörderst dem Ouvidor (Oberamtmann) der Comarca von Porto Seguro, José Marçelino da Cunha, den Befehl, sich hierher zu begeben, die nöthigen Leute zur Anlegung einer Fazenda und der zum Unterhalt der Bewohner und Sclaven nöthigen Pflanzungen zusammen zu bringen und sie gegen die Anfälle der Tapuyas zu schützen. Es traf sich zufällig, daß der Capitam Bento Lourenzo Vas de Abreu Lima, ein Bewohner von Minas Novas, welcher mit 22 Bewaffneten von den Gränzen der Capitania von Minas Geraës am Mucuri herab, durch die Wildnisse durchgebrochen war, gerade in dieser Zeit glücklich die Seeküste erreicht hatte. Durch sein unerwartetes Erscheinen in der

Villa do Port' Allegre bewogen, gab der Minister dem Ovidor auch noch den Auftrag, mit den nöthigen Leuten jenen unternehmenden Mineiro zu unterstützen, um auf der von ihm gemachten Picade eine völlig gangbare Straße durch jene Wälder hinauf schlagen zu lassen. Ich hatte die Freude, diesen interessanten Mann hier zu finden, und erfuhr von ihm die nähern Umstände seiner kühnen, äußerst merkwürdigen und gefahrvollen Unternehmung. Mit Nachsuchen nach Edelsteinen beschäftigt, faßte er bei seinem täglichen Aufenthalt im Walde den Entschluß, jene dichten Wildnisse zu durchbrechen und längs des Flusses, den er für den S. Matthaeus hielt, hinab vorzudringen. Er ließ einige Jahre hindurch auf eigene Kosten eine Straße durch den Wald fortführen, und als die Arbeit bis zu einem gewissen Grade vorgerückt war, unternahm er zu Fuß diese Reise mit 22 Soldaten und bewaffneten Freywilligen. Er stieß auf die Aldea des Capitam Tomé, eines berühmten indischen Anführers, welcher Indianer von verschiedenen Stämmen in den innern Waldungen am obern Mucuri versammelt hatte; schon früher hatte er an dieser Stelle viele von ihnen getauft. Jetzt besteht die Aldea nicht mehr, da der Heerführer gestorben ist; doch sieht man an der Stelle, wo sie stand, noch verwilderte Bananenstämme und andere Gewächse, welche gegenwärtig von umherziehenden Wilden benutzt werden. Nach einer Reise von etwa 50 Tagen gelang es dem Capitam, die Seeküste zu erreichen, wo er nun erst bemerkte, daß er nicht dem S. Matthaeus, sondern dem Mucuri gefolgt sey. Diese Reise war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden. Oft fehlte es der Truppe an Lebensmitteln; es zeigten sich ihnen alsdann keine jagdbaren Thiere und der Fischfang war nicht ergiebig. Sie kaueten dann einige Früchte und Wurzeln, oder hielten sich mit etwas Palmit oder wildem Honig, den sie im Walde fanden, hin, bis ein glücklicher Zufall wieder ein Thier ihnen in den Schuß führte. Auf Botocudos, die in dem obern Theile dieser Wäl-

der wohnen, trafen sie zum Glück nicht, allein sie fanden oft die verlassenen Hütten derselben und vermutheten selbst, einigemal von jenen Wilden beobachtet worden zu seyn. Zur Jagd und zum Schutz gegen die Wilden waren dem Capitam die verschiedenen indischen Soldaten sehr nützlich; denn er hatte Capuchos und andere, auch selbst einen unter den Portugiesen aufgezogenen Botocuden unter seinen Leuten. Bei dem vier Tagereisen weit den Fluß aufwärts sich befindenden Falle des Mucuri hätten sie bald ihr sämmtliches Gepäck verlohren; sie hatten nehmlich ein Floß von Baumstämmen erbauet, um ihre Gewehre, Lebensmittel, Kleider u. s. w. darauf zu laden; das Fahrzeug wurde aber vom Strome fortgerissen, das Gesträuch am Ufer streifte die ganze Ladung ab, und nur mit der größten Mühe fischte man die Waffen noch aus dem Wasser. An den letzten Tagen dieser kühnen, gefährlichen Waldreise trat eine völlige Hungersnoth unter der Truppe ein; schon waren sie davon ganz entkräftet, als sie unerwartet, etwa zwei Tagereisen von der Villa de Mucuri, die letzte unbewohnte Pflanzung am Flusse, welche zu Morro d'Arara gehört, erreichten. Mit Heißhunger fiel die ganze Gesellschaft über die rohen Mandioccawurzeln her, unter welchen sich unglücklicher Weiße auch viel Mandiocca brava, eine schädliche Art (*), befand. Ein heftiges Erbrechen, welches auf den Genuß derselben erfolgte, hatte die muthlosen Abentheurer noch mehr geschwächt, als einige ihrer Jäger so glücklich waren, einen großen Anta (Tapirus americanus) zu erlegen. Alle konnten sich nun durch eine gesunde Nahrung wieder stärken. Am folgenden Tage erreichte die vielgeprüfte Truppe das Ziel ihrer kühnen Anstrengungen und rückte in der Villa zu Mucuri unter dem Freudenfeuer und dem Jubelruf der Einwohner ein. Nunmehr sollte auf der Picade des Capitams die Straße durch jene Wälder eröffnet werden, und man erwartete dazu nur noch die Ankunft des Ouvidor. Nach und nach fanden sich schon die

(*) Selbst der ausgepreßte Saft dieser Art Mandiocca ist schädlich und tödtet Thiere, zum Beispiel Schaafe, wovon uns Koster p. 370 ein Beispiel erzählt.

dazu bestellten Waldarbeiter von S. Matthaeus, Viçóza, Porto Seguro, Trancozo und andern Orten der Ostküste, meistentheils Küsten-Indier, ein.

Zwischen den Gebürgen von Minas Geraës und der schwach bewohnten Ostküste dehnen sich weite Wildnisse aus, in welchen noch viele Horden von den freyen wilden Stämmen der Urbewohner umherziehen, die auch wahrscheinlich sich noch lange von den Portugiesen unabhängig erhalten werden. Diese Wildnisse sucht man von verschiedenen Punkten aus mit gangbaren Straßen zu durchbrechen, um die Produkte von Minas der ärmern menschenleeren Küste leichter zuführen, und ihnen eine schnellere Verbindung mit den Hauptstädten und dem Meere verschaffen zu können. Da die Flüsse die schnellste Communication gestatten, so hat man diese Straßen auf und an denselben fortzuführen beschlossen. Man eröffnete eine derselben am Mucuri, eine andere am Rio Grande de Belmonte, eine dritte am Ilheos, und noch zwei andere ist man beschäftigt am Espirito Santo und am Itapemirim nach Minas zu führen.

Die Wälder in der Gegend des Mucuri werden hauptsächlich von Patachos bewohnt. Botocudos streifen nur zuweilen durch dieselben an die Küste herab. Übrigens halten sich noch mehrere Stämme der Tapuyas in jenen Einöden auf; an den Gränzen von Minas leben förmlich angesiedelt die Maconi's, die Malali's und andere. Die Capuchos oder Caposch-Indianer dagegen, die Cumanachos, Machacali's und die Panhamis (Paniamis) ziehen noch in den Wäldern umher. Die letztern vier Stämme sollen sich mit den Patachos verbunden haben, um vereint den zahlreichern Botocudos die Spitze bieten zu können. Diese Stämme scheinen, nach der Ähnlichkeit in Sprache, Sitte und Gebräuchen zu urtheilen, einander näher verwandt zu seyn. Von den Maconi's, die für sich allein leben, wurden vor etwa 20 Jahren viele getauft, andere taufte Capitam Bento Lourenzo, als er sich unter ihnen befand. Sie haben sich jetzt zum Theil am Mucuri angebaut;

ein anderer Theil derselben soll aber mehr nördlich, nach dem Flusse Belmonte hin, wohnen; dieser Stamm steht am Rio Doçe im Rufe großer Wildheit, wiewohl, näheren Nachrichten zufolge, mit Unrecht. Die Malali's, ein jetzt nur noch sehr schwacher Stamm, wohnen weit oben am Rio Doçe bey dem Destacamento von Passanha, und haben sich in der Nähe desselben unter dem Schutze der Portugiesen niedergelassen, um sich vor ihren Feinden, den Botocudos, zu schützen. Die Sprachen dieser beyden Stämme, von denen man einige Proben in dem Anhange zum zweiten Theile dieses Reiseberichts finden wird, weichen sehr von jenen der andern Stämme ab. Die fünf vereinten Stämme haben, wie bemerkt worden, im Allgemeinen verwandte Bildung, Sitten und Sprache. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe, und stecken in die Öffnung ein kurzes, dünnes Rohrstäbchen, welches sie an dem einen Ende mit Urucú roth färben. Ihre Haare schneiden sie im Genicke und über den Augen rund ab; einige scheeren selbst den größten Theil des Kopfes. Übrigens bemahlen sie, wie alle Tapuyas, ihren Körper mit rother und schwarzer Farbe. Sie glauben sämmtlich im Donner ein mächtiges Wesen zu vernehmen, das sie Tupan nennen: ein Wort, welches vielen Stämmen, unter andern auch den Puri's, angehört, und selbst den Küstenstämmen der Tupi's gemein war. Nahe Blutsverwandte sollen einander nie heirathen, übrigens aber binden sie sich an keine Regel und folgen ganz ihren Neigungen. Junge Mädchen sehen es als das höchste Zeichen ihrer Gunst gegen junge Männer an, wenn sie dieselben bemahlen, zu welchem Ende sie gewöhnlich etwas Urucú bey sich tragen (*). Die Patachos zeigten sich am Mucuri bis jetzt immer feindselig, noch unlängst erschossen sie auf der Fazenda des Herrn João Antonio einen Indier in der Thüre seines Wohnhauses.

(*) Außer den hier genannten Stämmen der Urbewohner werden für diese Gegend in der Corografia brasilica T. II. p. 74 noch einige andere angeführt, deren Nahmen ich aber an der Ostküste nie nennen hörte.

Nachdem wir uns zehn Tage hier verweilet, setzten wir unsere Reise fort. In angenehmer Nachtkühle verließen wir bey dem schönsten heitersten Mondlichte den Mucuri; der Vollmond spiegelte sich mild und freundlich auf der breiten Fläche des ruhig glänzenden Meeres, und entschädigte uns für die Einförmigkeit des Weges auf der ebenen Sandküste; sanft von ihm beleuchtet schwebte über uns die große Nachtschwalbe, aber leider für unsere Jagdgewehre in unerreichbarer Höhe (*)

Von dem Mucuri bis zum Peruipe, einem andern Flusse, hat man fünf Legoas. Ehe man die Landspitze der Seeküste erreicht, führt der Weg nach der Villa Viçoza; hier verirrten wir uns und kamen an die Mündung der Peruipe, wo einige Fischerhütten herum lagen. Wir sahen uns genöthigt, wieder zurück zu gehen. Es war heller Tag, als wir durch die Gesträuche zu einem Wiesenplatze am Flusse gelangten, wo wir unter einem reizenden Cocospalmen-Haine, die aus etwa 100 Häusern bestehende Villa Viçoza erblickten. Ein durch seine Größe unter den herumstehenden niedern Wohnungen sich auszeichnendes, weiß beworfenes Gebäude erkannten wir sogleich für das Haus der Camara, oder das königliche Gebäude, ritten hier an, und fanden den Ouvidor in Gesellschaft von zwey See-Capitainen, den Herrn José da Trindade und Silveira José Manoel de Araujo, die von der Regierung beauftragt waren, die Küste in dieser Gegend astronomisch genau zu bestimmen und eine Karte von derselben zu verfertigen. Übrigens war das Gefolge des Ouvidors von der seltsamsten Zusammensetzung, denn außer einigen Portugiesen und Negersclaven, hatte er zehn bis zwölf junge Botocudos von Belmonte und einen jungen Machacali bey sich.

(*) Dieser Vogel ist eine bis jetzt noch unbeschriebene Art dieses Geschlechts, welche ich Caprimulgus æthereus nannte, da er bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft steigt, und dort gleich einem Falken schwebend steht. Er wird 22 Zoll lang, und hat ein roströthlich, dunkelbraun und schwärzlich geflecktes Gefieder. Die obern kleinen Flügeldeck-Federn bilden einen schwärzlich braunen Fleck. Eine schwarzbraune gefleckte Querbinde bezeichnet das Ende der Brust.

Der Anblick der Botocudos befremdete uns über allen Ausdruck, wir hatten nie dergleichen sonderbare auffallend häßliche Wesen gesehen. Ihre originellen Gesichter waren durch große Blöcke von Holz, die sie in den Unterlippen und den Ohrläppchen trugen, verzerrt; die Lippe tritt dadurch weit hervor, und die Ohren hängen bey einigen wie große Flügel bis gegen die Schultern herab; ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Sie waren schon sehr vertraut mit dem Ouvidor, der sie im Zimmer beständig um sich hatte, um ihr Zutrauen immer mehr zu gewinnen. Er hatte einige Leute, die botocudisch sprachen, und ließ uns Proben ihres Gesanges geben, der einem unartikulirten Geheul gleicht. Die meisten dieser jungen Indier hatten kürzlich die Pocken gehabt, sie waren noch über und über mit Narben und Flecken bezeichnet, welches bey ihrem durch die Krankheit abgemagerten Körper ihre natürliche Häßlichkeit noch bedeutend vermehrte.

Die Pocken, zuerst durch die Europäer in diese Gegenden gebracht, sind den Indiern im höchsten Grade gefährlich; viele ihrer Stämme sind durch diese Krankheit völlig aufgerieben worden. Auch von der Begleitung des Ouvidors waren mehrere in Caravellas gestorben; die meisten aber hatte man wieder hergestellt und zwar, wie man mir versicherte, durch Brandwein, den man ihnen in Menge gegeben hatte. Die Wilden haben vor dieser Krankheit eine schreckliche Furcht. Grausam und schauderhaft ist, was man mir von einem gewissen Pflanzer erzählte. Derselbe soll, um sich an den Tapuyas, seinen Nachbaren und Feinden, zu rächen, Kleidungsstücke, welche an den Pocken Gestorbene getragen hatten, in den Wald haben legen lassen, und viele dieser Wilden sollen durch diese unmenschliche Maßregel elend ums Leben gekommen seyn.

Als der Ouvidor die Reise nach dem Mucuri antrat, schifften wir uns ein, um zuerst Caravellas und den Fluß Alcobaça zu besuchen. Das Canoe glitt den schönen grün eingefaßten Peruipe hinunter, und wendete sich dann da,

wo der Fluß in die See östlich mündet, in einen breiten Seitenarm hinein, der mit dem Caravellas in Verbindung steht. Cocospalmen erheben bey der Villa ihre stolzen Gipfel, und geben der Landschaft einen schönen originellen Charakter. Die Milch oder das in der Frucht sich befindende Wasser ist an den alten Nüssen, die man nach Europa bringt, sehr fade und von schlechtem Geschmack, hier aber werden sie etwas unreif abgenommen, und dann hat dieses Wasser etwas sehr angenehm Bittersüßliches, und ist dabey ungemein kühlend und erfrischend. Man bereitet hier zu Lande aus diesem wohlthätigen Geschenk der Natur verschiedene sehr wohlschmeckende Gerichte; so schabt man zum Beispiel die Nuß und kocht sie mit schwarzen Bohnen, denen sie einen angenehmen Geschmack mittheilt; auch verfertigt man daraus ein sehr gutes Confect mit Zucker und Gewürzen, das aber leider die Reise nach Europa nicht aushält. Ein Cocosbaum kann an hundert Früchte zugleich tragen, die man auf den Werth von 5 bis 6 Thalern anschlägt; hat man also eine Pflanzung von 3 bis 400 dieser Bäume, so gewährt dieselbe schon eine beträchtliche Einnahme. Man verkauft einen solchen gesunden Baum für 4000 Reis, etwa einen Carolin. Das Holz des Baumes ist ebenfalls sehr brauchbar, denn es ist zähe und hart; der Stamm bricht deswegen bey starkem Winde nicht ab, sondern biegt sich und knarrt heftig. Die Wurzeln bilden horizontal unter der Oberfläche der Erde ein dichtes Gewebe. Vom Peruipe südlich nach Rio de Janeiro hin, sind ächte Cocospalmen (Cocos nucifera, Linn.) eine wahre Seltenheit, allein von Viçoza an nördlich, besonders zu Belmonte, Porto Seguro, Caravellas, Ilheos, Bahia u. s. w. sind sie äußerst gemein, sie haben an der ganzen Ostküste den Nahmen Cocos da Bahia. Es scheint dieser Baum das Seewasser besonders zu lieben, denn er geräth da am besten, wo der Sand des Ufers vom Salzwasser bespühlt wird (*).

(*) Eine Bestätigung dieser Erfahrung giebt Herr von Humboldt in der Beschreibung seiner Reise. Band I. S. 457.

Eine Verdickung, die der Stamm dieser Art in der Jugend an seinem untern Ende hat, macht ihn sehr kenntlich. Auf der Wasserfahrt nach Caravellas wird man sehr häufig durch den Anblick kleiner Wäldchen von Cocospalmen erfreut; die ländlichen Wohnungen liegen aber sehr mahlerisch im dunkeln Schatten jener hohen Stämme. Das ganze Ufer bedecken dichte Mangue-Bäume (Conocarpus und Avicennia) deren zum Gerben nutzbare Rinde nach Rio de Janeiro gesandt wird. Der Besitzer einer Lederfabrik daselbst unterhält hier am Caravellas eine Menge Sclaven, blos um ganze Schiffladungen der Mangue-Rinde abzulösen und zu trocknen. Ein ansehnliches Schiff segelt hin und her, um diese Rinde zu transportiren, das auch deswegen den Nahmen des Casqueiro trägt. Es giebt mehrere Arten des Mangue-Baumes; zur Lederbereitung zieht man aber die Rinde der Mangue vermelha oder rothen Mangi (Conocarpus racemosa) vor, die sich durch niedern Wuchs und ein dickes eyförmiges Blatt merklich von der Mangue branca (Avicennia tomentosa) unterscheidet, welche ein schmales, längliches Blatt hat, eine eyförmige, etwas wollige, die Größe einer kleinen Pflaume erreichende Fruchtkapsel trägt, und schlanker und höher wächst. Unsere Fahrt war gegen Abend sehr angenehm, wir schifften aus einem Canal in den andern; denn zwischen Viçoza und Caravellas befindet sich ein wahres Flußnetz, das von einer Menge von Mangue-Inseln gebildet wird. In diesen Gebüschen schrieen eine Menge von Papageyen, aber alle waren von der Art des Curica (**). Auf den sonderbaren Wurzeln der Mangi-Bäume, welche hoch am Stamm entspringen, sich wölbend ins Wasser hinab senken, im Boden einwurzeln und dadurch vollkommene Bogengänge in mannigfaltigen Richtungen darstellen, sah man weiße Reiher unbeweglich sitzen. An der Rinde dieser Bäume sitzt eine kleine Art von Austern in Menge, und

(**) Psittacus ochrocephalus, LINN. oder amazonicus, LATHAM. S. LE VAILLANT hist. natur. des Perroquets pl. 110.

die bunte Krabbe, Aratù (*), lebt ebenfalls in großer Anzahl auf demselben.

Ein heftiges Gewitter, von einem Platzregen begleitet, überfiel uns hier, und hielt an bis zu unserer Ankunft in Caravellas, wo wir in der Dunkelheit eintrafen und im Hause der Camara, der Wohnung des Ouvidors, unsern Aufenthalt fanden. Caravellas ist die bedeutendste Villa der Comarca von Porto Seguro. Sie hat gerade und in rechten Winkeln sich durchschneidende Straßen, darunter fünf bis sechs Hauptstraßen und mehrere Nebengassen; alle aber ungepflastert und mit Gras bewachsen. Die ansehnliche Kirche liegt nahe bey dem Casa da Camara auf einem freyen Platze; die Häuser der Villa sind nett gebaut, jedoch meist nur ein Stockwerk hoch. Caravellas treibt einen beträchtlichen Handel mit den Produkten der Gegend, besonders mit Mandioccamehl, etwas Baumwolle u. s. w. Man führt zuweilen in einem Jahre 54,500 Alqueiren Farinha aus, welches, die Alqueire in mäßigem Preiße zu 5 Patacken oder Gulden gerechnet, einen Ertrag von etwa 272,500 Gulden giebt. Dieser Handel führt eine ziemliche Anzahl von Schiffen, aus Pernambucco, Bahia, Rio de Janeiro, Capitania und den andern Häfen der Ostküste hierher; dreyßig bis vierzig kleinere Fahrzeuge liegen zuweilen hier vereint, auch hat man oft Gelegenheit mit dem Casqueiro nach Rio zu reisen oder Briefe zu senden. Besonders geschäftig sind die Schiffe nach Pernambucco für den Transport des Mandioccamehls, da jene Gegend an diesem wichtigen Produkte Mangel leidet; trockene Jahre bringen zuweilen dort eine vollkommene Hungersnoth hervor, wie dieses auch Koster in seiner Reisebeschreibung bemerkt (**).

Da wir die Absicht hatten, nach der Reise an den Mucuri, wo wir einige Zeit zu verweilen gedachten, noch einmal

(*) Der in Brasilien Aratù genannten Krabbe erwähnt Marcgraf p. 185.

(**) S. Kosters travels etc. p. 123 u. a. a. O.

hierher zurück zu kehren, so hielten wir uns jetzt nur drey Tage auf, und reißten dann nach dem Alcobaça ab, der nördlich vom Caravellas durch die Urwälder herab kömmt. An demselben liegt eine Fazenda des Ministers Conde da Barca, Ponte do Gentio (die Brücke der Wilden) genannt, welche wir in Augenschein zu nehmen wünschten. Wir fuhren erst einige Stunden in einem Canoe den Caravellas aufwärts, und setzten dann die Reise zu Lande fort. Gegen Abend erreichten wir die kleine Fazenda de Pindoba, deren Eigenthümer Herr Cardoso, uns für die Nacht recht gastfreundschaftlich beherbergte. Die Gegend hier ist wild und voll von noch undurchforschten Waldungen, wo nur hie und da eine Wohnung oder Pflanzung zu finden ist. Da das Gespräch mit Herrn Cardoso sich auf diese Gegend und ihre Natur-Merkwürdigkeiten lenkte, ließ er einen Stein herbeyholen, den man unter der Oberfläche der Erde gefunden hatte; es war ein grober, in Figur einer kleinen Axt geschliffener Sandstein. Unser Haußwirth erklärte ihn aber für einen Donnerkeil (Corisco), der bey einem Gewitter in die Erde herabgefahren sey, und war eben so wie die übrigen Anwesenden mit unserer Erklärung: daß es ohne Zweifel ein von den Wilden verfertigtes und verlornes Instrument sey, höchst unzufrieden. Das Wunderbare hat für den ungebildeten Menschen immer den meisten Reiz.

Bey Pindoba setzten wir über einen kleinen Waldbach, bestiegen dann die von den Besitzern der benachbarten Fazenda's geliehenen Pferde, und ritten durch öde Wildnisse, in welchen Wald, Gebüsche und Haiden voll vom hohen Rohrgras mit einander abwechselten. Auf den zerstreut liegenden Fazenda's oder Rossen findet man große Schoppen, in denen man das Mandioccamehl, das Hauptprodukt dieser Gegend, in Menge bereitet. Diese Gebäude sind von allen Seiten offen, und bestehen nur aus einem von starken Pfeilern getragenen Rohr- oder Palmdache, unter welchem sich verschiedene große eingemauerte Pfannen zum Trocknen des Mehls befinden. In einem

Urwalde von schönen, schlanken, wild durchflochtenen Stämmen wurden wir durch den sonderbaren Chorgesang einer uns noch neuen Vogelart überrascht. Der ganze Wald erschallte von ihrem äußerst sonderbaren lauten Pfiffe, der aus fünf bis sechs durchdringenden Tönen zusammengesetzt ist. Diese lärmenden Waldbewohner waren hier in ganzen Schaaren versammelt, und wenn einer eine Stimme erschallen ließ, fielen gleich die übrigen alle ein. Unsere Jäger, von der lebhaftesten Neugierde ergriffen, warfen sich sogleich ins Gebüsch, aber ungeachtet ihrer Menge kostete es dennoch viele Mühe, endlich einige dieser Schreier zu erlegen. Dieser Vogel (*) hat die Größe einer Amsel, und eine sehr unansehnliche, schmutzig-aschgraue Farbe. Die Portugiesen an der Ostküste geben ihm den Nahmen Sebastiam und in der Provinz Minas Geraës nennt man ihn Drossel des Urwaldes, Sabiah do mato virgem. Am Ende des Waldes erreichten wir die Wohnung der Senhora Isabella, Besitzerin ansehnlicher Mandioccapflanzungen, einer äußerst wohlthätigen und deshalb in der ganzen Gegend beliebten Frau. Da sie im Rufe steht, mancherley Krankheiten heilen zu können, so kommen viele Leidende und Arme zu ihrem Hause, die sie entweder heilt oder doch beschenkt und mit Nahrungsmitteln versieht. Sie nahm uns sehr gastfreundschaftlich auf und gab uns auf die Reise ein kleines Schwein und eine große Ente mit, da wir, wie sie behauptete, in Ponte do Gentio würden Hunger leiden müssen. Bald erreichten wir den Fluß Alcobaça, der hier klein ist, und schifften uns auf demselben ein. Die Fahrt ging in der Abendkühlung etwa ein Paar Stunden weit aufwärts, bey der Fazenda des Herrn Munis Cordeiro vorbey; alsdann erreichten wir die auf dem nördlichen Ufer liegende Fazenda des Ministers. Die Farbe des Flusses, der

(*) Muscicapa vociferans: 10 Zoll lang; alle oberen Theile dunkel-aschgrau, an einigen Stellen etwas bräunlich oder gelblich überlaufen; alle unteren Theile etwas blässer aschgrau, Brust und Unterhals am dunkelsten, die Federspitzen der untern Theile hier und da etwas gelblich. Auf dem zoologischen Museum zu Berlin hat man ihn unter dem Nahmen Muscicapa ampelina aufgestellt.

fischreich ist und viele Jacaré's nährt, ist dunkel; seine Ufer sind durchaus mit schönen, dichten Gebüschen und Waldungen bewachsen; im Wasser selbst wächst die Aninga (Arum liniferum, Arruda). Ponte do Gentio ist eine Fazenda mit einem dazu gehörigen Stück Land, welche der Minister von den Erben des Capitam Mor, João da Sylva Santos gekauft hat, und befand sich früher in einem sehr blühenden Zustande. Ihr vormaliger Besitzer war ein unternehmender Mann, der in mehreren Zügen gegen die Wilden bewiesen hatte, daß er sie nicht fürchte, der aber auf seiner Fazenda immer mit ihnen in Friede lebte. Er war auch der erste, welcher den Fluß Belmonte bis Minas Novas hinauf beschiffte. Nach seinem Tode kam das Gut durch Mangel an gehöriger Aufsicht in Verfall. Anstatt den Frieden mit den Wilden zu unterhalten, reizte man sie. Ein Neger hatte einen der Wilden von dem Stamme der Patachos im Walde erschossen; dies entrüstete die Wilden, die, um sich zu rächen, die Neger in einer der Pflanzungen überfielen, und drey von ihnen mit ihren langen Pfeilen tödteten. Hiedurch vermehrte sich die Unordnung und mit ihr fiel der Werth der Fazenda; der Minister kaufte sie für einen sehr geringen Preis. Jetzt sucht man den Frieden mit den Wilden wieder herzustellen und die Fazenda wieder besser zu bewirthschaften. Gegenwärtig befinden sich hier einige indische Familien, sechs Familien der Ilhores (Bewohner der azorischen Inseln), neun Chinesen, einige Negersclaven und ein Portugiese als Feitor (Verwalter). Die Chinesen hatte die Regierung nach Rio de Janeiro kommen lassen, um dort Thee zu bauen; späterhin wurden einige nach Caravellas und andere hierher geschickt, um im Taglohn zu arbeiten; allein sie sind zu träge und verrichten nur äußerst leichte Arbeiten. Sie bewohnen zusammen ein kleines Haus; einer von ihnen ist Christ geworden und hat eine junge Indierin geheirathet. Die Gebräuche ihres Vaterlandes haben sie auch hier beybehalten: sie feyern ihre Festtage, essen alle Arten von Geflügel besonders

gern, und sollen in der Wahl ihrer Lebensmittel nicht besonders streng seyn. In ihrer Rohrhütte haben sie alles äußerst nett und sauber eingerichtet. Ihre Betten zum Beyspiel sind mit feinen weißen Vorhängen versehen, die auf das netteste drappirt und an den Seiten mit sehr zierlichen bronzenen Haken aufgezogen sind. Diese zierlichen Betten machen einen sonderbaren Contrast mit der elenden Rohrhütte, in der sie aufgestellt sind. Die Chinesen schlafen übrigens auf einer freyen Rohrmatte und ruhen mit dem Kopfe auf einem kleinen runden Kissen. Ihre Mahlzeit von Reis sahen wir sie nach ächt chinesischer Art mit zwey kleinen Stäbchen zu sich nehmen. Sie sahen es sehr gern, wenn wir sie besuchten; alsdann erzählten sie uns in äußerst gebrochener portugiesischer Sprache von ihrem geliebten Vaterlande, und wie es dort so viel besser sey als in Brasilien. Auch öffneten sie uns ihre Kasten, in welchen sie schlechtes chinesisches Porcellain und eine große Menge von Fächern aller Art, die sie zum Verkauf mit sich genommen hatten, sorgfältig verwahrten. Das Gebäude der Fazenda mit der Mandiocca-Fabrik liegt in einer kleinen Vertiefung nahe am Flusse zwischen zwey Höhen. Ersteigt man die östlichste derselben, wo die Povoaçâo ist, so überschaut man die ganze weite Gegend, und so weit das Auge trägt, ist alles bis zum fernsten Horizont ohne Unterbrechung mit finstern Urwäldern bedeckt; nur am rechten Ufer des Flusses zeigen sich einige wenige Stellen, wo Menschen sich angebaut haben.

Wir durchstrichen die nahen Wälder mit unsern Jägern und mit einigen hier wohnenden trägen Mamelucken. Mancherley Thiere wurden erlegt, unter andern erhielten wir hier zum erstenmale das gemeine Faulthier (Bradypus tridactylus Linn.), da wir bis jetzt nur immer das mit dem schwarzen Halskragen (Bradypus torquatus, Illigeri) gesehen hatten. Hier hätten wir bald das Unglück gehabt, Herrn Freyreiss zu verlieren. Er hatte sich eines Morgens allein mit der Flinte auf die Jagd begeben und kam Mittags zur gewöhnlichen Zeit nicht

zurück. Es wurde Abend, und die Dunkelheit nahm immer mehr zu, und noch immer erwarteten wir ihn vergeblich. Mit jeder Minute wurde unsere Besorgniß um ihn größer, ich ließ daher mehrere Leute beständig schießen, um ihm ein Zeichen zu geben; endlich hörten wir aus weiter Ferne den schwachen Laut eines Schusses. Nun ließ ich schnell die Indier, mit brennenden Fackeln oder vielmehr mit glimmendem Holze versehen, nach der Gegend hin vordringen, von woher der Schuß war gehört worden. Glücklicherweise fanden sie den Verirrten, und kehrten um Mitternacht mit ihm zurück. Sehr ermüdet und entkräftet erreichte er die Fazenda und erzählte uns nun sein gefahrvolles Abentheuer. Er war eine bedeutende Strecke einem wenig gangbaren Waldpfade gefolgt, der plötzlich aufhörte; er ging weiter und weiter, und als er zurück kehren wollte, hatte er die Richtung gänzlich verloren. Nun brachte er den ganzen Tag zu, um sie wieder aufzusuchen, und zeichnete die Bäume, um zu bemerken, wo er bereits gewesen war, aber alle Versuche sich zu orientiren, verunglückten; er erstieg endlich einen Berg und hoffte dort durch die freyere Aussicht sich wieder zu finden, allein auch dies war umsonst, überall zeigte sich ununterbrochener Urwald. Endlich fand er einen Waldbach, und watete in demselben hinab, in der Hoffnung, den Alcobaça zu erreichen und an dessen Ufer sich zur Fazenda zurück zu finden; auch diese Hoffnung täuschte ihn, denn der Bach breitete sich bald in einen Sumpf aus und versiegte. Jetzt wurde seine Lage im höchsten Grade beunruhigend. Durch Mangel an Nahrung erschöpft, durch den mühsamen Gang erhitzt, von dem Wasser des Waldbaches durchnäßt, sank er ermattet nieder. Aber nun brach die Dämmerung ein; er sammelte seine Kräfte und erbaute sich eine kleine Hütte von Palmblättern. Hier quälten ihn aber die Moskiten auf eine schreckliche Weise, aber nicht minder beunruhigte ihn die gegründete Besorgniß vor den Wilden und vor Raubthieren, um so mehr, da er aus Mangel an nöthigen Geräthschaften kein Feuer anzünden konnte, um

sie abzuhalten. So war er darauf gefaßt den wiederkehrenden Tag zu erwarten, der ihm jedoch wenig tröstliche Aussichten eröffnen konnte, da er die Richtung des Weges nur durch einen glücklichen Zufall wieder zu finden hoffen durfte, und mit Pulver und Bley so schwach versehen war, daß er nicht lange durch die Jagd sein Leben hätte fristen können. In dieser schrecklichen Lage hörte er endlich — und wer vermag seine Freude zu schildern — unsere Schüsse zu Ponte do Gentio. Von Hoffnung neu belebt sprang er auf, und feuerte ein Paar starke Schüsse zur Antwort ab, die bey der Aufmerksamkeit, womit wir in der Stille der Nacht lauschten, auch glücklicherweise von uns gehört wurden. Wäre er etwas entfernter oder zufällig hinter einer Höhe gewesen, so hätte er eben so wenig unsere Schüsse, als wir die seinigen hören können; es wäre uns unmöglich gewesen ihn aufzufinden und sein Schicksal in der furchtbaren Wildniß würde höchst traurig geworden seyn, denn er hatte die Absicht gehabt, am folgenden Morgen ganz in der entgegengesetzten Richtung von der Fazenda den Rückweg zu suchen. Dieser Vorfall mag als Beweis gelten, wie nöthig die größte Vorsicht ist, wenn man in diesen weiten Wildnissen allein jagen will, ohne mit denselben einigermaßen bekannt zu seyn, oder den ausgezeichneten Ortssinn der Indier zu besitzen. Auch der Feitor von Ponte do Gentio, ein der Jagd und dieser Gegend sehr kundiger Portugiese, hatte einst bey einem solchen Gange den Weg verloren, und war sieben Tage im Walde umher geirrt; da er aber mit Feuerzeug, Pulver und Bley hinlänglich versehen war, um sich die dringendsten Bedürfnisse verschaffen zu können, so glückte es ihm endlich, auf einer Pflanzung am Alcobaça anzukommen; zwey Indier, welche der Ouvidor abgeschickt hatte, um seiner Spuhr zu folgen, und ihn aufzusuchen, kamen bald nach ihm an. Man irrt, wenn man denkt, daß in diesen Wäldern überall Lebensmittel sich finden müßten. Ungeachtet der Menge wilder Thierarten, die in denselben leben, geht man doch oft mehrere Tage, ohne ein

lebendes Wesen zu sehen, und es bestätigt sich auch hier, daß in der Nähe der menschlichen Wohnungen sich immer mehrere Thiere aufhalten, als im Innern der großen Wälder.

Unsere Sammlungen hatten einigen interassanten Zuwachs erhalten, allein unsere Insekten, besonders die Schmetterlinge, waren durch die kleinen rothen Ameisen stark beschädigt worden; wir retteten sie blos dadurch, daß wir sie dick mit Schnupftaback überstreuten. Am 25ten Januar verließen wir Ponte do Gentio und kehrten nach der Wohnung der Senhora Isabella zurück. Da fanden wir die Bewohner mit der Bereitung des Mandioccamehls beschäftigt. Ein zahm erzogener Tucan (Ramphastos dicolorus, Linn.) zog hier unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seine possirlichen Bewegungen bey der ungeschickten Gestalt und dem sonderbaren großen Schnabel belustigten uns sehr. Äußerst gefräßig verschluckte er alles Eßbare, das ihm vorkam, selbst auch Fleisch. Man bot ihn uns zum Geschenk an; allein da dieser Vogel unser Clima nicht verträgt, so trugen wir Bedenken ihn anzunehmen. — Man zieht hier viel Honig von stachellosen gelben Bienen. Zu diesem Ende hängt man Abschnitte von ausgehöhlten Baumästen unter dem Dache auf, die an den Enden mit Lehm zugestrichen sind, und in deren Mitte sich ein kleines rundes Flugloch befindet. Dieser Honig ist sehr aromatisch, allein nicht ganz so süß als unser europäischer. Aus Honig mit Wasser vermischt bereitet man hier ein sehr angenehmes kühlendes Getränk.

Am folgenden Tage ritten wir nach Pindoba zurück, und langten am Abend in Caravellas wieder an. Nach einem Aufenthalt von zwey Tagen waren auch hier unsere Geschäfte abgethan und wir schifften uns wieder nach Viçoza ein. Eine schöne mondhelle Nacht begünstigte diese Fahrt. An den Gebüschen der Ufer flogen tausend leuchtende Fünkchen (Lampyris, Elater und vielleicht noch andere leuchtende Insekten) umher. Als wir in Viçoza in das Haus der Camara eintraten, hausten hier noch die sämmtlichen Botocudos des Ou-

vidors. Noch beschwerlicher als diese unangenehme Gesellschaft, wurde uns das ununterbrochene Geheul eines Hundes, der von einer giftigen Schlange gebissen worden war. Man gab ihm den ausgepreßten Saft des Cardo Santo (Argemone mexicana) einer gelbblühenden Distel, die überall gemein ist (*), allein er starb. Man hält gewöhnlich irriger Weise die Zahl der brasilianischen Giftschlangen für größer als sie wirklich ist. Selbst die Bewohner des Landes geben die meisten Schlangenarten für schädlich aus; nur von einigen wenigen, und nahmentlich von den großen Arten der Boa, wissen sie das Gegentheil. Es giebt indessen allerdings einige schädliche Arten, zum Beyspiel die grüne Viper und die Jararacca, beyde aus dem Geschlecht Trigonocephalus, allein bey weitem die gefährlichsten sind die Klapperschlange (Crotalus horridus) und der Çurucucu (Lachesis mutus, Daudin, oder Crotalus mutus, Linn.), besonders die letztere, welche 7 bis 8 Fuß lang wird, ist überall in Brasilien zu Hause. Die Klapperschlange, welche die Portugiesen Cocra Cascavella nennen, hält sich nur in den hohen trocknen Gegenden auf; in Minas Geraës zum Beispiel und im Innern der Capitania von Bahia ist sie ziemlich häufig.

Wir kehrten von Viçoza nach dem Mucuri zurück, hielten uns aber in der Villa nicht lange auf, da der Ouvidor sich schon auf der Stelle befand, wo man sich mit Anlegung der neuen Fazenda zu Morro d'Arara beschäftigte. Herr Freyreiss hatte beschlossen, von hier nach Capitania zu unserer Tropa zurückzureisen; ich zog es vor, den Mucuri hinauf zu der Arbeit im Walde zu schiffen, um dort in jenen Wäldern einige Monate zuzubringen. Wir richteten unser Gepäck ein, und brachten noch ein Paar Tage in Mucuri zu. Von hier aus unternahmen wir gemeinschaftlich noch einige Spazierritte, und besichtigten unter andern den Anfang der neuen Straße, welche Capitam Bento Lourenzo mit seinen Mineiros und andern

(*) Dieser Pflanze gedenkt ohne Zweifel Azara, wenn er in seinen Voyages etc. Vol. I. p. 132. von Heilung des Fiebers redet.

Arbeitern schon begonnen und etwa drey Legoas weit fortgesetzt hatte. Diese Straße fängt unmittelbar hinter den Häusern von Port' Alegre an, und durchschneidet anfangs sumpfige Wiesen und offene Gegenden (Campo's) mit hartem rohrartigem Grase, in welchen man von Zweigen Knüttelbrücken erbaut hatte; weiter hin hatte man sich schon durch Gebüsche und dichte Waldung durchgearbeitet. Sie war bis jetzt noch roh, nur eine Picade und nicht besonders breit; auch lagen hier und da noch ungeheure Stämme. Man hatte mit einer Linie die Entfernung der Legoas gemessen, und sie an Baumstämmen, die an ihrer Vorderseite angehauen, gezählt und geebnet waren, angeschrieben. An verschiedenen Stellen fanden wir im Walde noch die Hütten, wo die Truppe der Mineiros übernachtet hatte.

Bey der letzten Pflanzung am Flusse Mucuri, welche dem Herrn João Antonio gehört, näherte sich die Straße der Mineiros dem Ufer und den daran erbauten Wohnungen. Wir kamen daselbst und in Begleitung des Herrn Padre Vigario Mendes und des Escrivam von Mucuri an, und fanden da den Capitam Bento Lourenzo, der uns auf einer Höhe, wo das Wohnhaus sich befindet, mit allen seinen Leuten ein Ehrenfeuer zum Empfang brachte. Es ist nehmlich in Brasilien die Gewohnheit bewaffneter Trupps, oder der Soldaten, in den innern Wildnissen, besonders auf den Militär-Quartellen, wenn Fremde sie besuchen, ein Freudenfeuer zu machen, wozu man die Gewehre sehr stark ladet. Wir brachten bey dem biedern Capitam und dem ebenfalls wohlwollenden Besitzer der Fazenda, Herrn João Antonio, einige Stunden recht vergnügt hin, und kehrten dann auf dem Flusse zur Villa zurück. Am 3ten Februar Morgens reißten wir nach unseren verschiedenen Bestimmungsorten ab. Herr Freyreiss lies sich über den Mucuri setzen, um nach Capitania zurück zu kehren, und ich schiffte mit zwey andern Canoen den Fluss hinauf. Wir begrüßten uns wechselseitig durch ein Gewehr- und Pistolenfeuer noch einmal aus der Ferne, und verschwanden einander schnell aus den Augen.

Die für die Fazenda und das Holzsägewerk des Ministers Conde da Barca ausgewählte Stelle liegt etwa anderthalb Tagereisen aufwärts am Mucuri und führt von den vielen daselbst vorgefundenen Araras (Psittacus Macao, Linn.) den Nahmen Morro d'Arara (Araraberg). Dahin begab ich mich jetzt in Gesellschaft des Escrivam von Belmonte, Capitam Simpliçio da Silveira, eines Mannes, der besonders mit gebraucht worden war, als man bey Belmonte mit den Botocudos einen Vertrag zu schließen suchte. Er und ein junger Meniän-Indier (*), der ihn begleitete, redeten die Sprache jener Wilden.

Die Ufer des Mucuri, überall von dichtem Wald eingefaßt, bieten bey den wiederholten Krümmungen des im Ganzen schmalen Flusses, mannigfaltige, mahlerische Waldansichten dar. Wir mußten unser Canoe gegen den jetzt hohen reißenden Strom mühsam aufwärts schieben, eine Arbeit, die uns um so beschwerlicher wurde, da die Mittagssonne glühende Strahlen auf unsere Scheidel herabsandte, und das Holz des Canoes so erhitzte, daß man es kaum anzufassen vermochte. Der grüne rostbauchige Eisvogel (Alcedo bicolor, Lath.) und die schöne weißgrüne Schwalbe (Hirundo leucoptera) waren hier sehr häufig; die letztere sitzt auf niedern Ästen und dürren Bäumen im Wasser, oder schwebt über demselben umher; auf dem Lande trifft man sie nur in der Nähe der Flußufer an. An alten über das Wasser hinaus hängenden Stämmen und an Felsen sahen wir in Menge eine Art graufarbiger Fledermäuse (**) sitzen, die hier in der Kühlung den Tag hinbringen;

(*) Die Meniän's, welche in Belmonte wohnen, sind ein ausgearteter Ueberrest der Camacan-Indier. Es wird weiter unten mehr von ihnen geredet werden.

(**) Vespertilio Naso, eine neue Art, mit stark verlängerter, beynahe rüsselartiger Nase, welche um eine starke Linie über den Oberkiefer vortritt. Ganze Länge des Thiers 2 Zoll 4 Linien; Flughaut stark behaart; äußeres Ohr schmal und stark zugespitzt; Haar am Oberleibe dunkelgelblich graubraun, an den Untertheilen blässer gelblich grau.

sie zeichnen sich durch ihre hervortretende Nase aus. Von einem am Ufer stehenden Baume schossen wir die schöne Taube herab, welche an einem Theile der Ostküste den Nahmen Pomba Trocaës trägt, und bey Bahia Pomba verdadeira genannt wird; sie ist die Columba speciosa (*) der Naturforscher. Nachmittags kamen wir bey der dem Herrn João Antonio zugehörigen letzten Pflanzung vorbey, wo uns vor wenigen Tagen Capitam Bento Lourenzo mit einem Gewehrfeuer begrüßt hatte; jetzt befand er sich mit seinen Leuten schon weiter vorwärts in den Wäldern. Als die Abenddämmerung eintrat, stiegen wir im finstern Walde ans Land und zündeten unsere Feuer an. Die Nacht war sehr warm und schön, aber wie es in heißen Ländern gewöhnlich ist, äußerst feucht. Viele Stimmen von Vögeln, die des Caburé, der Choralua, des Bacurau (Caprimulgus) und der Capueira (Perdix guianensis), lassen sich nur in der Dämmerung hören, und beleben alsdann diese schauerlichen weiten Wildnisse. Das Caburé besonders kam uns sehr nahe, seine schwirrende Stimme schallte vom nächsten Baume am Feuer herab, welches der Vogel aus Neugierde zu betrachten schien. Unsere abgehärteten halbnackten Canoeführer, die Indier, legten sich ohne Bedeckung, und zum Theil entfernt vom Feuer, sogleich auf die feuchte Erde nieder, und schliefen sehr sanft; wir hingegen verbargen uns unter starken wollenen Decken auf einem aus Zweigen und Cocosblättern gebildeten Lager.

Während am kommenden Morgen das Frühstück zubereitet wurde, ließ sich nahe bey uns ein Schwarm Araras mit lautem Geschrey nieder. Einer unserer Leute, Mariano, sprang sogleich auf, ergriff die Flinte, und schlich sich an die Vögel hin; der Schuß schallte majestätisch durch die einsame Wildniß, und der Jäger kehrte frohlockend mit dem ersten jener prachtvollen Thiere zurück, das wir auf dieser Reise erlegt hatten.

(*) S. Temminck histoire naturelle des Pigeons et des Gallinacées, Vol. I. p. 208.

Nach der Mittags-Mahlzeit schifften wir weiter, und landeten Abends an einer Sandbank, auf welcher wir Feuer anzündeten. Als wir hier beschäftigt waren, unsern Arara für die Sammlung zu präpariren, sahen wir ein großes Canoe voll Menschen zu uns heraufrudern. Es war der Engländer Charles Frazer mit seiner Begleitung, der zu Comechatibà an der Küste unweit Porto Seguro eine Niederlassung besaß; er hatte jetzt mit uns gleichen Reiseplan; wir übernachteten hier und brachen am folgenden Morgen mit einander auf. Gegen Mittag erreichten wir am nördlichen Ufer des Mucuri den Eingang eines engen schattenreichen Canals von etwa 10 bis 12 Schritten Breite. Dieser natürliche, früherhin dicht verwachsene Canal war vor einigen Tagen auf Befehl des Ouvidors aufgeräumt und die überhängenden Gebüsche weggehauen worden; er ist der Eingang in einen schönen, ziemlich ansehnlichen See, die Lagoa d'Arara, welche rund um von Waldbergen eingeschlossen ist. Etwa eine Viertelstunde an der Lagoa hinauf hatte der Ouvidor jetzt die Niederlassung des Ministers zu Morro d'Arara zu gründen angefangen; man hatte daselbst schon Holz ausgehauen und einige Hütten erbaut. Der Ouvidor empfing uns höflich, und ich machte sogleich meine Einrichtung, mich ein Paar Monate in dieser einsamen Wildniß aufzuhalten.

IX.

Aufenthalt zu Morro d'Arara, zu Mucuri, Viçoza und Caravellas bis zur Abreise nach Belmonte,

vom 5ten Februar bis zum 23ten July 1816.

Beschreibung des Aufenthalts zu Morro d'Arara. — Jagdzüge. — Die Mundeos. — Aufenthalt zu Mucuri, zu Viçoza, zu Caravellas.

Um sich von der Lebensart, welche wir zu Morro d'Arara führten, einen Begriff zu machen, denke man sich eine Wildniß, in welcher eine Gesellschaft von Menschen einen einsamen Vorposten bildet, der zwar durch Überfluß an Wildpret, Fischen und trinkbarem Wasser von der Natur mit Lebensmitteln hinlänglich versorgt, aber dabey durch die Entfernung von bewohnten Orten ganz auf sich geschränkt ist, und gegen die überall ihn umgebenden rohen Bewohner der Wälder beständig auf seiner Huth seyn muß.

Patachos und vielleicht auch Botocudos umstreiften uns täglich, um uns zu beobachten, daher war bey uns alles bewaffnet; wir zählten 50 bis 60 streitbare Männer. Man hat-

te am Ufer der Lagoa bereits an der Wand des einen Berges das Gehölz niedergehauen, so daß es gleich einem wilden Verhaue durcheinander gestürzt da lag. Täglich zogen am Morgen etwa 24 Indier, die zu diesem Zwecke vorzüglich brauchbar sind, zur Arbeit aus; ein Theil von ihnen war mit Äxten, ein anderer mit einem sichelartigen Instrument (Fouçe), welches an einem Stocke befestigt ist, versehen; die ersten hieben die Stämme nieder, die letztern das Unterholz und das jüngere Gesträuch. Wenn ein Hauptstamm gefällt wurde, so zog dieser eine Menge andere Bäume mit sich zur Erde, da alle diese Wälder durch die stärksten holzigten Çipos verschlungen und verbunden sind; viele Stämme wurden durch andere abgebrochen; hier blieben alsdann colossale Pfeiler stehen; dornige Gewächse, besonders die mit Stacheln bedeckten Stämme der Aïri-Palme, lagen überall auf dem Boden umher, und machten diese Verhaue völlig undurchdringlich. Der Ouvidor hatte nahe bey der Lagoa einige Hütten erbauen lassen, deren Dächer mit Uricanna-Blättern gedeckt waren. Vier unserer Indier, die, wie die meisten ihrer Landsleute, sehr gute Jäger und noch bessere Fischer und Conoeführer waren, fuhren jeden Morgen auf den ganzen Tag hinaus, um zu fischen, zu jagen und unsere Mundeos oder Thierfallen nachzusehen, und immer brachten sie am Abend Wildpret und eine Menge Fische, besonders Piabanhas, Traïras, Piau, Robal und andere Arten, mit nach Hause. Sobald am Abend alle unsere Leute vereint waren, hatten wir einen offenen Angriff der Wilden nicht zu fürchten. Gegen einen nächtlichen Überfall, den sie nicht leicht in dunklen, aber desto lieber in mondhellen Nächten, wie wir sie jetzt hatten, wagen, schützte uns die Wachsamkeit unserer Hunde. Vorzüglich zeigte sich unter ihnen ein großer Hund des Ouvidors aus, der die Menschen zu wittern schien, wenn sie jenseits der Lagoa in der andern Bergwand umher schlichen; er that in einem solchen Falle wie unsinnig und bellte lange ununterbrochen fort nach der verdächtigen Gegend hin. Die Patachos mochten in ihren finstern Schlupf-

winkeln nicht ohne Verwunderung und Mißbehagen betrachten, und unsere Jäger bedurften große Vorsicht, um sich denselben nicht unbehutsam zu nähern. Oft hörte man diese Wilden die Stimme der Eulen (Curuja), der Capueira oder anderer Thiere, und besonders der Abendvögel nachahmen, allein unsere in dieser Kunst eben so geübten Indier unterschieden immer sehr richtig die Nachahmung von der Natur. Unkundige würden vielleicht versucht haben, den rufenden Vogel zu beschleichen, wo alsdann die Pfeile der Tapuyas sie über ihren Irrthum belehrt haben würden. Wenn unsere Leute Abends im Mondscheine die Baduca tanzten und die Viola (Guitarre) dazu spielten, wobey immer mit den Händen geklatscht wird, wiederholten die Wilden jenseits der Lagoa dieses Händeklatschen. Der Ouvidor, der sich überall viel Mühe gab, die Wilden zu gewinnen, versuchte auch hier oft, sie herbeizuziehen, und rief ihnen zu: Schamanih (Camerad)! oder Capitam Ney (großer Anführer)! u. s. w.; doch alle seine Versuche waren fruchtlos, ungeachtet unsere auf Kundschaft ausgeschickten Indier häufig an der Spur der Wilden erkannten, daß dieselben bey Nacht die Holzschläge umkreißt, und ringsumher unsern Aufenthalt beobachtet hatten. Da wir selbst eines Abends glaubten, plötzlich angegriffen zu werden, indem sich unsere Hunde ganz ungewöhnlich unruhig geberdeten, so waren wir stets auf unserer Huth und zum Wasserholen, Brennholz sammeln, so wie zu jeder andern Verrichtung im Walde, wurden immer eine Anzahl Gewehre mitgegeben.

Unsere narurhistorischen Sammlungen bekamen zu Morro d'Arara durch unsere Mundeos einen reichen Zuwachs, besonders an Quadrupeden. Diese Thierfallen verstehen die Indier vorzüglich gut zu machen. Man wählt zu ihrer Ausstellung gern die Nähe eines Flußufers im Walde. Hier errichtet man aus grünen Reisern einen langen Zaun, der auf das Ufer rechtwinklicht gestellt wird, und etwa 2 ½ bis 3 Fuß hoch seyn muß. Alle 15 bis 20 Schritte wird in diesem Flechtzaun

eine schmale Öffnung gelassen, in welcher drey starke Stücke Holz vermittelst verschiedener kleiner Hölzer schräge in einem Winkel aufgestellt werden. Das kleine Wildpret sucht einen Durchgang, wenn es, seiner Gewohnheit gemäß, längs des Flußufers hin und her wechselt, es findet eine Öffnung unter den Schlagbäumen und tritt auf die Stellung, welche ein kleiner von Reisig geflochtener Boden ist, die schweren Hölzer schnellen los, schlagen herab und tödten das Thier. Solcher Mundeos macht man dreyßig, vierzig und mehrere in einer Linie, und in ihnen fängt man täglich Wildpret. Oft, und besonders nach dunklen Nächten, fanden wir fünf bis sechs und mehrere Stücke auf einmal. Es ist indessen nöthig, täglich ein- bis zweymal diese Fallen zu untersuchen, da in der großen Hitze die Fäulniß und die Fliegen das gefangene Wildpret leicht verderben. Der Ouvidor hatte bey Morro d'Arara an zwey verschiedenen Orten solche Mundeos anlegen lassen; sie waren unsere vorzüglichste Nahrungsquelle, denn wenn man gleich hauptsächlich sich von Fischen nährte, so zogen wir Europäer dieser Nahrung doch immer frisches Fleisch vor. Der Paca (Coelogenys Paca), das Aguti (Dasyprocta Aguti), die Macuca (Tinamus brasiliensis), und das gemeine Tatu (Tatou noir, Azara), dessen Fleisch weiß, zart und schmackhaft ist, waren uns für unsere Küche vorzüglich erwünscht. Eines Tages, als wir ausgefahren waren, um die Fallen zu untersuchen, befanden wir uns auf der Lagoa, als ein Indier, der mein Canoe dirigirte, uns plötzlich auf einen Anta aufmerksam machte, der in dem See schwamm und das Ufer zu erreichen suchte. Wir schossen aus einiger Entfernung, allein die Schüsse versagten, bis endlich das unförmliche Thier leicht verwundet wurde, indem durch sein dickes Fell die Schrote nicht bedeutend eindringen konnten. Wir stiegen nun ans Land und verfolgten die blutige Spur, vergaßen sie aber bald ganz über eine große Gefahr, in welche hier mein Indier gerieth. Er kam einer 5 Fuß langen

Jararacca (*), welche im dürren Laube verborgen lag, zu nahe; diese richtete sich auf, zeigte ihre furchtbaren Waffen, und war im Begriff nach ihm zu beißen, als ich sie durch einen glücklichen Schuß tödete und den erschrockenen Jäger errettete. Die Indier und selbst die portugiesischen Jäger gehen beständig mit bloßen Füßen auf die Jagd; Schuhe und Strümpfe sind hier für den Landmann eine seltene, theure Sache, deren man sich bloß an Festtagen bedient. Sie sind eben dadurch dem Biße der Schlangen, die oft im dürren Laube verborgen liegen, weit mehr ausgesetzt; dennoch trifft sich ein solcher Fall seltener, als man denken sollte. Übertrieben groß ist indessen in diesen Gegenden der Abscheu und die Furcht vor den Schlangen, es herrschen unter dem gemeinen Volke mannigfaltige, zum Theil lächerliche Vorurtheile über ihre Natur; so glaubt man zum Beyspiel, daß es Schlangen mit zwey Köpfen gebe, daß andere vom Lichte oder Feuer angezogen würden, und daß die schädlichen Arten dieser Thiere ihr Gift von sich speyen, wenn sie trinken wollen. Einige Tage hernach erhielt ich eine andere unschädliche aber ganz vorzüglich schöne Schlange (**), auf deren Haut zinnoberrothe, schwarze und grünliche Ringe mit einander abwechseln, die in ihrer Zeichnung einige Ähnlichkeit mit der Corallenschlange (Cobra Caraës) hat, dennoch aber

(*) Die Jararacca, von der in unseren neueren Reisebeschreibungen geredet wird, ist in den Systemen unter dem Nahmen der Vipera atrox aufgeführt; sie unterscheidet sich aber von den Vipern durch die Backenöffnung, welche bey allen südamericanischen Giftschlangen, die ich zu untersuchen Gelegenheit fand, gefunden wird. In dem dritten Jahrgange des Magazins der Gesellschaft naturforschen, der Freunde zu Berlin S. 85, findet man von H. H. Tilesius eine Notiz über die Jararacca, wenn übrigens diese Benennung zu Sta. Catharina gleich bedeutend mit der am festen Lande ist. Der Jararaccussù ist bloß ein sehr altes großes Thier dieser Art, welches natürlich in der Farbe etwas von jüngern Individuen abweicht.

(**) Coluber formosus, eine noch unbeschriebene Art: 32 Zoll 5 Linien lang, wovon der Schwanz 7 Zoll wegnimmt; 202 bis 203 Bauchschilde und 65 bis 66 Paar Schwanzschuppen; Kopf lebhaft orangefarben, Iris zinnoberroth, im Munde befinden sich 76 Zähne, vordere Hälfte des Körpers mit schwarzen und blaßgelbgrünen Querbinden abwechselnd; hintere Hälfte desselben mit schwarzen und breiten hochzinnoberrothen Binden abwechselnd. Ein unvergleichlich schönes Thier.

von derselben sehr verschieden ist. Die Jagd gewährte uns in diesen einsamen Wildnissen die angenehmste und nützlichste, ja die einzige Beschäftigung, und obgleich die Unsicherheit der Wälder uns zu manchen Beschränkungen nöthigte, und es uns zum Gesetz machte, nicht anders als in hinlänglich zahlreicher Gesellschaft auszugehen, so war sie doch immer sehr ergiebig. So oft wir am Morgen vor unsere Hütten traten, hörten wir nahe bey uns die laut trommelnde Stimme des Barbado (Mycetes) und den röchelnden Laut des Gigó (*), eines andern noch unbeschriebenen Affen. In dieses laut durch die Wälder tönende Concert stimmten Araras ein, die Paarweise oder zu dreyen und fünfen lautschreyend über unsere Hütten hinzogen; eben so umschwärmten uns Schaaren von Papageyen, von Schaüá's, Maitacas, Jurú's (Psittacus pulverulentus, Linn.), Curicas und viele ähnliche Arten.

Bey den Hütten waren unsere Leute noch mit der Vollendung der Dächer beschäftigt. Die beyden größern Gebäude, worin ich in Gesellschaft des Ouvidors, der beyden See-Capitaine und des deutschen Mühlenmeister Kramer wohnte, wurden mit Lehmwänden versehen und die Dächer vollendet. Zu den letztern benutzt man hier die Blätter der Uricanna, eines Palmengewächses, welches ein dünnes biegsames Stämmchen bildet. Auf schlanken Zweigen (petiolis) wachsen die schönen großen gefiederten Blätter (folia abrupte pinnata); von diesen faßt man mehrere in ein Bündel zusammen; dann werden die petioli derselben, welche sehr lang sind, um eine Latte von Cocosholz umgebogen, und unter derselben mit einer Çipo verdadeira (Bauhinia) zusammen gebunden, welche die erforderliche Länge hat, um ein Gebund mit dem andern zu verbinden. Die Latten mit den damit verbundenen Blättern werden

(*) Callithrix melanochir: 35 Zoll 10 Linien lang, wovon der Schwanz 21 Zoll 10 Linien wegnimmt Haar lang, dicht und sanft; Gesicht und vier Hände schwarz, Haar schwärzlich und weißlich melirt, es erscheint daher aschgrau; Rücken röthlich-kastanienbraun; der Schwanz ist weißlich, oft beynahe weiß, auch zuweilen gelblich gefärbt.

dergestalt übereinander befestigt, daß sie sich auf zwey Drittheile ihrer Breite decken. Die obere scharfe Kante oder die Firste des Daches wird alsdann mit andern Blättern, besonders den langen Cocoswedeln, bedeckt, um dasselbe völlig wasserdicht zu verschließen. Ein solches Dach, welches man hier vollkommen gut zu machen versteht, ist leicht und sicher; es muß indessen dafür gesorgt werden, daß zuweilen Rauch darin umherziehe, weil sonst die Insekten schon im ersten Jahre die trocknen Blätter zernagen würden. Man erbaute jetzt auch eine geräumige Hütte zu einer Werkstätte für den Schmid; denn wegen der Härte der Holzarten, die umgehauen und bearbeitet werden mußten, war sehr oft an den Werkzeugen etwas auszubessern. Der Schmid, den man hier angestellt hatte, war ein Bewohner der Gegend am Alcobaça, den der Ouvidor zur Strafe wegen eines Vergehens bey Nacht aus seinem Hause hatte holen, und hierher führen lassen, um hier zu arbeiten. Während man noch an den Wohnungen bauete, reinigten die Holzhauer die Stelle, wo man das Holzsägewerk hin zu setzen gesonnen war. Der Ouvidor reißte auf einige Zeit mit vielen Leuten nach Caravellas, wodurch unsere Gesellschaft sehr vermindert wurde, allein wir erhielten bald wieder großen Zuwachs. Capitam Bento Lourenzo hatte die neue Straße mit seinen Mineiros so weit fortgesetzt, daß er unserer einsamen Wildniß bereits nahe war. Die Picadores (Leute, welche der Truppe voran ziehen, und die Richtung, welche die Holzhauer zu nehmen haben, an den Bäumen bemerken) kamen einen Tag früher und zeigten uns die Ankunft ihrer Truppe an. Am folgenden Abend erschien der Capitam mit 80 bis 90 Mann und nahm bey uns Quartier. Jetzt befanden sich eine Menge von Menschen auf dem kleinen Raume zusammengedrängt; bis spät in die Nacht erschallte die Viola, der Gesang und der Lärm der Baduca, und große Feuer erleuchteten rund umher die Verhaue und den finstern Wald; von ihrem Scheine geröthet glänzte weit hin die Lagoa. Die

Entfernung der Straße von Mucuri bis hierher beträgt etwa 7 bis 8 Legoas. Die Mineiros hatten unweit Morro d'Arara eine andere große fischreiche Lagoa angetroffen, worin sich viele Jacaré's aufhalten; diese mußten sie umgehen und dort Sümpfe passiren, wodurch denn, wie durch ähnliche Hindernisse, ihre Arbeit sehr verzögert worden war. Die verschiedenen Menschen-Racen, welche der Capitam in seiner Truppe verband, machten den Anblick unsers Lagers sehr originel und mahlerisch; außer uns Deutschen und Portugiesen, befanden sich in unserer Mannschaft Neger, Creolen, Mulatten, Mamelucken, Küsten-Indier, ein Botocude, ein Malali, einige Maconis, Capuchos oder Caposch-Indier, alle Soldaten aus Minas Geraës.

Der Capitam mit seinen Leuten verweilte noch einige Tage zu Morro d'Arara, um das Eisengeräthe und die Flintenschlösser durch unsern Schmidt ausbessern zu lassen. Er ließ indessen seine Leute alle Tage arbeiten; sie führten die Straße bey unsern Holzschlägen über den Bergrücken hinweg, und bahnten eine Picade von unserer Hauptderobade (Holzschlag) an, bis in die neue Straße, einen Pfad, welchen wir später zur Jagd benutzten. Am 22ten Februar verließ die Truppe des Capitams unsere Wohnungen, um von nun an weiter durch die Wälder hindurch zu arbeiten. Einige von uns begleiteten sie eine Strecke weit auf der neuen Straße in die Wälder. Hier war es, wo wir unter alten Urwald-Stämmen ausruhten, und von den Mineiros durch kühlendes Getränk erfrischt wurden; eine Scene wovon die 6te Platte (in der 4to Ausgabe) eine anschauliche Idee giebt. Wir sämmtlich ruheten im Kreise, während der Capitam Bento Lourenzo, welcher an seinem großen grauen Filzhute leicht zu erkennen ist, das Getränk, Jacuba genannt, in einer Cuia bereitet. An den Stämmen stehen die Gewehre angelehnt, deren Schlösser zum Theil mit Pattioba-Blättern gegen die Nässe verwahrt sind. Indier hauen noch Bäume nieder, während sie von indischen Soldaten bewacht werden, welche auf die in Pattioba-Blätter eingewickelten Mundvorräthe

(Mukäcke oder eingewickeltes Mandioccamehl) gelagert sind. Ein Neger hat einen Affen erlegt, den er vorzeigt, und die Mineiros und indischen Soldaten versammeln sich allmählig. — Der Capitam selbst kehrte mit uns noch einmal nach den Wohnungen zurück, und reißte dann erst am folgenden Tage seinen Leuten nach. Wir wünschten ihm Glück für sein mühsames Unternehmen, das jetzt, da er bey der nahe bevorstehenden so leicht Krankheiten erzeugenden Regenzeit, sich zu einer langwierigen Arbeit tief in die Wälder wagen mußte, mit sehr vielen Gefahren verbunden war. Morro d'Arara schien jetzt völlig verödet; wenn am Abend alle unsere Leute von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt waren, so zählten wir nicht mehr als 29 Personen.

Unsere Jagd litt dabey nicht, denn man hatte noch neue Mundeos angelegt, welche sehr ergiebig waren. Eine Liste von den in dieser Zeit von fünf Wochen, theils geschossenen, theils in den Mundeos gefangenen Thieren, wird hier nicht am unrechten Orte stehen, da sie eine Idee von der Menge des Wildprets in diesen Urwäldern giebt:

Antas,	Tapirus americanus	5
Rehe	Guazupita, Azara	1
	Guazupira	2
Wilde Schweine,	Dicotyles labiatus, Cuv.	11
Affen.	Barbadós (Mycetes)	9
	Micos, eine unbeschriebene Affenart	14
	Gigós	10
Cuatis,	Nasua	10
Tamanduás,	Myrmecophaga	2
Lontrás,	Lutra brasiliensis	2
Iraras,	Mustela	4
Mbaracayás,	Felis pardalis	4
Gatos pintados,	Felis tigrina?	3
Gatos muriscos,	Felis Yaguarundi	2

Tatú's, Dasypus	30
Pacas, Coelogenys Paca	19
Cutias, Dasyprocta Aguti	46

Eßbare Vögel.

Mutum, Crax Alector, Linn.	8
Jacutingas, Penelope leucoptera	5
Jacupembas, Penelope Marail, Linn.	2
Macucas, Magoua, Buffon	5
Chororâo, Tinamus variegatus, Lath.	6
Patos, Anas moschata, Linn.	4

Im Ganzen 181 Quadrupeden und 30 größere eßbare Vögel.

Mit den erlegten Affen fielen auch viele Junge in unsere Hände; es glückte uns indessen nicht diese kleinen zärtlichen Thiere lange am Leben zu erhalten, wahrscheinlich weil es uns an zweckmäßiger Nahrung für dieselben fehlte. Außer dem Vorrath, den die Jagd unserer Küche verschaffte, lieferte sie mir auch Stoff für naturhistorische Forschungen, und so verging mir die Zeit auch in dieser Einsamkeit schnell. Unter den hier in den Wäldern vorgefundenen Thieren nenne ich nur einige bis jetzt noch unbeschriebene Arten, unter andern den purpurfarbigen Seidenschwanz (*), die Sabiasicca, einen Papagey mit merkwürdig abwechselnder Stimme (**), die Maitaca mit rothem Kopf (***) u. s. w. Aus der Klasse der Insekten erhielten wir häufig den Cerambix longimanus, und aus der der Reptilien die Waldschildkröte Jabuti (Testudo tabulata) u. s. w. Nach einer Abwesenheit von etwa drey Wochen kehrte der

(*) Ampelis atro-purpurea: 7 Zoll 9 Linien lang; Gefieder bey dem alten Vogel schwärzlich-purpurfarben, am Scheidel etwas ins lebhaft rothe übergehend; Schwungfedern weiß. Der junge Vogel ist aschgrau mit weißen Schwungfedern.

(**) Psittacus cyanogaster: Gefieder schön dunkelgrün; am Bauch ein himmelblauer Fleck; Schnabel weiß; Schwanz etwas verlängert; diese Art wird wegen ihrer Stimme gern in Zimmern gehalten.

(***) Psittacus mitratus: kurzgeschwänzt, 7 Zoll 8 Linien lang; schön lebhaft grün, mit dunkelblauen Schwungfedern und einem scharlachrothen Oberkopf bis ins Genicke und zu den Augen herab.

Ouvidor mit einigen Canoen und vielen Leuten zurück. Er brachte uns die traurige Nachricht mit, daß die Wilden etwa eine Legoa weit von Villa do Port' Allegre, auf der neuen Minas-Straße des Capitams Bento Lourenzo, am 28. Februar, fünf Menchsen, Weiber und Kinder, ermordet hatten; einige andere Personen, welche beym Anblicke des großen geschlossenen Kreises der Tapuyas sich schnell in das Dickicht geworfen hatten, waren so glücklich gewesen zu entkommen. Ein Mann aus Mucuri, der in jener Gegend seine Pflanzungen im Walde bearbeitete, hatte des klägliche Rufen der Unglücklichen gehört; er und sein erwachsener Sohn hatten schnell ihre Gewehre ergriffen, und waren den Jammernden zu Hülfe geeilt; ehe sie aber den Schauplatz der Greuelthat erreichten, hatte der Vater sein Gewehr abgeschossen, wodurch die Wilden sogleich entflohen waren. Sie fanden die Ermordeten ohne Lebenszeichen, von mehreren Pfeilschüssen durchbohrt, und mit vielen kleinen Wunden von Pfeilstichen bedeckt, in ihrem Blute; ein Kind allein, welches sich sogleich hinter einen Strauch verborgen hatte, war unbemerkt geblieben; durch dieses erfuhr man die näheren Umstände des traurigen Ereignisses. Da die Wilden nach dieser That sich nicht zurück zogen, sondern nach wie vor in der Nähe der Pflanzungen von Mucuri herumschwärmten, so wurden diese von ihren Besitzern verlassen, welche sich alle in die Villa begaben. Der Ouvidor hatte sogleich den Befehl gegeben, eine Entrade zu machen, und dazu bewaffnete Leute von S. Matthaeus, Villa Verde, Porto Seguro und andern Orten sich versammeln lassen, worauf er selbst nach Morra d'Arara zurück kehrte.

Hier begab er sich mit 10 bis 15 Personen nach der neuen Minas-Straße und lag daselbst zwey Tage im Walde, um einen Wasserlauf für das Holzsägewerk des Ministers zu nivelliren. Die beyden Marine-Officiere, die mit ihm gekommen waren, schifften, um den Lauf des Flusses aufzunehmen, denselben zwey Tagereisen weit aufwärts bis zur Cachoeira (Wasserfall);

sie fanden daselbst den Capitam Bento Lourenzo, der mit seiner Arbeit bis in jene Gegend vorgerückt war. Der Ouvidor verließ Morro d'Arara am 9ten und kehrte nach der Villa zurück; er nahm uns nun auch hier die nöthigsten Leute und Waffen mit fort, um sie gegen die Wilden zu gebrauchen; die Entrade bewirkte indessen nichts, denn man traf die klugen vorsichtigen Tapuyas gar nicht an. Ich war jetzt wieder allein mit dem Feitor der Fazenda, meinen beyden deutschen Leuten, fünf Negern und sechs bis sieben Indiern, welche die Arbeit langsam fortsetzen sollten. Da unsere Mundeos bey dem eingetretenen hellen Mondlichte nicht viel fiengen, so beschloß man noch neue anzulegen; dieß geschah oben auf dem Berge jenseits der neuen Straße. Man verfertigte dreyßig Schlagfallen und drey Fallgruben (Fojos). Ungeachtet hier die Patachos uns manchen Schaden zufügten, indem sie einigemal die gefangenen Thiere raubten, und den Deckel einer Fallgrube einstießen, so fiengen wir doch noch immer einiges Wildpret, bis die Gegend durch Holzhauer beunruhigt wurde, welche von der Villa herauf kamen, um Canoe's zu machen; sie fällten Stämme von Oitiçica, Jiquitibá und Çedro, nächst dem Sergeira die besten zu Canoen.

Jetzt kam der Monat März, und mit ihm der Anfang der kalten Jahrszeit, die hier durch vielen Regen sich ankündigt. Häufig hatten wir am Morgen große Hitze, und gegen Mittag heftige Gewitter, die dann oft einen bis zwey Tage anhielten und wahre Regenströme zur Erde sandten. Bey solchem Wetter war unser einsamer Aufenthalt in dem kleinen finstern Waldthale sehr traurig; Dünste stiegen wie dicke Wolken aus den feuchten Urwäldern auf, und umhüllten uns so, daß man kaum das nahe gegenüber liegende Dickicht erkennen konnte. Diese abwechselnde und feuchte Witterung erzeugte viele Krankheiten; Fieber und Kopfschmerzen waren häufig, und selbst die eingebornen Indier blieben davon nicht frey, so daß man mehrere derselben nach der Villa hinab schicken mußte. Wir Ausländer

litten besonders, es fehlte uns dabey an den nöthigen Arzeney-mitteln, besonders an der Chinarinde, einem für fremde Reisende in diesen Himmelsstrichen ganz unentbehrlichen Bedürfniß. Auch in der Truppe des Capitams Bento Lourenzo hatte das Fieber im höchsten Grade überhand genommen, und er selbst befand sich äußerst krank und entkräftet. Bey dem Lager auf dem feuchten Waldboden, bey dem Mangel an starken Getränken, bey der Beschränkung auf bloßes Wasser, und dem völligen Mangel an zweckmäßigen Heilmitteln, wurden viele seiner Leute so schwach, daß er sich ebenfalls genöthigt sah, sie nach der Villa zu schicken. Er für seine Person begab sich nach Morro d'Arara, wo wir ihn einige Zeit pflegten, und dann etwas hergestellt wieder entließen. Ich griff, da das Fieber auch bey mir nicht weichen wollte, zu der Chinarinde (*), welche ich

(*) Diese Chinarinde besteht aus Stücken, welche 4 bis 6 Zoll lang, 1 1/2 bis 2 Zoll breit und 1/2 Zoll (oft etwas mehr, oft weniger) dick sind. Die meisten Stücke sind der Länge nach stark gebogen, so daß die inwendige Seite in die Höhe steht und eine Rinne von 1/2 bis 1 Zoll Breite und 1/6 bis 1/4 Zoll Tiefe bildet. Die Farbe der äußern Seite ist dunkel-braunroth mit hellröthlichen Flecken vermischt; die innere Seite ist viel heller von Farbe und hat ein holziges Ansehen. Die äußere Seite ist runzlich der Länge nach geadert und gefurcht, auch fast wie die Angustura hin und wieder mit Querrissen versehen. Auch bemerkt man auf dieser Seite Erhabenheiten von grauer und hellrother Farbe, welche das Ansehen haben, als ob es Ueberbleibsel einer dagewesenen Oberhaut wären; wahrscheinlich ist es eine auf der Rinde wachsende Flechte. Im Bruche ist sie springend und etwas glänzend, und zeigt gar keine Spur von Holz oder Faser. Die ganze Rinde scheint im Bruche nur aus einer einzigen Substanz zu bestehen, welche nach außen zu dunkelroth glänzend und sehr harzig, nach innen zu blaßroth, matter und wenig harzig sich zeigt. Sie ist schwerer als Wasser. Der Geschmack ist anhaltend bitter-unangenehm adstringirender als der der rothen China.— Das Pulver gleicht dem der rub. tinct., nur spielt das der China ins Violette und jenes der rub. tinct. ist braun; mit dem der rothen China ist es nicht zu vergleichen.— Ein Decoct dieser China ist dunkelrothbraun; gemischt mit einem Galläpfel-Infusum entsteht ein grau-röthlich-bräunlicher Niederschlag und eben so stark wie der der übrigen Chinasorten; mit salzsaurem Zinn wurde der stärkste und trübste Niederschlag braun-violett-röthlich; mit einem Eichenrinden-Decoct gab es keinen Niederschlag, sondern nur eine Vereinigung beyder; mit essigsaurem Bley wurde der Niederschlag schmutzig-hellbraun ins röthliche ziehend; Brechweinstein gab einen geringen leberfarbigen, so wie schwefelsaures Eisen einen blau-schwarzgraulichen, und schwefelsaures Kupfer einen grau-braunröthlichen Niederschlag.— Ueber den innern Gebrauch dieser China können keine genügende Resultate abgegeben werden,

als hier am Mucuri einheimisch kennen gelernt hatte. Die mir von dieser Rinde, womit sich der Capitam selbst hergestellt hatte, mitgetheilten Stücke waren sehr dick abgeschält und noch frisch, also nicht geeignet pulverisirt zu werden. Wir schnitten sie in kleine Stückchen, kochten sie sehr stark und tranken diesen Aufguß. Den das Clima gewohnten Portugiesen half dieses Mittel, allein wir Deutsche verspürten davon nur einen Aufschub des Fieberanfalles, der nachher desto heftiger wieder eintrat. Da in diesem kläglichen Zustande der Mangel einer passenden Nahrung uns immer fühlbarer wurde, und ich einsah, daß ich bey dem Genuß von schwarzen Bohnen und fettem oder gesalzenem Fleisch, worauf wir jetzt beschränkt waren, meine Gesundheit nicht wieder erlangen würde, so entschloß ich mich nach der Villa hinab zu reisen und führte diesen Entschluß am 10ten März aus. Die heftigen Winde, die in dieser Jahrszeit an der Seeküste wehen, sind für die Gesundheit viel zuträglicher als die feuchte, dicke, warme Luft in den Wäldern. Unsere Reise, den Mucuri hinab, war sehr angenehm, da es während derselben nicht regnete. In der Villa fehlte es ebenfalls an Lebensmitteln, da überhaupt hier viel Armuth herrscht; man hatte nichts als Mandioccamehl, Bohnen und zuweilen etwas Fisch; uns Kranken glückte es indessen, durch den Ankauf von Hühnern eine angemessene Nahrung zu erhalten. Da die brasilianische China uns nicht herzustellen schien, so sandte ich einen Bothen nach Villa de S. Matthaeus, der mir etwas ächte China von Perù zurück brachte. Diese bewirkte zwar bald unsere Genesung, allein es dauerte noch viele Wochen, bis wir uns völlig von der Entkräftung erholt hatten.

In den ersten Tagen des Manats May erschien Herr

da ich dem Herrn Dr. Bernstein, welcher vorstehende Beschreibung unternahm, nicht die dazu nöthige Quantität mitgebracht hatte. Die Anwendung derselben scheint bey Magenschwäche größere Kräfte zu versprechen, als die übrigen Chinarinden; gegen Wechselfieber konnte er sie nicht anwenden. Hierüber siehe auch v. Eschwege's Journal von Brasilien Heft II. S. 36.

Freyreiss mit dem Reste unserer Truppe am Mucuri. Zu Linhares am Rio Doçe hatte er einen kurzen Aufenthalt gemacht; jedoch die Lage der daselbst befindlichen Ansiedelungen schon nicht mehr so gefunden, als wie wir sie zur Zeit unserer gemeinschaftlichen Anwesenheit daselbst gesehen. Wilder und kühner als je hatten die Botocudos sich dort von neuem in Masse gezeigt. Auf dem südlichen Flußufer, unweit des Quartels d'Aguiar bey der Lagoa dos Indios hatten sie drey Soldaten ermordet, und wie man behauptete, aufgefressen. Man hatte von Linhares aus mit allen Leuten, die man auftreiben konnte — es waren deren etwa 38 — eine Entrade gegen sie gemacht, war aber auf eine solche Menge von Wilden gestoßen, daß man es für klüger hielt, sich zurück zu ziehen. Auf dem einen der Tocayas (*) allein fand man an 40 schußfertige Bogen. Dieser Ausgang der Sache hatte panischen Schrecken in Linhares verbreitet, und es liefen nach Herrn Freyreiss Versicherung, die Einwohner zu vieren und achten davon, um nicht von jenen grausamen Wilden gefressen zu werden. Die Fazenda des Herrn Tenente Calmon war in einer sehr beunruhigenden und gefährlichen Lage. Der Guarda Mor, den man zu Linhares gefangen hielt, war nach St. Mathaeus entwischt, der Commandant des Quartels von Porto de Souza war mit sechs Soldaten desertirt u. s. w., so daß diese Ansiedelung in einer der fruchtbarsten Gegenden, wohl ihrem Ende nahe seyn wird, wenn die Regierung indessen nicht zweckmäßigere Maßregeln ergriffen hat.

Nachdem ich mit Herrn Freyreiss noch einige Wochen in Mucuri zugebracht hatte, die völlige Wiederherstellung der Kranken abzuwarten, reißten wir nach Villa Viçoza, nahmen dort unsere Wohnung im Hause der Camara, und durchstreiften von da aus die umliegende Gegend.

(*) Tocayas sind Plätze, welche sich die Wilden im dicken Walde zubereiten, um ihre Feinde daselbst im Hinterhalte zu erwarten. Sie pflegen gewöhnlich mehrere an verschiedenen Orten anzulegen; hierüber weiter unten mehr.

Villa Viçoza ist ein kleiner Flecken, der zwischen Cocosbäumen sehr angenehm liegt, und mit Farinha Handel treibt, welche längs der Küste hin versandt wird. Die Ausfuhr in letztvergangenem Jahre soll etwa 9000 Alkeren betragen haben, an Werth ungefähr 9000 Cruzados. Mehrere Einwohner besitzen kleine Lanchas, in welchen die Produkte der Pflanzungen längs der Küste zur See versandt werden. Hier wohnt ein deutscher Schiffszimmermann, der durch den Schiffbruch eines englischen Fahrzeuges hierher kam, und jetzt hier sein Gewerbe treibt; er fand sich sogleich ein, uns zu besuchen, aber seine Muttersprache redete er nur noch sehr gebrochen; hier im Lande wurde er für einen Engländer gehalten. Die Eigenthümer der Lanchas sind hier die reichsten und angesehensten Bürger, unter ihnen zeichnet sich Herr Bernardo Da Motta durch seine wohlthätigen Gesinnungen und seinen redlichen Charakter aus. Er benutzt die Kenntniß von mehreren Krankheiten des Landes, und eine bedeutende Erfahrung, die er sich nach und nach erworben hat, um durch seinen Rath und die Mittheilung erprobter Heilmittel, seinen leidenden Landsleuten nützlich zu werden. In dem heißen Clima Brasiliens sind die Einwohner zahlreichen Übeln und vorzüglich mannigfaltigen Hautkrankheiten und hartnäckigen Fiebern ausgesetzt, die bey zweckmäßiger Behandlung durch geschickte Ärzte oder Chirurgen zwar selten gefährlich werden, an denen aber dennoch hier aus Mangel an zweckmäßiger Hülfe oder durch verkehrte Behandlung viele Menschen sterben. Herr Da Motta suchte in Viçoza diesem Übel so viel als möglich abzuhelfen, und ob er gleich keine gründliche medicinische Kenntnisse besitzt, so hat ihn seine Erfahrung doch manche treffliche Behandlungsart kennen gelehrt, und bey der Bescheidenheit, mit welcher er alles Nützliche und Gute, das ihm von Andern mitgetheilt wird, prüft und anerkennt, erweitern sich seine Kenntnisse und seine nützliche Wirksamkeit immer mehr. Die größte Wohlthat, welche der König seinen Unterthanen in Brasilien erzeigen könnte, würde die Anstellung

tüchtiger Ärzte und Chirurgen in den verschiedenen Theilen des Landes, und die Einrichtung guter öffentlicher Landschulen seyn, um die rohe Unwissenheit und den blinden Aberglauben, die so viel Elend und Verderben stiften und verbreiten, unter dem gemeinen Volke allmählig zu entfernen. An solchen Lehranstalten fehlt es gänzlich. Anmaßende Geistliche, denen es an Kraft und Willen fehlt, an der Belehrung und Bildung des Volks zu arbeiten, tragen vielmehr noch thätig zur Unterdrükkung der gesunden Vernunft und des eignen Nachdenkens bey, und erschweren jede Verbreitung einer vernünftigen Aufklärung. Bey seiner Rohheit besitzt der gemeine Mann dennoch einen hohen Grad von Dünkel und Stolz, verbunden mit einer völligen Unkunde des Zustandes der übrigen Welt, welcher wohl großentheils dem verderblichen System einer gänzlichen Sperre zugeschrieben werden muß, das Portugall in Hinsicht auf Brasilien vormals beobachtete. Der Fremde wird hier als ein Wunder oder ein Halbmensch betrachtet. Höchst erfreulich sind beym Anblick dieser Finsterniß die Hoffnungen, zu welchen die jetzige aufgeklärtere Regierung berechtiget.

Der Fluß Peruipe, welcher mäßig breit ist, bildet, bevor er in die See fällt, ein Paar Ausflüsse, von welchen die Barra Velha unter 18° liegen soll; er ist nicht weit aufwärts bewohnt, und man hat dort gegen die Tapuyas das Quartel Caparica angelegt. Vor seiner Mündung befinden sich Sandbänke, die die Schiffahrt unsicher machen. Während unserer Abwesenheit hieselbst scheiterte an ihnen eine mit Farinha geladene Lancha, wobey vier Menschen das Leben verloren. Die berühmten Fels-Inseln, welche unter dem Nahmen der Abrolhos, ein Schrecken der Seefahrer sind, liegen etwa in der Höhe zwischen Caravellas und Viçoza nur einige Meilen von der Küste entfernt; Fischer segeln mit ihren Canoen dahin, bleiben mehrere Tage und Wochen daselbst und fangen viele Fische und Seeschildkröten. Diese Inseln sind mit niedern Gebüschen bewachsen, in denen eine Menge von Seevögeln, besonders die Grapirás (Halieus forficatus), nisten.

Die Gegend um Viçoza hat aneinander hängende vortreffliche Waldungen, die jetzt zum Theil durch den häufig fallenden Regen unter Wasser gesetzt waren. Herrliche Baumarten verbreiten darinn einen erfrischenden Schatten; besonders fanden wir hier viele Cocospalmen, deren von den Bewohnern gekannte Arten man aus nachstehendem Verzeichniß ersehen kann. In der Gegend am Mucuri und Peruipe kennt man nachfolgende Arten von Palmen, welche sämmtlich den äußeren Habitus des Genus Cocos haben, von denen sich indessen nicht mit Gewißheit behaupten läßt, daß sie wirklich alle zu demselben zu rechnen sind, da wir nicht bey allen Gelegenheit hatten, ihre Blüthe zu untersuchen. Botaniker werden uns durch genaue Beobachtung auch über diesen Gegenstand bald mehr Gewißheit verschaffen.

A. Stachellose Arten von Palmen.

1) Cocos da Bahia (Cocos nucifera, Linn.), wächst nicht wild, sondern angepflanzt vom Mucuri nordwärts, also vom 18ten Grade bis Bahia und Pernambuco hin, sehr häufig an der Küste; südlich sehr selten. Sie ist in der Jugend durch einen unten an der Erde verdickten Stamm kenntlich.

2) Cocos de Imburi; mit unten silberweißen, oben glänzend grünen schmalen Blättchen von mäßiger Länge; bildet eine Rispe von sehr kleinen harten Nüssen, die nur von den Wilden gegessen werden.

3) Cocos de Pindoba (*); treibt keinen Schaft, sondern blos schöne lange Blätter aus der Erde; dicht am Boden entsteht alsdann eine Traube oder Rispe von eßbaren Nüssen.

4) Cocos de Pati; macht einen hohen dicken Stamm, sehr viele starke, breite, colossale frondes, und hat ein prachtvolles Ansehen; Fruchtähre sehr groß, aus vielen kleinen harten Nüssen bestehend.

(*) Bey den verschiedenen aufgezählten Palmenarten sind die dem Worte Cocos zugesellten Beynahmen meistentheils die alten wahren Benennungen aus der Sprache der Tupinambas und der andern verwandten Tupi-Stämme. So hieß z. B. ein berühmter Anführer unter ihnen Pindobusù oder der große Pindoba-Palmbaum. S. Southey's history etc. Vol. I. p. 289. u. a. O.

5) Cocos Ndaiá-assú; mit hohem, starkem Stamme, schönen breiten dicht gefiederten Blättern und stark holziger rachis; die pinnulae (Seitenblätter) sind sehr glatt, plan, und ganzrandig, zugespitzt, oben glänzend dunkelgrün und unten glänzend hellgrün. Sie macht eine große Fruchtrispe mit vielen etwa 5 Zoll langen eßbaren Nüssen. Ein Mann kann die Fruchttraube nicht tragen. Sie ist von majestätischem Wuchs und die schönste der Palmen dieser Gegend; an der Lagoa d'Arara befanden sich einige große prachtvolle Bäume dieser Art.

6) Cocos de Palmitto am Rio Doçe und in den südlicheren Gegenden nördlich am Mucuri Cocos de Jissara genannt. Die zierlichste und eleganteste von allen. Schaft sehr hoch und schlank; Krone klein, aus 8 bis 10 sehr schön glänzend grünen Blättern bestehend, welche dicht gefiedert sind und gleich Straußfedern gewölbt erscheinen. Unter der Blätterkrone hat der silbergraue Stamm des Baumes einen 3 bis 4 Fuß langen glänzend grünen Aufsatz, der die jüngern Blätter und Blüthen als Mark enthält; dieses wird gegessen und mit dem Nahmen des Palmit belegt. Zwischen dem holzigen Theil des Stammes und jenem grünen Markbehälter bricht der gelbliche Blüthenwedel hervor, und hängt herab. Die Fruchttraube ist klein mit kleinen schwarzen Nüßchen, kaum von der Größe der Haselnüsse.

7) Cocos de Guriri (Pissandó der Indier). Eine Zwergpalme an der Seepraya im Sande; mit glatten federartig geneigten Blättern, deren pinnulae oft etwas eingerollt und dabey doppelt sind. Sie macht an der Erde eine Spica oder Kolbe mit aufsitzenden kleinen Nüßchen, die an ihrem Wurzeltheile etwas zugespitzt und hier mit einem süßen gelbrothen Fleisch überzogen sind, welches man hier zu essen pflegt.

8) Cocos de Piassaba oder Piaçaba; eine der nützlichsten, merkwürdigsten und zugleich der schönsten Arten; Frucht von der Größe und Gestalt von No. 5, dabey etwas zugespitzt. Sie fängt erst in der Gegend von Porto Seguro an und

wird von da an nördlich immer häufiger gefunden, am häufigsten in der Comarca von Ilheos. Ihr Stamm ist hoch und stark, die pinnulae an den Blättern stehen etwas einzeln, alle frondes aber streben Himmmelan und senken sich nicht hinabwärts, wie bey den andern Arten; daher hat diese sonderbare Palme das Ansehen eines türkischen Reiherbusches. Die Blattscheide, wenn sie verwelkt ist, zerfällt in sehr lange holzige schlanke Fäden, aus denen man Stricke für die Schiffe dreht. Aus der festen Nuß dreht man Rosenkränze.

9) Cocos de Aricuri oder Aracui; eine 15 bis 18 Fuß hohe Palme an der Seeküste im Sande, in der Gegend von Alcobaça und Belmonte, mit 3 bis 4 oder mehreren Blättern, deren Blattstiele (petioli) an ihrer Wurzel mit stumpfen stachelartigen Auswüchsen an beyden Seiten besetzt sind. Wenn die frondes abfallen, so bleibt der Blattstiel stehen, dies bildet einen sehr rauhen kurzen Stamm. Frondes schön gewölbt, glänzend grün und glatt. Die Fruchtrispe trägt eine Menge runder Steinfrüchte von der Größe einer starken runden Pflaume, die mit einem schönen orangefarbenen Fleische überzogen sind. Man macht aus den Blättern leichte Strohhüte.

B. Mit wahren Stacheln besetzte Arten.

10) Cocos de Aïri assú; die große Aïripalme (Bréjéuba in einigen Gegenden von Minas Geraës); mit mäßig und nur 20 bis 30 Fuß hohem Stamme, der schwarzbraun gefärbt und über und über mit 4 bis 5 Zoll langen schwarzbraunen Stacheln bedeckt ist, welche in Ringen stehen. Fruchtrispe mit kleinen sehr harten schwarzbraunen Nüssen, die eyförmig, ein wenig zugespitzt und von der Größe einer Pflaume sind. Diese Palme bildet da, wo sie in Menge steht, undurchdringliche Dickichte; sie wächst in trocknen Wäldern. Weiter nördlich kommt sie nicht vor, schon in der Gegend von Porto Seguro habe ich sie nicht mehr gesehen; daher machen die Puris, die Patachos und die Botocudos am Rio Doçe ihre Bogen aus dem schwarzbraunen Holze dieses Baumes, da hingegen die nördlich

wohnenden Stämme der Urbewohner, selbst die Botocudos am Rio Grande de Belmonte und die Patachos am Rio do Prado sich des Pao d'arco (Bogenholzes, Bignonia) zu diesem Endzwecke bedienen.

11) Cocos de Aïri mirim (ausgesprochen miri); macht einen dünnen stachlichten Stamm; Blätter an der Erde und auf dem Stamme, die Früchte klein; sie werden von den Kindern gegessen.

12) Cocos de Tucum; macht einen 15 Palmen (Spannen) hohen Stamm, und wächst im Sumpfe, da hingegen die Arten der Aïri mehr die trockenen Gegenden lieben. Stamm und Blätter sind stachelicht. Die Früchte kleine schwarze Nüsse, die inwendig einen eßbaren Kern enthalten. Bricht man die pinnulae (Blätter), so zeigen sich feine zarte grüne Fäden, die sehr stark sind und zu Schnüren gedreht werden; aus ihnen wird ein Zwirn verfertigt, den man zu schönen grünen Fischnetzen und auf andere Art benutzt.

So charakteristisch verschieden für den Blick des Botanikers alle diese Palmenarten auch sind, so haben doch die meisten eine Hauptform mit einander gemein, die des Genus Cocos, mit einem schlanken Stamme, der bey einigen oben, bey andern unten verdickt, und wieder bey andern in allen Theilen gleich ist; er ist bey den meisten Arten schräg winklicht mit erhöhten Ringen versehen, geringelt oder am obern Theile ein wenig geschuppt; die Blätter sind gleich den Federn des Straußes gefiedert, sanft schön gewölbt, zum Theil mit gekräuselten etwas eingerollten, zum Theil mit etwas steifen Nebenblättchen, sie sind gekräuselt und silberfarben bey der Imburi, schön sanft federartig geneigt bey der Jissara, hoch ansteigend und nach allen Richtungen stark und breit ausgedehnt und bis zur Erde herabhängend bey der schönen erhabenen Ndaià, und himmelan strebend, steif aufsteigend bey der Piassaba-Palme u. s. w. Die von mir bereißte Gegend ist, wie man aus dem Gesagten ersieht, an verschiedenen Palmenformen weit ärmer, als die

dem Äquator näher gelegenen Regionen des Continents von Südamerika, wo Herr von Humboldt einen großen Reichthum von diesen erhabenen Prachtgewächsen fand, den wir in seinen vortrefflichen Ansichten der Natur (*) höchst anziehend beschrieben finden. An die Palmenform schließt sich in den hohen Regionen der Andes von Peru, die Form der baumartigen Farrenkräuter (Filix) an, die man aber an der Ostküste von Brasilien vermißt, obgleich einige neuere Schriften über Brasilien dieselben irriger Weise hierher setzen. Dagegen sind die niedern Geschlechter dieser Pflanzenfamilie auf der Erde und auf Bäumen sehr zahlreich und sehr mannigfaltig. Unter ihnen zeichnet sich am Mucuri und in der Gegend von Caravellas die Mertensia dichotoma aus, die ziemlich hoch in den Bäumen hinauf steigt, und durch zweytheiligen Wuchs kenntlich ist. Ihr glatter glänzend brauner Stengel wird von den Negern vom Marke befreyt, und dann zu Pfeifenröhren benutzt, die man Canudo de Samambaya nennt.

Nicht blos in botanischer Hinsicht fanden wir die Wälder um Viçoza interessant, sondern auch in zoologischer. Die kalte Jahreszeit, welche eine Menge von Waldvögeln aus den innern Sertões nach der Küste herab drängt, verschaffte hier unsern Jägern eine reiche Ausbeute an Papageyen, besonders Maitacas (Psittacus menstruus Linn.) an Tucanen u. s. w., welche uns zur Nahrung dienen mußten. Das Fleisch der Papageyen giebt sehr kräftige Brühen; daß es aber als Arzeneymittel gebraucht werde, wie Southey (**) sagt, habe ich nirgends bestätigt gefunden. Häufig war in diesen Wäldern der schöne schwärzlich purpurfarbene Seidenschwanz (Ampelis atrodurpurea), seltener zeigt sich am Mucuri der schön blaue Kiruá oder Crejoá (Ampelis Cotinga, Linn.) den sein glänzend blaues prachtvolles Gefieder unter allen Vögeln von Brasilien auszeichnet, so wie eine neue Art von Papa-

(*) Ansichten der Natur S. 243.

(**) Southey history of Brazil. Vol. I. 627.

geyen *) und andere mehr. Die unvergleichlichen Federn des Kiruá benutzten die Nonnen zu Bahia zu ihren schönen Federblumen; man hat die Bälge dieser Vögel zuweilen in bedeutender Anzahl nach der Hauptstadt gesandt. Unter den kleinen Vögeln ist Nectarinia cycanea (Certhia cyanea, Linn.) und Spiza zu bemerken, die man mit dem allgemeinen Nahmen Caï belegt. Auch einige schöne Schlangen erhielten wir, unter andern mehrere Individuen des Jararacca, und eine Haut der Jiboya (Boa constrictor des Daudin) die nicht, wie dieser Schriftsteller behauptet, in Afrika lebt, sondern die gemeinste Art dieses Geschlechtes in Brasilien ist.

Am 11. Juny verließ ich Viçoza und reiste nach Caravellas, wo ich die Ankunft des Casqueiro von Rio de Janeiro abwartetete.

(*) Fünf Zoll 9 Linien lang; kurz geschwänzt; grün; Brust, Bauch und Seiten ins Bläuliche fallend; Rücken dunkel-schwärzlich kaffeebraun oder ruß-schwarz; Uropygium beynahe völlig schwarz; zwey mittlere Schwanzfedern grün mit rother Wurzelhälfte, die übrigen schön roth mit breiter schwarzer Spitze. In dem Museum zu Berlin hat man diesen Vogel unter dem Nahmen des Psittacus melanonotus aufgestellt. Der Hauptcharakter dieser Art, der aber nur im frischen Zustande kenntlich ist, besteht in einer nakten mennigrothen Haut, welche das Auge umgiebt.

X.

Reise von Caravellas nach dem Rio Grande de Belmonte.

Fluß und Villa zu Alcobaça. — Fluß und Villa do Prado. — Die Patachos. — Die Machacalis. — Comechatibá. — Rio do Frade. — Trancozo. — Porto Seguro. — Sta. Cruz. — Mogiquiçaba. — Belmonte.

Nachdem wir uns vier Wochen in Caravellas aufgehalten hatten, sahen wir endlich den lange ersehnten Casqueiro einlaufen. Er brachte uns mancherley nöthige Bedürfnisse aus Rio de Janeiro, und nahm unsere Sammlungen an Bord, um diese unsern Freunden in der Königstadt zu überliefern. Capitam Bento Lourenzo hatte auch Caravellas erreicht, nachdem seine Straße großentheils vollendet war. Er reiste jetzt nach Rio, wo er, wie er mich später benachrichtigte, zur Belohnung seiner Ausdauer einen Orden erhielt, und zum Coronel und Inspektor der Straße am Mucuri erhoben wurde. Als alle unsere Geschäfte beseitigt waren, trat ich meine weitere Reise längs der Küste nordwärts an, Herr Freyreiß mit seinen Leuten blieb am Mucuri zurück.

Ich verließ Caravellas am Morgen des 23ten July. Obgleich jetzt die kälteste Jahreszeit des hiesigen Clima's eingetreten war, so war doch an diesem Tage die Hitze drückend. Die Einwohner dieser Gegenden litten jetzt häufig an Catharren, Husten und Kopfschmerzen, denn die sogenannte kalte Jahreszeit hat auf ihre an die Wärme gewöhnten Körper denselben Einfluß, als auf uns die Kälte des ersten Frostes im November oder Dezember. Verschiedene Personen in Caravellas waren an den Krankheiten gestorben, welche die Veränderung der Temperatur herbey führte, während wir Fremde weniger dadurch litten. Der freye Wiesenplatz, auf welchem Caravellas erbauet ist, wird rund um von sumpfigen Wäldern und Gebüschen eingeschlossen, worin die Pflanzungen oder Rossen der Bewohner zerstreut liegen. Dieser Wald ist zum Theil in der bessern Jahreszeit viel angenehmer als wir ihn jetzt fanden; denn er erschien weit reizender, als ich ihn im Monat November beym Eintritt des Frühjahrs noch einmal besuchte. Der Gesang des Sabiah (Turdus rufiventris) ertönte munter im finstern Schatten der Cocosstämme, von welchen ich hier zufällig einen fand, der in der Höhlung eines alten colossalen Waldbaumes gekeimt hatte und daraus schon zu einer bedeutenden Höhe hervor gewachsen war. Man durchreitet diesen Wald bis zur Mündung des Flusses Caravellas, wo etwa zwölf Fischerhütten eine schwache Povoaçâo bilden. Von der Barra des Flusses, welche geräumig und sicher ist, folgt man dem flachen sandigen Seestrande, gegen den das vom Winde bewegte Meer brausend seine Wellen heran rollte. Nach der Landseite hin begränzen diesen flachen Seestrand dichte Gebüsche, die vom Winde niedergehalten werden; sie bestehen aus Bäumen und Gesträuchen mit dunkelgrünen lorbeerartigen Blättern, die zum Theil Milch gebend, saftig und steif sind, wie die beyden Arten der Clusia mit ihren großen schönen weiß und rosenrothen Blumen, die längs des ganzen Strandes sehr häufig wachsen. Hier, so wie an der ganzen Ostküste, findet sich

häufig der in allen seinen Theilen sehr aromatische Strauch, den man unter dem Nahmen der Almeçiga kennt (Icica, Amyris, Aublet). Aus ihm schwitzt ein stark riechendes Harz aus, das man zu verschiedenen Endzwecken benutzt, besonders als Pech oder Harz an die Schiffe, und als Balsam und Heilmittel bey Wunden. Einen Hauptbestandtheil der niedrigen Dickung an der See bilden die beyden Arten von Cocos, die gewöhnlich an der Küste wachsen und früher bey der Beschreibung des Aufenthalts am Mucuri schon erwähnt worden sind, die Cocos de Guriri und de Aricuri. Die erstere stand jetzt in der Blüthe und war mit ihren unreifen Fruchtkolben beladen, die andere ist schöner und wächst 15 bis 20 Fuß hoch, wo sie der Seewind nicht zu stark trifft; an der Küste hingegen bleibt sie kleiner. Ihre schöne orangegelbe runde Frucht schmeckt süßlich, soll aber der Gesundheit nicht zuträglich seyn. Auf dem flachen festen Sande rankte da, wo die See ihre stürmische Brandung nicht unmittelbar hinsenden kann, eine schöne purpurrothe Glockenblume (Ipomoea littoralis) mit langen schwärzlich braunen, den Stricken ähnlichen Zweigen und dicken rundlicheyförmigen milchsaftigen Blättern; wir hatten sie an den meisten Gegenden der Küste gefunden, wo sie den Sand bindet. Eben dies thun auch zwey gelbblühende Gesträuche aus der Diadelphia; der eine niederliegend, und über die Erde ausgebreitet mit gegliederter Frucht, eine neue Art Sophora; und der andere, die Guilandina Bonduc, Linn., oft 3 bis 4 Fuß hoch mit breiter kurzer sehr rauh bestachelter Schote. Zwischen dergleichen Gewächsen findet man überall in diesem Sande das harte etwas stechende Strandgras (Remirea littoralis) in Menge.

Wir erreichten gegen Abend einen rasch fließenden Bach, den man die Barra Velha nennt, da er die alte oder ehemalige Mündung des Flusses Alcobaça ist, an dem wir bald nachher ankamen. Diese kleinen Gewässer an der Seeküste sind oft für den Land-Reisenden große Hindernisse, die ihn leicht

6 bis 8 Stunden aufhalten können. Wir hatten die Barra Velha zur ungünstigen Zeit erreicht; sie war jetzt sehr angeschwollen und wild, daher blieb mir nichts übrig, als meine Thiere abladen zu lassen und hier zu lagern. Weiter zurück im Gebüsche wohnten einige Menschen, wovon wir indessen erst später Nachricht erhielten. Hinter einem alten umgefallenen Baumstamme, und durch ihn einigermaßen geschützt vor dem durchdringenden Seewinde, der den feinen Sand von der Küste nach uns zu trieb, loderte bald unser Feuer auf; alle legten sich auf die Decken und Mäntel im Kreise umher. Wir sahen hier einen der schönen Fregattvögel (Pelecanus aquilus, Linn., Halieus, Illig.), welche an den brasilianischen Küsten in ansehnlicher Höhe zu vieren, fünfen und mehreren umher fliegen. Die Nacht brachten wir nach einer sehr dürftigen Abendmahlzeit, gegen den alles durchdringenden Wind durch unsere Mäntel nur unvollkommen geschützt, in der öden Gegend hin. Sehnlich erwartet brach uns daher das Licht des jungen Tages an, das uns zur Fortsetzung der Reise aufforderte; allein erst um 10 Uhr war die Ebbe so weit vorgerückt, daß wir unsere Thiere über das Wasser schwimmen lassen konnten; das Gepäck trug man auf dem Kopfe hinüber.

Von hier aus erreichten wir in kurzer Zeit die Mündung des Flusses Alcobaça, der mäßig stark sich in die See ergießt. Seine Ufer sind in der Nähe des Meeres mit dichten Mangue-Gebüschen bedeckt, die aber bald dem hohen finstern Walde Platz machen. Unweit der Mündung des Flusses hat man an dem nördlichen Ufer desselben die Villa de Alcobaça auf einer weißen Sandfläche erbaut, die mit kurzem Grase, mit niedrigen kriechenden Mimosen, mit weißblühendem Plumbago und mit den schönen rosenrothen Blumen der Vinca rosea bedeckt ist. — Alcobaça hat etwa 200 Häuser und 900 Einwohner; die meisten der Gebäude sind mit Ziegeln gedeckt, und die Kirche ist von Steinen erbaut. Man treibt hier, wie an der ganzen Küste, etwas Handel mit Farinha, von welcher

man etwa 40,000 Alkeren jährlich ausführen soll. Sie wird nach den größeren Städten der Küste und an alle die Orte verschifft, wo dieses Produkt weniger gedeiht. Einige Lanchas besorgen diese Ausfuhr und bringen dagegen aus Bahia andere nöthige Bedürfnisse zurück. Diese kleinen Seeschiffe gehen den Fluß ziemlich weit aufwärts bis zur Pflanzung des Herrn Muniś Cordeiro, eines der angesehensten Bewohner von Alcobaça, der durch seinen biedern Charakter den Ruf verdient, welchen er unter seinen Landsleuten genießt.

Der Fluß Alcobaça, der ursprünglich in der brasilianischen Ursprache Taniän oder Itaniän (Itanhem) genannt ward, ist fischreich; man soll darin selbst schon Manatis gefangen haben; seine Barra hat Sandgrund mit 12 bis 14 Palmen Wassertiefe, welche große beladene Sumaca's passiren können. Seine Sertôes oder die Urwälder an seinen Ufern, werden von den Patachos und Machacaris, zwey wilden schon öfters erwähnten Stämmen, bewohnt, die von hier an, auch noch weiter nördlich, die Wohnplätze der Weißen friedlich besuchen, und sich zuweilen wohl gegen Wachs oder eßbare Thiere andere Bedürfnisse zu erbitten pflegen. Da sich diese Wilden gegenwärtig tiefer in die großen Wälder begeben hatten, so bekamen wir keinen von ihnen zu sehen. Die Wälder am Alcobaça enthalten eine Menge von nützlichen Holzarten und Gewächsen, auch findet man hier Pao Brazil, besonders aber viel Jacarandá und Vinhatico, welches die civilisirten Indier gewinnen, aus denen die Villa ursprünglich gebildet worden ist, die aber jetzt großentheils von Weißen und Negern ersetzt worden sind. Die Lage von Alcobaça ist gesund, da die Seewinde beständig die Luft reinigen, doch sind diese Winde und Stürme in einem großen Theile des Jahres sehr unangenehm. Fünf Legoas weiter nördlich vom Flusse Alcobaça fällt der Rio do Prado in das Meer, der ehemals bey den Urbewohnern dieser Gegend den Nahmen

Sucurucú (*) trug. Der Weg längs der Küste bis dorthin ist ein ebener fester Sand, gegen den aber heute die See sehr wild heran rollte, da starker Wind die Brandung bewegte. In den dichten Gebüschen der Guriri- und Aricuri-Palmen, die sich längs dem Ufer hinziehen und von höheren lorbeerartigen Bäumen überschattet werden, findet man sehr häufig eine kleine Art von Penelope, die mit dem Parraqua (Penelope Parraqua, Temminck) nahe verwandt zu seyn scheint; sie wird an der Ostküste Aracuan (**) genannt, und als ein sehr gut eßbarer Vogel gejagt; an Größe wie an Geschmack kommt er ziemlich unsern Fasanen gleich. Mein Hühnerhund, der diese Gebüsche beständig absuchte, fand viele dieser Vögel, welche immer paarweise mit großem Geräusch aufflogen; nach ihnen zu schießen war hier nicht leicht, da das Dickicht zu sehr mit Stachelgewächsen angefüllt und zu verflochten war.

Gegen Mittag erreichten wir wieder eine Barra Velha, einen ehemaligen Ausfluß des Rio do Prado, wo aber unsere Thiere beladen durchgehen konnten, da wir gerade die Zeit der Ebbe getroffen hatten. Jenseits sind wieder Mangue-Gebüsche in der Nähe des Flusses Prado, und an dessen nördlichem Ufer liegt auf einer etwas erhöhten sandigen Fläche die Villa. Hingestreckt im Sande des Ufers warteten wir sehr lange, bis es einigen Bewohnern gefiel, uns in einem Canoe überzusetzen. In dem Casa da Camara wies man uns eine leidliche Wohnung an.

Die Villa do Prado, welche anfänglich aus Indiern gebildet wurde, ist unbedeutender als Alcobaça, denn sie hat nur etwa 50 bis 60 Feuerstellen und 600 Einwohner. Ihre

(*) Die Corographia brasilica schreibt Jucurucú, während die Bewohner jener Gegend allgemein diesen Nahmen Sucurucú aussprechen.

(**) Der Aracuan scheint auf den ersten Anblick eine Art mit dem Parraqua auszumachen, ist aber ohne Zweifel eine besondere Species, da er beständig viel kleiner ist, und auch in der Färbung seines Gefieders etwas abweicht. Er scheint v. Humboldts Phasianus garrulus zu seyn.

Häuser sind zum Theil in Reihen, zum Theil zerstreut auf einer weißen Sandfläche erbaut. Die Vinca rosea bildet eine Decke auf diesem heißen Boden, wo übrigens unsere Lastthiere nur sehr schlechte und sparsame Nahrung fanden. Noch mehr als in Alcobaça fehlt es hier in dieser kleinen Villa an manchen Bedürfnissen. Einige Lanchas unterhalten einen kleinen Küstenhandel mit Farinha, wovon man jährlich etwa 8000 Alkeren ausführt, mit etwas Zucker und andern Produkten der hiesigen Wälder und Pflanzungen. Der Fluß hat eine mäßige Stärke, ist fischreich und seine Barra ist nicht ungünstig für die Schiffahrt, indem beladene Sumacas einlaufen können. Auf Befehl der Regierung machte unser Landsmann, der Herr Ingenieur-Major Feldner, eine Entrade in die Wälder von Villa do Prado in nordwestlicher Richtung, um einen Weg nach Minas Geraës zu bahnen. Er überwarf sich mit dem Ouvidor Marcelino da Cunha, der dieses Vorhaben nicht unterstützte, und da er von den Anordnungen dieses Mannes völlig abhieng, so scheiterte die ganze Unternehmung. Herr Major Feldner war genöthigt, einige Zeit auf einer Insel zuzubringen; dort wurde er sehr krank, und litt mit seiner Begleitung solchen Mangel, daß sie genöthigt waren, einen Hund zu schlachten, um ihren Hunger zu stillen. Ein entwilderter Botocude, Simam, stellte damals den Kranken durch eine Schaale Honig, die er ihm gesucht, von einem heftigen Fieber wieder her. Auf den Genuß desselben trat ein starker Schweiß ein, und die Krankheit war gehoben.

In den Wäldern am Sucurucú liegen die Roßen der Bewohner vom Prado zerstreut. Diese Wildnisse enthalten aber auch eine große Menge jagdbarer Thiere, schöner Holzarten und wilder Früchte. Das Brasilienholz ist hier in Menge; die Schuhmacher gebrauchen es, um damit das Leder schwarz zu färben; setzt man aber Asche zu dieser Farbe, so wird sie röthlich (rocho). Unter den Vögeln, welche die Gebüsche in der Nähe der Villa beleben, ist der obenerwähnte Aracuan

sehr häufig; Tucane und Papageyen werden von den Bewohnern in großer Menge geschossen und als Leckerbissen an Festtagen gegessen, denn gewöhnlich sind Farinha, schwarze Bohnen, Salzfleisch und zuweilen etwas Fisch, der Brasilianer beständige Nahrung, an die auch der Reisende sich gewöhnen muß. Zu den natürlichen Plagen dieser Gegend gehört vorzüglich der Bicho do pé (Pulex penetrans), der Sandfloh, der hier in dem Sande an der Küste ungemein häufig ist, selbst in den Häusern sind diese Thierchen in Menge und man ist daher genöthigt, die Füße öfters zu besichtigen.

Da ein heftiges Regenwetter eintrat und überdies eines unserer Maulthiere entlaufen war, so sah ich mich genöthigt, ein Paar Tage in dieser traurigen Sandgegend zu bleiben. Ich ward indessen am letzten Tage meiner Anwesenheit reichlich für diesen Nachtheil entschädigt, denn zufällig erschien an demselben ein Trupp von Wilden in der Villa, auf deren Bekanntschaft ich längst vergebens gehofft hatte. Sie waren vom Stamme der Patachos, den ich bis jetzt noch nicht von Angesicht kannte, und erst vor wenigen Tagen aus den Wäldern zu den Pflanzungen herab gekommen. Völlig nackt traten sie, ihre Waffen in der Hand, in die Villa ein, wo sogleich eine Menge von Menschen sich um sie her versammelte. Sie brachten große Kugeln von schwarzem Wachse zum Verkauf, und wir tauschten gegen Messer und rothe Schnupftücher eine Menge von Bogen und Pfeilen von ihnen ein. Sie hatten nichts Auffallendes, waren weder bemahlt noch sonst entstellt; einige waren klein, die meisten von mittlerer, etwas schlanker Gestalt, mit großem knochigem Gesicht und plumpen Zügen. Nur wenige unter ihnen hatten Tücher umgebunden, die man ihnen früher geschenkt hatte; ihr eben nicht ausgezeichneter Anführer (von den Portugiesen Capitam genannt) trug eine rothe wollene Mütze und blaue Hose, die er auch früher irgendwo erhalten hatte. Nahrung war sogleich ihr Hauptanliegen; man gab ihnen etwas Mehl und einige Cocosnüsse, die sie mit einer klei-

nen Art sehr wohl zu öffnen wußten, worauf sie mit ihren gesunden starken Zähnen die weiße Kernmasse aus der harten Schaale heraus bissen; merkwürdig war dabey die Begierde, mit welcher sie aßen. Die 7te Platte (in der 4to Ausgabe) stellt zwey dieser Wilden vor: der Capitam ist beschäftigt, eine Cocosnuß zu öffnen. Im Tauschhandel zeigten sich einige von ihnen sehr klug, sie forderten vorzüglich Messer oder Äxte; jedoch ein rothes Tuch ließ sich einer von ihnen sogleich um den Hals binden. Man steckte ihnen auf 40 Schritte eine Cocosnuß auf eine Stange und ließ sie nach diesem Ziele schießen, das von ihnen nie gefehlt wurde. Da niemand mit ihnen reden konnte, so hielten sie sich nicht lange auf, und kehrten nach ihren Wohnungen zurück. Um sie noch näher kennen zu lernen, schiffte ich am 30ten July den Fluß Prado aufwärts bis zu der Stelle, wo die Wilden ihre Hütten gehabt hatten; allein ich fand sie nicht mehr, sie waren schon weiter gezogen. Es leben hier an den Ufern des Sucurucú sowohl Patachos als Machacaris in den Wäldern; die letzteren sind immer mehr zum Frieden gegen die Weißen geneigt gewesen, als die erstern, mit denen man erst seit 3 Jahren ein friedliches Einverständniß hat zu Stande bringen können. Noch kurz vor jener Zeit hatten sie im Walde einige Bewohner vom Prado überfallen, bey welchem Vorfall der Escrivam (Stadtschreiber) verwundet und mehrere Menschen erschossen worden waren. Man hat nachher die friedlichen Machacaris gebraucht, um auch mit den Patachos einen Vertrag zu Stande zu bringen. Die Patachos gleichen im Äußern sehr den Puris und Machacaris, nur sind sie größer als die erstern; sie entstellen eben so wenig als diese ihr Gesicht, und tragen eben so ihre Haare natürlich um den Kopf herabhängend, blos im Genicke und über den Augen abgeschnitten, doch rasiren auch manche unter ihnen den ganzen Kopf, und lassen blos vorne und hinten einen kleinen Busch stehen. Die Unterlippe und das Ohr durchbohren einige und tragen in der gemachten kleinen Öffnung ein dünnes kurzes

Rohrstäbchen. Um den Hals trugen die Männer, so wie die aller andern Stämme der Ostküste, ihr Messer an einer Schnur, und die Rosenkränze, die man ihnen schenkte, hiengen sie ebenfalls um denselben. Ihr Körper war in seiner natürlichen röthlichbraunen Farbe, und nirgends bemahlt. Sehr sonderbar und auffallend ist ihr Gebrauch, an einem gewissen Theile ihres Körpers, die Vorhaut mit einer Schlingpflanze zuzubinden, wodurch derselbe eine höchst sonderbare Gestalt erhält. Ihre Waffen sind in der Hauptsache dieselben, als die der andern Wilden; ihre Bogen sind jedoch größer als bey allen übrigen Stämmen der Tapuyas; ich maß einen derselben, und fand, daß er 8 Fuß 9½ Zoll englisches Maß in der Höhe hielt; sie sind von Aïri- oder Pao d'arco (Bignonia-) Holz gemacht. Die Pfeile, die sie gewöhnlich zum Gebrauch auf der Jagd bey sich führen, sind ziemlich kurz, diejenigen aber, deren sie sich im Kriege bedienen, machen sie wahrscheinlich, nach Art der andern Stämme, länger. Diese Pfeile sind unten mit Arara-, Mutum- oder Raubvogelfedern befiedert, und ihre Spitze ist mit Taquarussú- oder Ubá-Rohr beschaftet, allein nirgends fand ich unter den verschiedenen Stämmen der Tapuyas die Bogenschnur aus Darmsaiten oder Thiersehnen gemacht, wie dies Lindley (*) fälschlich berichtet. Auf dem Rücken trägt ein jeder Mann einen um den Hals befestigten Beutel oder Sack von Embira (Bast) oder andern Schnüren geflochten, worin er verschiedene Kleinigkeiten aufzuheben pflegt. Ihre Weiber sind eben so wenig bemahlt, und gehen völlig nackt. Die Hütten dieser Wilden unterscheiden sich durch eine abweichende Bauart von den früher beschriebenen der Puris. Junge Stämme und eingesteckte Stangen werden oben übergebogen, zusammengebunden, und darüber Pattioba- und Cocosblätter gedeckt. Diese Hüttchen sind sehr flach und niedrig; neben einer jeden von ihnen bemerkt man einen Rost, der aus

(*) Lindley narrative etc. p. 22.

vier in die Erde eingesteckten gabelartigen Pfählen besteht, in die vier Stäbe gelegt, und auf welche nahe aneinander Querstäbe gereiht werden, um die erlegten Jagdthiere darauf zu braten oder zu rösten. Eine Abbildung dieser Hütten giebt die Vignette dieses Abschnittes. Die Patachos gleichen in vieler Hinsicht den Machacaris, oder Machacalis, auch sind ihre Sprachen etwas verwandt, obgleich in manchem Betracht wieder sehr verschieden.

Beyde Völkerstämme sollen gegen die Botocudos zusammenhalten, und scheinen ihre Gefangenen zum Theil als Sclaven zu behandeln, denn noch unlängst boten sie zu Villa do Prado eine junge Botocudin zum Verkauf an. Nie hat man einen gegründeten Verdacht gehabt, daß diese Patachos Menschenfleisch essen. In den Hauptzügen gleicht sich zwar der moralische Charakter aller dieser Wilden-Stämme sehr, dennoch hat jeder von ihnen wieder seine verschiedenen Eigenheiten: so sind die Patachos unter allen am meißten mißtrauisch und zurückhaltend, ihre Mienen sind immer kalt und finster, auch geben sie den Weißen ihre Kinder nur äußerst selten, um sie bey ihnen erziehen zu lassen, wie es die andern Stämme nicht ungern zu thun pflegen. Diese Wilden ziehen umher, ihre Banden erscheinen abwechselnd am Alcobaça, zu Prado, Comechatibá, Trancozo u. s. w. Man giebt ihnen bey ihren Besuchen etwas zu essen, tauscht ihnen einige Kleinigkeiten gegen Wachs und andere Waldprodukte um, und sie ziehen nach ihren Wildnissen wieder zurück.

Erfreut, die Bekanntschaft dieses Stammes der Urbewohner gemacht zu haben, verließ ich Villa do Prado und ritt schnell meinen schon früher vorangezogenen Lastthieren und Leuten nach. — Die Küste von Prado nimmt weiter nordwärts eine andere Gestalt an, als sie vorher hatte. Es erheben sich an der See hohe Wände von rothem und anders farbigem Thon, der auf eisenhaltigen bunten Sandstein aufgeschichtet ist; Wald bedeckt die Höhe dieser Küste und häufige

Thal-Einschnitte öffnen sich nach dem Meere hin, die mit dunkelgrün belaubten finstern Urwäldern, dem Wohnsitze der Patachos, angefüllt sind. Aus allen diesen kleinen Thälern fließen Bäche hervor, deren Barra's (Mündungen in die See) zur Zeit der Fluth dem Reisenden oft sehr beschwerlich werden. Eine andere Unbequemlichkeit, welche diese Küstengegend für die Reisenden hat, sind die Felsengruppen, welche an den hohen Wänden derselben unmittelbar in das Meer vortreten. Bey der Ebbe umreitet man diese Klippen trocknen Fußes, allein zur Zeit der Fluth kann man an ihnen nicht vorbey, weil die Wellen, wild schäumend und tobend, sich an ihnen brechen und weißen Schaum in die Höhe spritzen. Befindet man sich während der Zeit, in welcher gerade die Fluth zunimmt, in der Mitte zwischen ein Paar dieser Felsgruppen unter der hohen steilen Uferwand, so kann man sogar in große Gefahr kommen, indem man alsdann der schnellen Zunahme der See nicht mehr entgehen kann. Es ist daher nothwendig, daß der Reisende bey den Bewohnern des Landes genaue Nachricht zu erhalten suche, welche Zeit er zu wählen hat. Oft muß man sechs Stunden stille liegen, um eine neue Ebbe abzuwarten, wenn man einmal den richtigen Zeitpunkt hat verstreichen lassen, auch giebt es an dieser ganzen Küste keinen andern Weg im Lande, als gerade diesen, welcher beständig der Seeküste folgt. Zwischen Prado und Comechatibá hat man an drey verschiedenen Stellen solche Felsen; ich selbst habe an einer derselben die Wellen der See, bis auf den Sattel benetzt, durchritten, zehn Minuten später würde ich einen Aufenthalt von sechs Stunden gefunden haben, und genöthigt gewesen seyn, bis zu einer geräumigen Stelle der Küste zurückzukehren. Schon jetzt gab die an den Klippen brechende Brandung einen furchtbaren Anblick; wir, des Weges unkundige Reisende getrauten uns schon nicht mehr, unsere Reitthiere in die wilde Fluth hinein zu treiben, allein ein Paar Neger einer benachbarten Fazenda ritten durch die Brandung voran

und zeigten uns den Weg. Nachdem wir ihn glücklich zurück gelegt hatten, eilten wir nun aber auch, aus dieser unsichern engen Praya, unmittelbar unter den Wellen des furchtbarsten der Elemente, hinweg zu kommen, und sprengten in raschem Galopp davon. An diesen Felsen findet man etwas weiter in die See hinaus mehrere Arten von Mollusken, unter andern zwey Species von Meer-Igeln (Echinus), wovon die eine von der ärmeren Klasse der Einwohner gegessen wird. Die uneßbare ist weißlich mit violetten Stacheln dicht besetzt, die eßbare hingegen schwarz, ebenfalls mit langen Stacheln bedeckt. Auch befinden sich an allen diesen Felsen Schnecken, welche einen Purpursaft geben; besonders häufig findet man sie in der Gegend von Mucuri, Viçoza, Comechatibá, Rio do Frade u. s. w. Herr Sellow fand bey einer seiner Reisen Gelegenheit, einige Beobachtungen über diesen Gegenstand zu machen, auch der Engländer Mawe erwähnt desselben (*).

In einigen der Seitenthäler am Meere findet man die Wohnungen verschiedener Pflanzer, unter andern die des Senhor Callisto, der mir schon früher in Villa do Prado Gefälligkeiten erzeigt hatte. Von zweyen meiner Leute zu Pferde begleitet, erreichte ich in schnellem Ritte die Landspitze, welche den Nahmen Comechatibá, oder in der alten indischen Sprache eigentlich Currubichatibá, trägt. Der Vollmond spiegelte sich prachtvoll im Meere und beleuchtete die einsamen Hütten einiger Küsten-Indier, deren Bewohner von unsern vorangegangenen Lastthieren aus dem Schlafe geweckt worden waren. In geringer Entfernung von diesen Hütten liegt die Fazenda von Caledonia, welche der Engländer Charles Frazer vor etwa sieben Jahren hier angelegt hat. Herr Frazer, der einen großen Theil unserer Erde bereiste, kaufte etwa 30 starke Neger, um diese Fazenda anzubauen. Die Indier der umliegenden Gegend arbeiteten mehrere Jahre in seinem Dienste,

(*) J. Mawe's travels etc. p. 54.

reinigten die schönen Höhen, welche sich längs der Küste hinziehen, von ihrem Holze, und bebaueten das Ganze. An der Seeküste ließ er eine große Menge von Cocosbäumen pflanzen; das Wohnhaus wurde von Lehm erbauet und mit Stroh gedeckt, und in derselben Linie wurden eine Menge Hütten für die Neger, so wie eine große Mandiocca-Fabrik und ein Vorrathshaus eingerichtet. Das Fabrikgebäude war indessen jetzt in einem sehr verfallenen Zustande. Acht oder zehn große irdene Pfannen zum Trocknen des Mehls waren zwar noch da, aber zum Theil zerbrochen. Die Lage und der Boden dieser Besitzung ist vortrefflich; grüne Hügel mit Gebüschen erheben sich am Meere, und man hatte schon eine große Strecke vom Walde befreyt. Man verstand aber, wie es scheint, nicht, die Neger in der Zucht zu halten, denn diese waren in einem Zustande der Meuterey; sie benutzten die Produkte der Pflanzungen für sich selbst, und verweigerten oft die ihnen aufgetragene Arbeit, um statt derselben in den umherliegenden Wäldern zu jagen oder sich mit dem Fang wilder Thiere in ihren Mundeos zu beschäftigen. Herr Frazer war gegenwärtig in Bahia und hatte während seiner Abwesenheit einem Portugiesen aus Villa do Prado die Aufsicht der Fazenda übergeben. Bey unserer Ankunft nahm uns der Feitor auf; die Neger, welche eben versammelt waren, um nach ihrer Trommel-Musik zu tanzen, kamen sogleich herbeygelaufen, die Fremden zu betrachten. Bald war das ganze Zimmer mit diesen Sclaven angefüllt, die jung, schön gebildet, und zum Theil von hohem kräftigem Körperbau waren, aber der Feitor hatte nicht so viel Autorität, um uns ermüdete Reisende von dieser lästigen Gesellschaft zu befreyen. Ich hielt mich einige Tage hier auf, und fand Gelegenheit, die kürzlich erst von ihren Bewohnern verlassenen Hütten der Patachos im Walde zu besuchen; einige Indier von Comechatibá führten mich dahin.

Das Meer bildet in dieser Gegend einen guten Hafen, der zwar nicht besonders gegen die Winde, indessen doch gegen

die See durch ein Felsenriff geschützt ist, auch einen guten Ankergrund und den Vortheil hat, daß sein Eingang den Schiffern durch ein Merkmal kenntlich gemacht ist. Die Brandung wirft auf den Sand der Küste eine große Menge von Fucus-Arten, Sertularien und andere Zoophyten, allein nur wenige Arten von Conchylien. In der Abenddämmerung schwärmte häufig der große Wampyr (Phyllostomus Spectrum) oder Guandirá, den man im Fluge leicht für eine kleine Eule halten könnte. Unsere Lastthiere wurden von einigen derselben verwundet und bluteten stark. Diese Eigenheit der größern Fledermaus-Arten in den heißen Zonen, Thieren Blut auszusaugen, will man in Brasilien selbst auf alle kleinere Arten dieses Geschlechts ausdehnen; allein das Vorgeben, daß sie auch den Menschen auf diese Weise beschwerlich werden, habe ich nicht bestätigt gefunden. Die hier wohnenden Indier leben von ihren Pflanzungen, von der Jagd, besonders aber vom Fischfange; daher sieht man sie bey stillem Wetter häufig in ihren Canoen auf dem Spiegel des Meeres umher schiffen. Sie bringen eine Menge von Fischen mit zurück, und um ihre Häuser her liegen die Panzer, Schädel und Knochen der Riesen-Schildkröten (Tartarugas) zerstreut.

Von Comechatibá nördlich liegen wieder hohe Wände und Felsen an der See, die an einer Stelle selbst so in das Meer vorrücken, daß man sich genöthigt sieht, einen Umweg über die Höhen zu machen; hier oben findet sich eine Fläche, welche den Nahmen Imbassuaba trägt. Sie ist ein von Wald ringsum eingeschlossenes Campo mit schönen Gräsern und mancherley wilden Pflanzen, die uns neu und für unsere Sammlungen willkommen waren; auf der Erde wuchs hier im Schatten der Bäume unter andern das Rennthier-Moos (Lichen rangiferinus, Linn.) in Menge; diese Pflanze, die im Norden eine der nützlichsten Thierarten, das Rennthier, ernährt, hat eine weite Verbreitung. Von da erreicht man bald wieder die Seeküste und nach einem Wege von 1½ Legoa von Come-

chatibá aus, den kleinen Fluß Cahy, der nur zur Zeit der Ebbe passirt werden kann. Zu diesem Uebergang war es, als wir ihn erreichten, schon beynahe zu spät, allein die des Weges und der Gewässer vollkommen kundigen Neger und Indier der Fazenda durchwateten den Bach und trugen auf den Köpfen und Schultern unser Gepäck hinüber, welches glücklich genug, vollkommen trocken, an das jenseitige Ufer gelangte. Der Cahy, welcher, wie alle jene Flüsse, aus einem finstern Waldthale hervortritt, ist zur Zeit der Ebbe unbedeutend, bey der Fluth aber reißend, wild und Wellen schlagend. Weiter nördlich fanden wir in der Entfernung von drey bis vier Legoas einen andern, etwas stärkern Fluß, den Corumbao. Auf diesem Wege war uns die Fluth schon etwas hinderlich, und eine drückende Hitze machte ihn noch beschwerlicher. Das Ufer an der Küste war zuweilen hoch und steil und dann wieder niedrig, mit finstergrünem lorbeerartigem Walde bewachsen. Am Strande sah man häufig die Aricuri-Palme, so wie mehrere uns neue schöne Gras- und Rohrarten. Die kleinen Thäler, welche sich nach dem Seestrande öffnen, sind zum Theil mit Seen oder Lagoas mahlerisch ausgefüllt; da wo sich diese eine Oeffnung in die See bahnen konnten, haben sie einen Abfluß; gewöhnlich sind sie voll von mancherley rohrartigen Gewächsen. Bis gegen Mittag stieg die Fluth immer höher, und da an manchen Stellen umgefallene Baumstämme uns den Weg versperrten, so sahen wir uns genöthigt, durch die heranrollenden Wellen des Meeres hin zu reiten. Glücklich erreichten wir so die Mündung des Corumbao, die unter 17° südlicher Breite liegen soll. An der Barra dieses kleinen Flusses, dessen fruchtbare Ufer reich an mancherley schönen aber unbenutzten Holzarten seyn sollen, erheben sich mehrere Sand-Inseln, zwischen welchen jetzt die Fluth bedeutende Wellen bildete. Seine sandigen oder sumpfigen Ufer sind mit Mangue-Gebüschen bewachsen, und jetzt nur von Reihern, einigen Strandläufern und Mövenarten (Larus) bewohnt,

seitdem die Aymores oder Botocudos durch ihre grausamen Einfälle die Bewohner vertrieben haben. Unweit des Flusses am nördlichen Ufer lebt jetzt eine Familie aus Prado, die der Ouvidor hieher gesandt hatte, um die Reisenden überzusetzen, und die hier vom Fischfange sich nährte; da es aber in diesen einsamen, menschenleeren Wildnissen an der nöthigen Aufsicht fehlt, so haben sie späterhin diese Gegend bald wieder verlassen. Ich fand in deren Hütte eine Menge von Fischen, die zum Theil eben gefangen waren, und wir versahen uns auch noch für den Abend mit einem Vorrathe derselben, die wir jedoch theuer bezahlen mußten. Der Mann wollte von dem Hunger Vortheil ziehen, der den von der Hitze ermatteten Reisenden aus den Augen blickte, und forderte den dreyfachen Werth für seine Lebensmittel.

Von hier aus öffnet sich die Gegend etwas; man folgt dem Strande, wo auf der trocknen Sandhöhe eine große Menge des fünf- bis sechseckigen Cactus, die Füße der Thiere mit ihren scharfen Stacheln bedrohen. Anderthalb Legoas nördlich von Corumbao fällt der Fluß Cramemoan in die See. Man durchreitet bis dahin eine weite Ebene mit vielen rohrartigen Gräsern, niederen Aricuri- und Guriri-Palmen und mit schönen Gesträuchen u. s. w. besetzt, worunter eine strauchartige, schön violettblaue Clittoria sich auszeichnet, deren Stamm holzig und aufrecht stehend ist; hie und da trifft man auch auf Sumpfstellen. Zur Linken ins Land hinein, hat das Auge eine weite schöne Aussicht in die Gebürge nach Minas Geraës hin; mehr in der Nähe zeichnet sich ein hoher Berg in der Gegend der Cachoeira des Flusses Prado aus, welcher Morro de Pascoal genannt wird (*), und den Schiffern in der See zum Merkmal dient; er gehört zu der Serra das Aymores. Diese Ebene gewährt den Botanikern eine reiche Unterhaltung und Beschäftigung. In der Dämmerung erreichte

(*) Lindley schreibt unrichtiger Weise Monte Pascoa. Siehe dessen Narrative of a voyage to Brazil p. 228.

ich das kleine indische Dörfchen Cramemoan, das auf Befehl des Ouvidors hier auf einen Hügel am Flusse erbauet ist, und eigentlich als Destacament, unter dem Nahmen Quartel da Cunha, zur Sicherheit dieser Gegend dienen soll. Die Indier waren nicht wenig erstaunt über den so seltenen und späten Besuch einer beladenen Tropa in dieser einsamen Gegend; sie drängten sich herbey, um sich mit uns zu unterhalten, während unsere Leute in einer verlassenen Hütte ein Feuer anzündeten. Sie leben von ihren Pflanzungen, vom Fischfange im Flusse und in der See, und machen im Walde Estoppa und Embira (Baumbast), die sie nach Porto Seguro verkaufen. Da hier an der Küste Pulver und Bley selten und äußerst theuer ist, so jagen sie zum Theil mit Bogen und Pfeilen, die sie von ihren Nachbarn in den Wäldern, den Patachos, gegen Messer eingetauscht hatten. Obgleich diese Leute von dem Ouvidor eigentlich hierher gesetzt wurden, um die Überfahrt über den Fluß zu besorgen, so sind sie doch mit dieser Einrichtung nicht zufrieden und leben größtentheils auf ihren Pflanzungen in der Nähe. Sie sind von starkem robustem Körperbau, aber so träge, daß sie bey schlechtem Wetter lieber ohne Lebensmittel in ihren Hütten liegen bleiben, als daß sie mit einiger Beschwerde arbeiten. Die Indier versorgten uns mit Fischen; auch erhielten wir von ihnen kleine Kuchen von Mandioccamehl, die sie in Vorrath verfertigt hatten. Die Bereitung der verschiedenen Gerichte aus Mandioccamehl haben sie noch von ihren Vorfahren, den Tupinambas und andern Stämmen der Lingoa geral, beybehalten. Der Fluß Cramemoan hat an seinen Ufern Rhizophora- oder Conocarpus-Gebüsche. Hier riefen in der Kühlung des Morgens eine Menge Papageyen von der Art des Psittacus amazonicus, Latham, oder ochrocephalus, Linn., die man hier im Lande Curica nennt; dieser Vogel hält sich besonders gern in den Mangue-Gebüschen an den Ufern der Flüsse auf, wo er auch nistet.

Nachdem wir mit unserer ganzen Tropa am nördlichen

Ufer angelangt waren, folgten wir der ebenen mit dichten Gesträuchen bewachsenen Fläche längs der See, welche in der Ferne von Höhen begränzt wird; allein bald zeigten sich am Meere wieder steile Höhen von Thon- und Sandstein-Wänden, die man ersteigen muß, weil die Küste selbst durch die heftige Brandung unzugänglich ist. Man folgt einem steilen Pfade auf die Höhe jener Barreiras, und findet dort eine trockene hohe Fläche, ein Campo, das den Nahmen Jaüassema oder Juassema hat. Hier soll, nach der Tradition der Einwohner, in den früheren Zeiten der portugiesischen Einwanderung ein großer volkreicher Ort, die Stadt gleiches Nahmens, oder Insuacome, gelegen haben, die aber eben so wie S. Amaro, Porto Seguro und andere Niederlassungen von der kriegerischen und barbarischen Anthropophagen-Nation der Abaquirá oder Abatyrá zerstört wurde. Ohne Zweifel bezieht sich diese Tradition auf die Verwüstungen, welche die Aymores oder die jetzigen Botocudos in der Capitania von Porto Seguro anrichteten, als sie im Jahr 1560 daselbst einfielen, wovon wir in Southey's History of Brazil und in der Corografia Brasilica die Nachrichten gesammelt finden; sie zerstörten damals auch die Ansiedelungen am Flusse Ilheos oder S. George, bis der Gouverneur Mendo de Sa sie zurück trieb. Zu Jaüassema soll man noch gegenwärtig Stücke von Backsteinen, Metalle und ähnliche Gegenstände finden; sie sind die ältesten Monumente der Geschichte von Brasilien, denn über die Zeit der europäischen Einwanderung hinaus findet man keine Denkmähler an dieser Küste. Ihre rohen Bewohner hinterließen nicht, wie die Tultekischen und Azteckischen Völker in Mexico und Peru, Denkmähler, welche die Nachwelt noch nach Jahrtausenden beschäftigen; denn mit dem nackten Körper des rohen Tapuyas, welchen seine Brüder in die Grabhöhle versenken, verschwindet von der Erde sein Gedächtniß, und es ist gleich bedeutend für die künftigen Geschlechter, ob ein Botocude oder ein Thier der Wildniß hier gelebt hat. Ich fand zu Jaüas-

sema eine besondere Art von Palme, deren in der Folge noch öfter Erwähnung geschehen wird, die Piassaba-Palme, welche sich durch federbuschartig aufsteigende hohe Blätter auszeichnet; bisher hatten wir diesen Baum noch nie gesehen. Jetzt blühten hier nur wenige Pflanzen, als ich aber im Monat November dieses Jahres noch einmal diese Gegend besuchte, fand ich mehrere seltene und schöne Gewächse in der Blüthe, unter andern ein herrliches Epidendrum mit scharlachrothen Blumendolden. Diese Art wächst an allen Uferwänden an der See.

Die Aussicht, welche man von dieser erhöhten Fläche auf die fern hinziehende Küste und das weite Meer hat, ist erhaben und geeignet, den einsam hier vorüberziehenden Reisenden zum ernsten Nachdenken zu stimmen. Aus- und einspringende Winkel der Küste zeigen sich dem Auge bis in die trübe blaue Ferne; die rothen steilen Wände an der See wechseln mit finstern Thälern, welche durchaus, so wie die Höhe, mit dunkelschwärzlichgrünen Wäldern angefüllt sind; trübe und dumpf brausend rollt in hohen Wogen der tobende Ocean heran, in weiter Ferne noch erblickt das Auge seinen, an den Felsriffen weiß aufspritzenden Schaum, und majestätisch erhaben schallt längs der öden weiten Scene das donnernde Getöse der ewig unabänderlich kämpfenden Brandung hin, von keinem Laute eines sterblichen Wesens unterbrochen. Ernst und groß ist der Eindruck, welchen diese hohe Naturscene macht, wenn man sich ihre Dauer und Gleichförmigkeit durch allen Wechsel der Zeiten hindurch denkt!

Wir erreichten die See wieder und kamen gegen Mittag an eine Stelle, wo die mit der hohen Fluth gegen die Felsen anprallenden Wogen den Weg völlig verschlossen; es war schlechterdings unmöglich, mit beladenen Maulthieren über die Höhen zu klettern, wir faßten uns also in Geduld und luden unsere Thiere ab. In der Nähe eines kleinen Corrego von klarem Wasser wurde ein Feuer angezündet; Decken und Ochsenhäute schützten uns einigermaßen gegen den frischen, alles durchdrin-

genden Seewind, und unser frugales Mittagsessen ward in einem Kessel ans Feuer gesetzt. Finsterer Wald schloß rundum den kleinen Weideplatz ein, auf welchem unsere Lastthiere graseten; in den Gebüschen krochen zwitschernd die Nectarinia flaveola (Certhia flaveola, Linn.) und der grüne Sänger (Sylvia Trichas) umher. Der Caracara (Falco crothophagus) fand sich sogleich ein, und ließ sich auf den Rücken unserer Thiere nieder, um ihnen die Insekten abzulesen. Die Maulthiere scheinen den Besuch dieses sonderbaren Raubvogels zu lieben, sie stehen stille, wenn er erscheint und auf ihnen umher geht. Azara hat dieses Thier unter den Vögeln von Paraguay mit dem Nahmen Chimachima aufgeführt. Unser Aufenthalt an dieser einsam romantischen Stelle der Küste dauerte bis der Vollmond am Himmel hervortrat; jetzt waren die Felsen so weit entblößt, daß wir sie umreiten konnten. Noch unlängst ward diese Küste von Prado bis zum Rio do Frade, als sehr gefährlich wegen der Wilden angesehen, und niemand würde es gewagt haben allein hier zu reisen. Lindley (*) sagt dasselbe; allein jetzt steht man in friedlichen Verhältnissen mit den Patachos und fürchtet sie nicht; da man ihnen jedoch nicht ganz trauen darf, so ist es besser immer in größerer Anzahl zu reisen. Als ich im November dieses Jahres noch einmal diese Reise machte, fand ich bey starker Ebbe weite Bänke von Sand- und Kalkfelsen, die sich tief in die See hinaus erstrecken, und wohl großentheils durch Corallenthiere gebildet worden sind. Ihre Oberfläche ist in regelmäßige parallele Risse getheilt; in den vom Wasser darin ausgewaschenen Löchern leben Krabben und andere Seethiere; die Oberfläche dieser Felsbänke überzieht zum Theil eine grüne Byssus-artige Masse. Die Ebbe trat nun immer stärker ein, wir umritten mehrere, bey der Fluth völlig unzugängliche Felsen-Vorgebürge, und der Spiegel des weiten Oceans glänzte prachtvoll im Schein des Mondes.

(*) Dessen Narrative of a voyage to Brazil p. 228.

In der Mitte der Nacht befanden wir uns am Ufer des Rio do Frade, eines kleinen Flusses, der diesen Nahmen erhalten hat, weil einst ein Franciscaner-Missionar in demselben ertrank. Seine Barra ist schiffbar für große Canoe's, man kann ihn zwey Tagereisen aufwärts beschiffen und seine Ufer sind fruchtbar; zwölf Legoas weit westlich zeigt sich der Monte Pascoal. Auf dem jenseitigen Ufer wohnen auf Befehl des Ouvidors einige indische Familien, um die Reisenden überzusetzen; man hat diesem Posten den Nahmen des Destacaments von Linhares gegeben, ob sie gleich keine Soldaten sind. Ihre Pflanzungen liegen in den nahen Gebüschen zerstreut, in welchen sie auch, zu einigem Schutz vor dem Seewinde, ihre eigentlichen Wohnungen haben. Jetzt wohnten sie jedoch in einer gegen Wind und Wetter sehr schlecht verwahrten Hütte auf der Sandfläche am Meer. Immer gewohnt dem Zuge voran zu reiten, stieg ich an dem Flusse, der zu tief ist, um durchritten werden zu können, ab, und ließ mein, dem Anschein nach, sehr ermüdetes Reitthier stehen; dieses aber konnte die Zeit nicht erwarten, um die Bekanntschaft der jenseitigen Wohnungen zu machen, entsprang mir, setzte sogleich durch den Fluß und verleitete die meisten der Lastthiere, ihm zu folgen. Wir fanden nun in der Hütte der Indier zwar Unterkommen, aber wegen ihrer elenden Beschaffenheit wenig Bequemlichkeit und Erholung nach unserm nächtlichen Ritt. Rund umher hängten wir unsere durchnäßten Kleidungsstücke in den Seewind, welcher überall in die schlecht verschlossene Hütte hinein bließ, und streckten uns dann, um zu schlafen, auf unsere in den Sand ausgebreiteten Decken. Indessen wir hier vom Frost nicht wenig litten, sahen wir die halbnackten Bewohner des Hauses in ihren Schlafnetzen liegen, wo sie das beständig unterhaltene Feuer dennoch unmöglich erwärmen konnte. Die Sorge, das Feuer im Brande zu erhalten, war den Weibern übertragen, und der schon erwachsene Sohn des Hauses rief von Zeit zu Zeit seine Mutter auf, ihr Geschäft nicht zu versäumen. Kühl

und windig erschien der neue Morgen; wir packten unsere nassen Kleidungsstücke zusammen und ritten nach Trancozo. Die See hatte bey der völligen Ebbe weite Strecken von flachen Felsbänken an der Küste entblößt; hier suchten einige in den nahen Gebüschen zerstreut wohnende Indier Mollusken zum Essen. Verschiedene Arten von Muscheln werden von ihnen genossen, besonders aber die schwarze eßbare Art der Meer-Igel (Echinus). Nach einem Wege von drey Legoas erreichten wir eine Stelle, wo ein kleiner Bach sich ins Meer öffnet, den man gewöhnlich Rio de Trancozo nennt, der aber in der alten indischen Sprache Itapitanga (Sohn der Steine) genannt ward, wahrscheinlich weil er aus steinigen Bergen herab kommt; er fließt in einem ziemlich tiefen Thale, eingeschlossen von Höhen mit großen Flächen. Auf der südlichen Seite gewahrt man schon von der Tiefe der Seeküste her die Kronen hoher Cocospalmen und das Dach und Kreuz des Jesuiten-Conventes zu Trancozo. Einige voran gesandte Leute führten uns einen steilen Weg hinauf nach der Villa, wo wir in dem Casa da Camara für heute unsern Ruheplatz aufschlugen.

Trancozo ist eine in einem langen Quadrate erbauete Indier-Villa. In der Mitte desselben steht das Rathhaus (Casa da Camara), und an dem dem Meere zugekehrten Ende die Kirche, die ehemals ein Kloster der Jesuiten war. Seit der Aufhebung dieses Ordens ist der Convent demolirt und die Bibliothek verschleudert worden. Die Villa zählte im Jahr 1813 etwa 50 Feuerstellen und 500 Seelen; ihre Bewohner sind sämmtlich Indier, zum Theil recht dunkelbraun, und nur einige wenige portugiesische Familien leben hier, zu denen der Geistliche, der Escrivam und ein Krämer gehören. Die meisten Häuser standen jetzt leer, da die Bewohner auf ihren Pflanzungen leben, und nur an Festtagen zur Kirche kommen. Man führt von hier etwa 1000 Alkeren Farinha, Baumwolle und verschiedene Waldprodukte aus; zu den letztern gehören

besonders Breter, Gamellas (hölzerne Schüsseln) und Canoe's, ferner etwas Embira und Estoppa (Bast zweyer Baumarten). In dem genannten Jahre 1813 war die Einnahme für diese Gegenstände 539,520 Reis, etwa 4400 Gulden. Die Pflanzungen der Indier sind ziemlich gut angebaut; sie bauen verschiedene eßbare Wurzeln, zum Beyspiel Batatas, Mangaranitos (Arum esculentum), Cará, Aypî oder süße Mandiocca u. s. w., und verkaufen auch wohl diese Gewächse. Der Fischfang ist ebenfalls eine Hauptbeschäftigung der Indier; sie fischen bey ruhigem Wetter mit ihren Canoe's bis weit in die See hinein, auch macht man Corale oder Camboas an der Seeküste, die schon früher genannt worden sind. Auf dem erhöhten Rücken zu Trancozo hält man etwas Rindvieh, besonders besitzt der Escrivam eine ganz bedeutende Heerde; allein die Zucht dieser Thiere ist hier mit großen Unbequemlichkeiten verbunden. Auf dem hiesigen Campo ist eine trockene kräftige Weide, auf welcher das Vieh in kurzer Zeit fett wird, giebt man ihm alsdann nicht gleich darauf eine kühle nasse Weide, so fällt es sämmtlich; man schickt daher, um dieser Gefahr zu entgehen, die Heerde von Zeit zu Zeit nach dem Rio do Frade. Dieser Wechsel der Weide muß das Jahr hindurch mehrere Male wiederholt werden, und ist wohl mit Ursache, daß das Vieh eine sehr geringe Quantität Milch giebt. — Als ich im November diese Gegend wieder besuchte, hatte eine große Unze (Felis Onca, Linn.) ihren Stand hier gewählt, und raubte täglich den Bewohnern der Villa von ihrem Rindvieh. Man stellte Mundeos, und war so glücklich, das Junge der Unze zu erlegen; das alte Raubthier selbst indessen strich nun noch in jener Gegend umher, und erfüllte die langen Nächte mit seiner rauhen Klagestimme. Hierauf stellten die Indier, auf einem von ihr gewöhnlich eingehaltenen Pfade einige Selbstschüsse auf, und erreichten glücklich ihren Zweck. Die Unze tödtete sich selbst, und ich kaufte in Trancozo die Haut, welche mir zeigte, daß dies Thier zu der Varietät gehörte, die man im Sertam der

Capitania von Bahia, Cangussù nennt, und welche sich durch eine größere Anzahl von kleineren Flecken auszeichnet.

Die Lage von Trancozo ist sehr angenehm; von dem Ende der steilen Höhe bey der Kirche hatten wir eine große herrliche Aussicht auf den ruhig glänzenden dunkelblauen Spiegel des weiten Meeres; die jetzt deutlich sichtbare Vereinigung des grünen Meerwassers mit dem dunkelschwärzlichen der Flüsse, gab der Aussicht einen besondern Reiz; über den niedern Hütten der Indier sahen wir die schönen Kronen der stolzen Cocospalmen wehen, und rings umher zeigte sich uns die ganze Fläche des Campo grün bewachsen. Alle diese hohen Haiden oder Flächen sind von tiefen Thaleinschnitten durchkreuzt, die zum Theil ziemlich breit sind; sieht man über den Rücken hinweg, so scheint das Ganze eine aneinander hängende Ebene; nur am Rande der Höhe wird man erst die Einschnitte gewahr. Im Grunde der Thäler fließen kleine Wasser, die dem Itapitanga zueilen. Das Thal am Fuße der Höhe von Trancozo ist ein schöner Wiesenboden mit abwechselnden Gesträuchen, in welchen die schöne Taube häufig ist, welche hier Pucaçu oder Caçaroba, in den Systemen aber Columba rufina genannt wird. Gebüsche und hohes rohrartiges Gras fassen die Ufer des kleinen Baches ein, auf welchem man jetzt eine Lancha zu erbauen beschäftigt war. Die entferntern Wälder, welche im Hintergrunde von Trancozo sich erheben, werden von Patachos bewohnt. Senhor Padre Ignaçio, der biedere alte Geistliche des Ortes, erzählte mir, daß diese Wilden in der Villa öfters erschienen; sie gehen immer völlig nakt, und wenn er den Weibern ein Tuch um die Hüften band, so rissen sie dasselbe immer sogleich wieder ab.

Der Weg von Trancozo nach Porto Seguro hat wenig Abwechslung. Hohe Wände von einer weis-blaulichen, rothen oder violetten Substanz (*), die dem Thone gleicht,

(*) Dieser Art von Steinmark ist weiter oben zwischen den Flüssen Itapuana und Itapemirim schon gedacht worden.

tragen oben auf ihrem ebenen Rücken Fazenda's, und man sieht die Gipfel der sie beschattenden Cocosbäume im Winde wogen. Man überschreitet den Bach Rio da Barra auf einer hölzernen Brücke, die als eine Seltenheit genannt zu werden verdient, und steigt öfters an den hohen Wänden der Küste, wegen Unzugänglichkeit der Felsen am Seestrande, hinauf und hinab. Eine dieser Stellen war so steil, daß wir beym Hinabsteigen unsere Thiere abladen und die Kisten einzeln hinunter schleifen mußten. Auf dem Sande unten am Meere fanden wir eine Menge Proben schöner Fucus-Arten (Seetang) und einige Conchylien. Man fischte jetzt an den, von der See entblößten Felsbänken, die eßbaren Meer-Igel. Nach einem Wege von drey Legoas traten wir aus einem kleinen Gebüsch hervor, und befanden uns an dem Flusse Porto Seguro, an dessen nördlichem Ufer unter hohen Cocospalmen der untere Theil der Villa do Porto Seguro mit freundlich rothen Ziegeldächern sich zeigt; der obere Theil liegt weiter zurück auf einem erhöhten Rücken, und man bemerkt von ihm nichts als die Spitze des Jesuiten-Convents. Ich schiffte sogleich nach der Villa hinüber, und erhielt meine Wohnung im obern Theile derselben, in der Casa da Camara.

Porto Seguro, im Range die erste Villa der Comarca von Porto Seguro, dennoch aber weniger bedeutend als Caravellas, ist ein wenig ansehnlicher Ort von 420 Feuerstellen, welcher in mehreren etwas voneinander getrennten Theilen erbauet ist. Der Haupttheil ist klein, und besteht aus wenigen mit Gras bewachsenen Straßen, in welchen meistens niedrige und einstöckige, und nur einige wenige Häuser von zwey Stockwerken stehen. Hier befindet sich die Kirche, der ehemalige Jesuiten-Convent, jetzt die Wohnung des Professors der lateinischen Sprache, und das Rathhaus mit den Gefängnissen. Der größte Theil der Bewohner hat sich indessen von der Höhe hinab gezogen, nach einem andern Theile der Villa, näher am Flusse, welchen man Os Marcos nennt,

und welcher zur Betreibung des Handels vortheilhafter gelegen ist. Dieser Theil der Villa ist der beträchtlichste; er liegt am Abhang der Höhe und ist zerstreut und unregelmäßig aus mehrentheils niedern Häusern zusammengesetzt, welche größtentheils mit Gebüschen von Orangen- und Bananenbäumen umgeben sind. Hier wohnen die wohlhabendsten Einwohner, die Besitzer der Schiffe, welche den Handel von Porto Seguro betreiben. Der dritte Theil der Villa liegt unten unmittelbar an der Mündung des Flusses, er wird Pontinha oder Ponta d'Area genannt, und hat außer einigen Venda's (Kramläden oder Buden) mehrentheils niedere zerstreute, von Fischern oder Seeleuten bewohnte, und von Cocospalmen beschattete Häuser. Die obere Villa ist gewöhnlich sehr öde und todt, manche Häuser stehen sogar verschlossen und verfallen, denn nur an Sonn- und Festtagen versammelt man sich hier oben; alsdann aber ist dieser Theil von geputzten Menschen sehr belebt. Die Portugiesen versäumen nicht leicht die Messe, und jedermann erscheint da gern in seinen besten Kleidungsstücken. Menschen, die in der Woche kaum ihre Blößen bedecken, zeigen sich am Sonntage auf das netteste gekleidet. Man muß überhaupt allen Klassen der Brasilianer das Zeugniß geben, daß Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge unter ihnen allgemein ist. Unmittelbar über dem ziemlich steilen Abhange liegt der Convent der Jesuiten, ein massives ansehnliches Gebäude. Hier nahm mich Herr Professor Antonio Joaquim Morreira de Pinha sehr gastfreundschaftlich auf; aus seinen Fenstern genossen wir der herrlichen Aussicht auf den ruhigen Spiegel des Meeres; unsere Blicke begleiteten die forteilenden Schiffe bis in die weite Ferne, und unsere Gedanken folgten ihnen nach dem entfernten Vaterlande; zu beyden Seiten dehnte die Küste sich weit aus, gegen welche unabänderlich und in ewig gleichem Takte der ernste Ocean seine Brandung dumpf donnernd heran rollt.

Hier in den vom Winde durchheulten Hallen des alten

Gebäudes, wo einst Jesuiten ihre Herrschaft ausübten, fühlt man den Wechsel der Zeiten recht lebhaft. Verödet stehen die Zellen, die vor Zeiten von regsamer Geschäftigkeit belebt waren, und Fledermäuse hausen in den alten Mauern. Von der Bibliothek, die sich ehemals hier befand, findet sich keine Spur mehr.

Der Fluß Porto Seguro, Buranhem (Buraniem) in der alt-indischen Sprache, hat eine sehr gute, durch ein vortretendes Felsenriff geschützte Barra oder Mündung mit steinigem Grunde, welche tief und dem nicht unbedeutenden Handel der Villa sehr günstig ist. Es befinden sich hier etwa vierzig Lanchas, kleine zweymastige Schiffe, welche auf den Fang der Garupa und des Mero, zweyer Arten von Seefischen, ausfahren, und immer vier bis sechs Wochen in See bleiben; alsdann kehrt eine jede derselben mit einer Ladung von 1500 bis 2000 eingesalzenen Fischen zurück, deren die Villa im Jahr etwa 90 bis 100,000 Stück ausführt. Man consumirt sie theils am Orte selbst, theils werden sie nach Bahia und andern Orten versendet. Da im Durchschnitte ein jeder Fisch nach einem Mittelpreise mit 160 bis 200 Reis bezahlt wird, so giebt dies einen beträchtlichen Gewinn für die Villa. Dennoch findet man unter den 2600 Einwohnern, welche diese Villa enthalten soll, wenig wohlhabende, indem es den meisten durchaus an der nöthigen Industrie fehlt, um ihren Wohlstand zu verbessern. Sie setzen ihre Fische gewöhnlich in Bahia und andern Orten gegen andere Produkte um, und verzehren einen großen Theil ihrer Salzfische selbst, die daher ihre Hauptnahrung ausmachen. Es finden sich deswegen auch sehr viele Menschen hier, die am Scorbut leiden, und der Reisende wird bey seinem Eintritt in die Villa sogleich von einer Menge armer Kranken heimgesucht. Landbau findet man hier sehr wenig, und nur ein geringer Theil der Einwohner besitzt Pflanzungen; man bezieht die nöthige Farinha großentheils aus Sta. Cruz. Das Kloster S. Bento zu Rio hat hier in der Nähe eine

bedeutende Fazenda, welche ein Geistlicher verwaltet. Die Bewohner von Porto Seguro haben den Ruf sehr gute Seeleute zu seyn, und weil der Handelsverkehr mit Bahia stark ist, so findet man an dieser ganzen Küste nirgends so häufig Gelegenheit, die Reise dahin zu machen, als hier. Die Schiffe, welche dahin segeln, sind sämmtlich nur kleine Lanchas Garupeiras, welche vorzüglich schnell und auch bey ungünstigem Winde besonders gut segeln. Sie führen zwey kleine Masten, von denen der hintere der kürzeste ist; der Hauptmast hat ein breites viereckiges Segel, der Hintermast ein kleines dreyeckiges; sie lassen sich so stellen, daß das Schiff gegen möglichst widrigen Wind läuft, wo andere schon nicht mehr segeln können.

Die frühere Geschichte von Porto Seguro bietet manche merkwürdige Ereignisse dar. Während des holländischen Krieges in Brasilien hatte dieser Ort nicht mehr als 50 Einwohner, und in der Nähe lagen drey indische Dörfer. Am Flusse Caravellas befanden sich zu jener Zeit nur 40 Portugiesen. In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vereinigten sich einige Reste der Tupinambas und Tamoyos mit ihren Feinden, den Aymores oder Botocuden, gegen die Portugiesen. Die Tupiniquins waren Alliirte der letztern; ihre Feinde aber waren ihnen weit überlegen, und zerstörten die Orte Porto Seguro, St. Amaro und Sta. Cruz; am erstern Orte überfielen sie, wie Southey (*) berichtet, die Einwohner in der Messe. Damals soll Porto Seguro beträchtlicher gewesen seyn, als es jetzt ist. Ein alliirter Anführer der Tapuyas vom Rio St. Antonio, Nahmens Tateno, soll die Villa gegen seine Landsleute unterstützt und vom völligen Untergang errettet haben (**). Von den erwähnten indischen Dörfern dieser Gegend existirt jetzt nur noch die Villa Verde, welche eine kleine Tagereise am Flusse aufwärts liegt. Sie besteht ganz aus Indiern: nur der Geistliche (Padre Vigario) und der Es-

(*) Southey's history of Brazil, Vol. II. p. 665.

(**) Corografia Brasilica etc. T. II. p. 81.

crivam sind Portugiesen. Die meisten Indier leben indessen zerstreut auf ihren Pflanzungen und gehen nur an Sonn- und Festtagen nach ihren Häusern zur Villa. Es befindet sich hier ein zerstörtes Jesuiten-Kloster, dessen Kirche aber noch gebraucht wird. Die Villa hat 40 bis 50 Feuerstellen und 500 Einwohner; sie führt etwa 1000 Alkeren Farinha und etwas Breter aus. Etwas höher aufwärts hat der Ouvidor das Destacament de Aguiar angelegt, wo sich sechs Indier befinden, die schon 500 Alkeren Farinha ausführen sollen.

Mehrere kleine Flüsse vereinigen sich mit dem Porto Seguro oder Buranhem, den man auch Rio da Caroeira nennt, unter andern der Patatiba. Nach dieser Vereinigung bis zu der Barra, die er von da nach einem Laufe von etwa 3 Legoas erreicht, führt er den Nahmen Ambas as Agoas. Wir verweilten einige Zeit zu Porto Seguro, um den Ort und seine Umgebungen kennen zu lernen, und setzten dann unsere Reise, nordwärts an der Küste hin, fort, da außer dem Wege längs des Strandes nirgends in das Land hinein eine andere Straße führt. Unsere Tropa hatte mehrere kleine Flüsse zu durchwaten, welche bey der Ebbe völlig unbedeutend, bey der Fluth aber nicht zu passiren sind, man kennt sie unter den Nahmen des Rio das Mangues und der Barra de Mutari. Landeinwärts begränzen Hügel mit dunkeln Wäldern den Horizont, Cocoswäldchen treten aus ihnen hervor und bezeichnen von fern die zwischen ihnen liegenden Wohnungen.

In dieser Gegend reden die Bewohner noch oft von einem Überfall, welchen vor etwa 22 Jahren ein Paar französische Fregatten daselbst machten. Die Mannschaft stieg ans Land, in der Absicht, die Orte dieser Gegend zu plündern. Die Fahne voran, zog ein großer wilder Haufen nach Sta. Cruz, allein die Bewohner bewaffneten sich schnell und warfen sich hinter die Gebüsche längs der Seeküste; ihr gut gerichtetes Feuer tödtete mehrere der Feinde und andere wurden verwundet, worauf der Haufe sich eiligst wieder einschiffte, nachdem

er einen einzelnen unbesorgt daher kommenden Wanderer aus Rache ermordet hätte.

An der sandigen seichten Mündung des Mutari fanden wir einen Schwarm der Anas viduata Linn., einer schönen Ente, die wir mehr südlich öfters geschossen, jetzt aber seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Obgleich unsere Jäger alle Vorsicht im Anschleichen gebrauchten, so gelang der Angriff auf diese scheuen Vögel dennoch nicht. Bey meinem zweyten Besuche in dieser Gegend, einige Monate später, fand ich hier auf der Küste eine Menge Überreste von großen Wallfischen, die eine sehr bedeutende Fischerey dieser Thiere vermuthen ließen. Große Schwärme von schwarzen Geyern (Urubú) bedeckten die Überbleibsel, die die ganze Küste auf eine weite Strecke verpesteten.

Der Fluß Sta. Cruz öffnet sich etwa 5 Legoas weit vom Porto Seguro in die See; er ist etwas schmäler als dieser, hat aber ebenfalls eine gute sichere Barra, welche durch ein vorlaufendes Felsenriff gegen den Ungestüm der See gedeckt wird. Sta. Cruz ist bekannt als die älteste Ansiedelung der Portugiesen in Brasilien. Pedro Alvarez Cabral landete hier am 3ten May 1500, und ward von den Eingebornen friedlich empfangen. Man hielt die erste Messe, und belegte die Gegend mit ihrem gegenwärtigen Nahmen; dem zunächst, aber weiter südlich, gelegenen Flusse gab man damals wegen seiner sichern Einfahrt, den Nahmen Porto Seguro. Später hat man zu Sta. Cruz das Kirchspiel gestiftet, welches noch jetzt den Nahmen der Freguesia de Nossa Senhora da Bella Cruz trägt. Die Villa zu Sta. Cruz liegt an der Mündung des Flusses auf dem südlichen Ufer; die Kirche und ein Theil des Orts befindet sich auf einer Höhe; ein Paar Cocospalmen machen sie sehr kenntlich, wie die 8te Tafel (in der 4to Ausgabe) zeigt. Am Fuße dieser Höhe liegt der übrige Theil der Villa aus niedern Häusern bestehend, in Gebüschen von Orangen- und Bananenbäumen zerstreut. Die hiesige Villa

hat mehr Landbau als Porto Seguro, denn dieses wird von hier aus mit Farinha versorgt, welche man auch noch nach andern Orten der Ostküste ausführt; die hiesigen Einwohner stehen übrigens allgemein im Rufe großer Trägheit und arbeiten wenig. Der Fang der Garupa beschäftigt auch hier einige Schiffe, jedoch wurde er jetzt nur mit vier Lanchas betrieben, überhaupt ist diese Villa auch weit unbedeutender als Porto Seguro. Ehemals soll der Ort viel blühender gewesen seyn, allein die reicheren Bewohner sind ausgestorben. Der Fluß Sta. Cruz kommt nur einige Tagereisen weit her, und entspringt aus zwey Hauptquellen, deren Ausflüsse sich vereinigen, und dann dem Meere zufließen. Jene Quellen liegen dem Rio Grande de Belmonte so nahe, daß man einen in ihrer Nähe abgefeuerten Schuß, an diesem Flusse, etwas über der Ilha Grande, von der späterhin die Rede seyn wird, hören soll; der Rio Grande de Belmonte nimmt jedoch bald darauf einen etwas südlichen Lauf. Am obern Theile des Sta. Cruz streifen schon Botocudos; der Küste näher aber macht dieser Fluß die Gränze des Gebiets derselben, denn an seinem südlichen Ufer streifen Patachos und Machacalis. Die am Flusse höher aufwärts gelegenen Pflanzungen wurden von den Botocudos noch unlängst zerstört, so wie die Villa in frühern Zeiten durch die Abatyrás, Aymores oder Botocudos; und noch vor ein Paar Jahren hat sich der Ouvidor genöthigt gesehen, das Destacament de Aveiros anzulegen, wo schon wieder einige Pflanzungen existiren. Die Gegend am Sta. Cruz ist zur Cultur von mancherley Produkten sehr gut geeignet, doch wächst das Pao Brazil hier nicht so häufig als um Porto Seguro.

Ich ließ in Sta Cruz meine Tropa sogleich durch den Fluß setzen, und nahm alsdann meinen Aufenthalt in der Povoàçao von S. André, die in geringer Entfernung vom Flusse, auf dem nördlichen Ufer liegt. Man nahm uns hier sehr gastfreundlich auf, und mehrere Kranke kamen sogleich herbey-

indem man hier alle reisende Fremde für Ärzte hält. Da die meisten am Fieber litten, eine hier nicht selten vorkommende Krankheit, so konnte ich ihnen zum Glück mit etwas ächter China helfen. Die Lage unseres heutigen Nachquartiers war recht angenehm; die wenigen Wohnungen zu S. André lagen in mahlerischen Gebüschen zerstreut, Cocoswäldchen erhoben sich über einem mit frischgrünem Gras bedeckten Boden, wo in der Kühlung des Abends unsere Thiere nach einer heißen Sandreise längs der Küste eine angenehme Erholung fanden. Unter den Bäumen, welche die Wohnung umgeben, zeichnete sich ein colossaler Gamelera-Baum (Ficus) aus, der seine Riesenzweige horizontal weit hinaus sandte, und auf einem kurzen colossaldicken Stamme, eine prachtvoll majestätische Krone trug; die steifen eyförmigen Blätter sind breit und dunkelgrün, und in den Zweigen befindet sich ein Milchsaft. Auf diesem Baume, an seinem Stamme und auf seinen Ästen befand sich eine reiche botanische Collection; denn mancherley Arten von Bromelia, ein schöner Cactus, Schlingpflanzen, Laubmoose und Flechten, waren, nebst einer Menge von andern Saft- und Laubgewächsen, auf die merkwürdigste Art im dunkeln Schatten dieses Feigenbaumes gesellschaftlich vereint. Mehr südlich an dieser Küste legt man den Nahmen Gamelera einer andern ganz verschiedenen Baumart bey, indessen scheint das von Koster (*) erwähnte Gamelera preta und branca hierhin zu gehören. Das Holz der Gamelera wird von den Wilden hie und da zum Anzünden des Feuers benützt, indem sie es in einem Stück andern Holzes herumdrehen. Sehr häufig war hier ferner das Anacardium occidentale, Linn., der Accajú-Baum, dessen säuerliche birnförmige Frucht häufig gegessen wird; er stand jetzt gerade in voller Blüthe. Zu S. André fand ich einige Einwohner mit Bereitung von dünnen Stricken beschäftigt, die man, als sie vollendet waren, mit der frischen saftigen Rinde

(*) Koster's travels etc. p. 303.

des Arueira-Strauches (Schinus molle) einrieb, wodurch sie schwarzbraun glänzend und im Wasser sehr dauerhaft werden, indem der fettig harzige Saft der untern Rinde sie völlig überzieht und durchdringt; man wendet indessen dieses Mittel blos bey Tucum-Stricken an, die dann auf diese Art beharzt in Bahia gut bezahlt werden. Stricke von Grawatha (Bromelia) oder von Baumwolle, reibt man mit Mangue- (Rhyzophora) Blättern. Der Saft der Arueira wird von den Indiern auch in Augenkrankheiten angewandt, sie nehmen jedoch zu diesem Endzwecke nur den grünlichen Saft der jungen Zweige.

Da die unangenehme windige Witterung sich etwas gebessert hatte, so nahm ich Abschied von unserm Wirthe zu S. André, um an demselben Tage den Fluß Mogiquiçaba noch zu erreichen, der von den Bewohnern der Gegend gewöhnlich Misquiçaba genannt wird. Die Küste ist bis dorthin bey der Ebbe sehr schön und eben wie eine Tenne; Fucus und Conchylien liegen auf dem harten Sande zerstreut; auch fanden wir noch ein gutes Exemplar des blauen Petrel (Procellaria) auf dem Sande todt liegen, welcher wahrscheinlich bey dem letzten Sturm umgekommen seyn mußte. An allen diesen ebenen Sandküsten des östlichen Brasiliens findet man sehr häufig die Krabbe, welche die Portugiesen Çiri nennen. Dies sonderbare Thier hat einen grau-bläulichen Körper, und blaß weißgelbliche Füße und Unterseite. Es gräbt sich Löcher in den weichen von der Brandung benetzten Sand, um sich darin bey herannahender Gefahr zu verbergen. Nähert man sich ihm, so richtet es sich sogleich auf, öffnet die aufgerichteten Zangen, und rennt pfeilschnell seitwärts dem Meere zu. Am Feuer gebraten oder gekocht sind diese Krabben recht wohlschmeckend; sie haben aber auch einen officinellen Nutzen, denn zerstoßen soll ihr Saft ein wirksames Mittel gegen die Hämorrhoiden seyn.

Ich erreichte den kleinen Fluß S. Antonio, der, wie

jetzt, zur Zeit der Ebbe an seiner Mündung sehr seicht, bey der Fluth aber nicht zu passiren ist, da er in mehreren Armen dem Meere zufließt und alsdann bedeutende Wellen bildet. Etwas aufwärts an demselben haben die Botocuden unlängst noch Feindseligkeiten ausgeübt, und die sämmtlichen Bewohner eines Hauses ermordet. In dieser Familie hatte man einen jungen Botocuden auferzogen, der von der Annäherung seiner Landsleute Nachricht gab, man hatte aber auf seine Warnung nicht geachtet.

Jenseits des S. Antonio fand ich auf dem Sande eine große Menge Skelette von einer Art Meer-Igel (Eschinus pentaporus) mit fünf elliptischen Öffnungen (*). Sie sind äußerst zerbrechlich, man fand sie gemischt unter einer großen Menge gemeiner Conchylien. Die Gebüsche an der Küste sind in dieser Gegend von weiten Rohrgehängen eingefaßt, von der Art des Ubá, das einen schönen Fächer bildet, über welchen der lange Blumenschaft empor steigt. Hier weideten Pferde und Rindvieh. An einem kleinem Bache, der den Nahmen der Barra de Guayú trägt, haben einige wenige Familien sich angebaut und eine kleine Povoaçâo gebildet. Von hier aus erreichte ich bald den Fluß Mogiquiçaba, welcher unbedeutender ist, als der von Sta. Cruz. An dem südlichen Ufer, nahe an seiner Mündung, befindet sich eine Fazenda des Ouvidors dieser Comarca, die blos Rindvieh und einige schlechte Hütten enthält. Etwa achtzehn Negersclaven beschäftigen sich hier unter andern mit der Verfertigung von Schiffstauen aus den Fasern der Cocos de Piassaba, einer Palme, die in dieser Gegend wächst und sich von hier an nördlich häufig findet. Diese Fasern sollen sich in der Blattscheide des Baumes befinden, sie sind 4 bis 5 Fuß lang, hart, trocken und stark, und fallen von selbst ab, wo man sie alsdann auflieſt. Aus ihnen dreht man durch eine besondere Vorrichtung Stricke, die sehr

(*) Wahrscheinlich die von Brugières auf der 149ten Tafel Fig. 3, und von Bosc Hist. natur. des vers. Vol. II. pl. 14. fig. 5 abgebildete Art.

haltbar und im Wasser ausdauernd, für die Manipulation aber etwas rauh und unangenehm sind; man versendet sie stark nach Bahia, wo sie auf den Schiffen gebraucht werden. Die Frucht dieses Baumes ist eine länglich zugespitzte, schwarzbraune und sehr harte Nuß von etwa 3 bis 4 Zoll Länge; ich glaube sie in den Cabinetten gesehen zu haben, wo sie mit dem Nahmen der Cocos lapidea bezeichnet war; weiter südlich als Sta. Cruz kommt dieser Baum nicht vor. Diese Gegend am Mogiquiçaba hat übrigens nicht viel Merkwürdiges; dicke Wälder überziehen sie weit und breit, und nur wenige Menschen haben sich, etwas oberhalb der Fazenda des Ouvidors, angebaut. Der Fluß ist fischreich und liefert den Bewohnern einen bedeutenden Theil ihres Unterhalts. Stromaufwärts giebt es in den den Fluß einschließenden Wäldern Tapuyas, doch zeigen sie sich an seiner Mündung nicht; sie sollen sämmtlich Botocudos seyn. An dieser Stelle ist der Eingang zu der Straße, welche man am Belmonte hinauf nach Minas geführt hat; sie ist aber noch sehr unvollkommen, und zum Theil noch gar nicht zu gebrauchen.

Wir fanden zu Mogiquiçaba eine angenehme vaterländische Nahrung — nehmlich Milch — die wir seit langer Zeit entbehrt hatten. Die hier gezogenen Kühe sind schön und fett, dennoch geben sie nicht so gute und viele Milch, als unser europäisches Rindvieh, welches wohl von dem trocknen Sandboden herrührt. Jeden Abend treibt man die Heerde in viereckige eingezäunte Plätze, welche man Coral nennt; hier trennt man sogleich das Kalb von der Kuh, wenn man den folgenden Tag melken will. In der Hütte, wo wir unsere Wohnung für die Nacht aufschlugen, fanden wir eine sehr alte abgelebte Negersclavin des Ouvidors; solche alte Weiber hält der gemeine Mann in Brasilien häufig für Feitiçeiras oder Hexen. Sie hatte ihren Schlafraum fest verschlossen und schien sehr unzufrieden, als man ihr Heiligthum zu öffnen suchte, um etwas Feuer zu erhalten; dennoch war es uns bey dem alles durch-

dringenden kalten Seewinde in der Nacht unmöglich, ohne Feuer zu schlafen; die verschlossene Thür der Alten wurde daher gewaltsam geöffnet.

Von Mogiquiçaba bis zum Flusse Belmonte dehnt sich eine 5 Legoas weite Fläche aus. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges kommt man an eine Stelle, wo ein jetzt versiegter Arm des Flusses ehemals in die See trat; diese Stelle heißt jetzt noch Barra Velha, oder die alte Mündung. Der Weg auf der Küste geht über ebenen festen Sand, allein ein näherer Pfad führt durch eine einförmige, mit kurzem Grase bewachsene Viehtrift, in der hie und da einzelne Gruppen der Aricuri- und Guriri-Palme stehen. Hier verirrte sich meine Tropa, und wir geriethen in eine Menge von sumpfigen Gräben, Pfützen und Lachen, wo unser Gepäck in Gefahr kam zu versinken. Wir kamen indessen glücklicher hindurch, als wir es erwartet hatten, und erreichten nun die Seeküste wieder, wo heute die Brandung mit ungewöhnlicher Heftigkeit tobte. Sie hatte an diesem Tage eine von Belmonte ausgelaufene Lancha umgeworfen und zertrümmert, deren Mannschaft jedoch gerettet worden war. Nach einer ermüdenden beschwerlichen Tagereise in großer Hitze auf trocknem brennenden Boden, erblickten wir am Abend, mit nicht geringer Freude, die wogenden Gipfel des Palmenhains, unter welchem die Villa de Belmonte erbaut ist. Belmonte ist eine kleine unansehnliche und jetzt zum Theil verfallene Villa, die etwa vor 50 oder 60 Jahren aus Indiern angelegt wurde, deren indessen jetzt nur noch wenige hier sind. Das Rathhaus, von Lehm und Holz erbaut, war dem völligen Einsturz nahe; schon fehlte eine ganze Wand, so daß man von außen in das Innere des Hauses hinein sehen konnte. Die Villa bildet ein Quadrat von etwa 60 Häusern mit ungefähr 600 Einwohnern, an dessen einem Ende die Kirche liegt. Die Wohnhäuser sind niedrige Lehmhütten, das einzige etwas ansehnliche gehört dem Capitam Mor; das des Ouvidors, worin mir meine Wohnung angewiesen wurde, war nicht besser als

alle die andern Gebäude. Die großentheils mit Stroh gedeckten Hütten, und die ungepflasterten mit Gras bewachsenen, unregelmäßigen Straßen, machen die Villa einem unserer schlechteren Dörfer ähnlich, ihre alleinige Zierde ist die Menge von Cocospalmen in dieser Sand-Ebene, welche überall die Wohnungen umgeben und ihre stolzen Gipfel zu einem wogenden Hain vereinigen. Diese Bäume tragen hier besonders reichlich; man glaubt diese Fruchtbarkeit dadurch zu bewirken, daß man unten an den Bäumen, nahe über der Erde, ein Loch in den Stamm haut. Unmittelbar bei der Villa ergießt sich der bedeutende Rio Grande de Belmonte ins Meer; seine Barra, soll unter 15° 40′ südlicher Breite liegen. Er entspringt auf dem hohen Rücken von Minas Geraës, erhält aber den Nahmen Rio Grande de Belmonte erst in Minas Novas durch die Vereinigung des Araçuahy und des Jiquitinhonha, von dessen Gold- und Diamanten-Wäschereyen der Engländer Mawe schon Nachricht gegeben hat. In der Zeit des hohen Wasserstandes ist dieser ahnsehnliche Fluß reißend, seine Mündung bleibt aber immer schlecht und gefährlich, da sie hier und da Sandbänke hat, die man jetzt bey dem niedern Wasserstande sehen konnte, die aber auch bey hohem Wasser der Schifffahrt leicht gefährlich werden, und schon mancher Lancha den Untergang gebracht haben. Belmonte unterhält etwa drey bis vier Lanchas, durch welche ein schwacher Handel mit Farinha, Baumwolle, Reis und Holzarten nach Bahia betrieben wird. Man führt jetzt jährlich etwa aus: 1000 Alkeren Farinha, eben so viel Reis, und etwa 2000 Alkeren Milho, auch etwas Branntwein, obgleich nur zwey Enginhocas hier existiren. Die Ufer des Flusses sind fruchtbar, da sie zum Theil überschwemmt werden. Es befand sich hier gegenwärtig ein Schotte, der mit Baumwolle ein nicht unbedeutendes Geschäft betrieb; er hatte eben durch die Untreue eines Schiffers beynahe eine ganze Schiffsladung verloren. Diese arme kleine Villa hat jetzt durch die Communication, die man auf und an dem Flusse nach

Minas Novas in der Capitania von Minas Geraës eröffnet hat, einigen Vortheil erhalten, aber doch hatte man noch jetzt kaum die nöthigen Lebensmittel hier vorräthig, und für Geld hätten wir Fremde nichts erhalten, wären wir nicht durch die Sorge einiger unserer Bekannten unter den Bewohnern, mit dem Nöthigsten versehen worden; von Zeit zu Zeit bringen indessen die Mineiros in ihren Canoe's Lebensmittel und andere Bedürfnisse, zum Beyspiel Miiho, Speck, Salzfleisch, Schiesspulver, Baumwolle u. s. w. an diese ärmere Küste herab, welche theils zur Versorgung der Villa de Belmonte dienen, theils weiter nach Porto Seguro und Bahia versandt werden.

Die Wälder am Belmonte sind der Hauptsitz des Stammes der Botocudos, dessen schon öfter Erwähnung geschah; ihretwegen konnte man früherhin nicht ohne Gefahr den Fluss beschiffen. In frühern Zeiten haben wohl einige Abenteurer in Canoen von Barrigudo-Holz sich den Fluss aufwärts gewagt, allein der Capitam Mor, João da Sylva Santos, war im Jahr 1804 der erste, welcher ihn bis nach Villa do Fanado in Minas Novas hinauf zu beschiffen wagte; er hat eine förmliche Beschreibung seines Laufes entworfen; ihn begleitete auf dieser Fahrt der Escrivam von Belmonte, Capitam Simpliçio José da Sylveira. Seit drey Jahren hat der Ouvidor Marçelino da Cunha, auf Befehl des Gouverneurs der Capitania von Bahia, Conde dos Arcos, nach vorhergegangener vernünftiger und zweckmässiger Behandlung der Wilden, einen Vertrag mit ihnen zu Stande gebracht, wodurch alle Feindseligkeiten von beyden Seiten eingestellt wurden. Nur ein einziger Anführer jener Horden, mit Nahmen Jonué, der wegen seines unruhigen feindseligen Gemüths von seinen Landsleuten Jonué iakiiam (der Kriegerische) genannt wird, hat dieser Einladung noch nicht Folge geleistet; er zieht noch mit seinen Leuten hoch oben am Belmonte in der Gegend der Caxoeira do Inferno umher, und schiesst nach

den vorüberschiffenden Canoen; ja selbst mit seinen Landsleuten, die mit den Portugiesen Frieden geschlossen haben, lebt er in Streitigkeiten. Um die Botocudos zu besänftigen, hatte man ihnen Messer, Äxte und andere Eisengeräthe, so wie Zeuge, Mützen, Tücher u. s. w. gesandt und dadurch den gewünschten Endzweck erreicht. Besonders hat sich Herr Capitam Simplicio bey diesem Geschäft sehr thätig bewiesen; ein Beweis des guten Vernehmens ist, daß viele Portugiesen jetzt schon etwas von der Sprache jener Wilden verstehen. Nachdem das von Seiten der Wilden zu befürchtende Hinderniß beseitigt war, hat man angefangen auf dem südlichen Ufer des Flusses eine Straße nach Minas Novas hinauf durch die großen Urwälder durchzuschlagen. Sie ist jetzt völlig vollendet, und würde sehr brauchbar seyn, wenn alles, was man von ihr gerühmt hat, wirklich geschehen wäre. Über die tiefen Schluchten oder Rinnen der kleinen Waldbäche oder Corregos, welche diese Straße an vielen Stellen spalten, hat man keine Übergänge erbaut, weshalb beladene Thiere an solchen Stellen nicht fortkommen können; auch sollen an einigen Plätzen dieser langen Reise in ununterbrochenem Wald, schädliche Futterkräuter wachsen, welche die Thiere tödten. Im Vertrauen auf den verbreiteten Ruf von der Vortrefflichkeit dieser Straße, versuchte es ein Mineiro mit einer ansehnlichen mit Baumwolle beladenen Tropa, sich ihrer zu bedienen, allein er verlor den größten Theil seiner Maulthiere; man behauptet zwar, daß er durch Unvorsichtigkeit selbst einige Schuld an seinem Unglücke gehabt habe, allein sein mißlungener Versuch schreckte doch andere ab, so daß jetzt den untern Theil der Straße niemand mehr betritt, der obere hingegen wird gebraucht. Ich fand selbst Gelegenheit mich zu überzeugen, daß diese Straße, die, gut eingerichtet, von sehr bedeutendem Werthe für diese Gegend seyn würde, die ihr von Vielen gemachten Lobeserhebungen noch wenig verdiene, doch hat man seitdem angefangen, sie in einen bessern Zustand zu setzen. Besser als auf dieser Straße wird

die Communication durch Canoe's auf dem Flusse unterhalten. Alljährig kommen mehrere derselben mit Produkten von Minas herab, und nehmen gewöhnlich Salz und andere Dinge wieder mit zurück, zu welcher Fahrt sie bis zu den ersten bewohnten Gegenden von Minas, etwa 20 Tage gebrauchen, eine immer etwas beschwerliche Reise, die sich der Engländer Mawe wohl etwas zu leicht gedacht hat (*). Um diese Communication gegen die noch nicht friedlich gesinnten Wilden zu decken, hat man verschiedene Militärposten bis Minas hinauf angelegt; es sind deren sechs, das Quartel dos Arcos, Quartel do Salto, Quartel do Estreito, Quartel da Vigia, Quartel de S. Miguel und von Tucaihos de Lorena. Das erstere wird gewöhnlich Caroeirinha genannt, von den kleinen Wasserfällen, welche in dem nahe dabey befindlichen Flusse durch Felsen gebildet werden. Die Schifffahrt auf dem Flusse bringt der Villa de Belmonte einige Nahrung; ihre Bewohner, welche sämmtlich auch Fischer sind, verstehen, wie die mehrsten Landleute in Brasilien, das Canoe sehr geschickt zu regieren.

In Belmonte findet sich noch eine besondere Race von civilisirten christlichen Indiern, welche man mit dem Nahmen Meniens bezeichnet, und die sich selbst Camacan nennen. Von ihrem, ihnen selbst wohl bekannten wahren Ursprung zeugen noch die schon sehr verunstalteten Reste ihrer Sprache. Vor Zeiten wohnten sie höher oben am Flusse, bis die Paulisten (Bewohner der Capitania von St. Paulo sie von da vertrieben und viele von ihnen ausrotteten. Was von ihnen übrig blieb, floh hinab nach der Villa und bauete sich daselbst an. Da sind sie allmählig ganz von ihrer frühern Lebensart abgewichen, und leben nun völlig entwildert und zum Theil mit der Race der Neger vermischt, theils als Soldaten, theils als Fischer und Pflanzer; nur noch ein Paar alte Leute unter ihnen verstehen noch einige Worte ihrer alten Sprache. Sie sind in Handarbeiten ge-

(*) J. Mawe's travels etc. p. 260.

schickt, und verfertigen Rohrmatten (Esteiras), an welchen man die durchgezogenen Bindfäden von außen nicht bemerkt, Strohhüte, Körbe, Fischnetze, auch kleinere Netze um Seekrebse zu fangen (*) u. s. w. Dabey sind sie gute Jäger wie alle Indier; doch haben sie Bogen und Pfeile längst mit der Flinte vertauscht.

In Belmonte hielt ich mich einige Zeit auf, um meinen Leuten und Thieren durch diese Ruhe Erholung zu verschaffen, obgleich die Gegend übrigens nicht die gesundeste seyn soll; Fieber und Catharre kommen daselbst oft vor, und man klagte, daß in diesem Jahre 1816, die Epidemie ungewöhnlich stark gewesen sey. Eine große Plage der hiesigen Gegend sind die Moskiten, unter denen sich hier eine Art, die man Vincudo nennt, besonders auszeichnet. Sie sollen, vorzüglich während der heißen Jahreszeit, in den Häusern so unerträglich werden, daß die Einwohner alsdann mit ihren Schlafmatten an den Seestrand flüchten, um in der frischen Seeluft einige Ruhe vor jenem plagenden Ungeziefer zu finden.

(*) Dieses Netz, Puçá genannt, ist ein starker geknüpfter Sack, und wird von zwey Menschen über den Boden des Wassers fortgezogen.

XI.

Aufenthalt am Rio Grande de Belmonte und unter den Botocudos.

Quartel dos Arcos. — Die Botocudos. — Reise nach dem Quartel do Salto. — Rückkehr nach dem Quartel dos Arcos. — Schlägerey der Botocudos. — Reise nach Caravellas. — Die Machacalis am Rio do Prado. — Rückreise nach Belmonte.

Um die schönen interessanten Wildnisse am Flusse Belmonte kennen zu lernen, entschloß ich mich einige Monate in den Sertôes zuzubringen, und vielleicht selbst bis nach Minas den Fluß hinauf zu schiffen. Ich nahm in der Villa zwey Canoe's, bemannte sie mit fünf Menschen und belud sie mit meinen Leuten und meinem Gepäck. Am 17ten August verließ ich mit der steigenden Fluth Belmonte, und schiffte durch einen kleinen Seiten-Canal in den Fluß, der hier ansehnlich breit, und zum Theil mit Sandbänken (Coroas) angefüllt ist. Die Ansicht desselben ist der des Rio Doçe in vielen Stücken ähnlich, nur ist er bey weitem nicht so beträchtlich, und mag etwa 5 bis 600 Schritte in der Breite halten. Wald und hohe

Rohrgebüsche — von der Art, die man Ubá oder Canna brava nennt — fassen die Ufer ein, und werden hier und da von Fazenda's und Pflanzungen unterbrochen. Am Rande der Sandbänke sahen wir den Verkehrtschnabel (Rynchops nigra, Linn.) unbeweglich sitzen, und der große Carâo (Numenius Carauna, Lath.) ein schöner Sumpfvogel schritt, scheu um sich blickend, dort umher; mit Mühe gelang es uns, einen dieser vorsichtigen Vögel zu erlegen. Auf der Fazenda von Ipibura, welche den Erben des verstorbenen Capitam Mor von Belmonte gehört, hielt ich etwas an, um einige zur Reise nöthige Provisionen einzunehmen, besonders um mich mit dem gegen das Fieber so nöthigen Branntwein zu versehen. Diese Fazenda hat das einzige Zuckerwerk am Flusse Belmonte, das zwar seit langer Zeit still gestanden hat, aber doch, wie es scheint, jetzt wieder in Thätigkeit gesetzt werden soll; auch wurde hier Agoa ardente de canna (gemeiner Zuckerbranntwein) gemacht. Die Umgebung auf beyden Seiten des Flusses ist schön; hohes Ubá-Rohr weht hier in geschlossenen Parthien mit seiner fahnen-artigen Blüthe und den fächer-förmig gestellten Blättern; darüber erhebt sich, als zweyte Gradation, ein einfassender Streif von schlanken Cecropia-Bäumen, mit silberweißen geringelten Stämmen; den Hintergrund bildet sehr mahlerisch der dicht verflochtene finstere Urwald, dessen mannigfaltig dunkelgrüne Laubmasse hoch geschlossen empor steigt. Das Ufer selbst ist ein dichtes Gewebe von mancherley Pflanzen, wo Alles verflechtend, weißblau und hellviolet-blühende Winden ranken, und schöne Gräser, besonders Cyperus-Arten den übrigen Raum anfüllen.

Als die Sonne sich neigte, landeten wir auf einer Coroa in der Nähe von Ipibura, wo einige Menschen, meistens Menien-Indier zerstreut wohnen. Hier fand ich Gelegenheit, eine vorzüglich schöne Haut von einer erst kürzlich erlegten Unze zu kaufen. Gern hätte ich auch das Skelet des Thiers besessen, oder wenigstens gesehen, allein der Mann, der es selbst

auf der Jagd geschossen hatte, sagte mir, daß er es fern im Walde habe liegen lassen, versicherte mich jedoch, daß ich den Schädel auf der Coroa de Timicui finden würde, an welcher man etwas weiter hin ebenfalls anzulegen pflegt. Einige Fischer, welche zu Ipibura ihre Hütten errichtet hatten, beschenkten uns mit Flußschildkröten-Eyern, welche ganz rund, von der Dicke großer Kirschen und mit einer harten glänzend weißen Schaale überzogen waren; sie haben nicht den unangenehmen Fischgeschmack, welchen man an den Meerschildkröten-Eyern findet, und sind daher eine sehr angenehme Speise. Die Zeit, wo man diese Eyer frisch findet, fieng jetzt an. Sie liegen auf allen Sandbänken in Menge verscharrt, und werden von den Fischern emsig aufgesucht (*). Mit dem Eintritte der Nacht fieng es an heftig zu regnen, wir flüchteten daher in einige alte verlassene Fischerhütten von Palmblättern, in welchen aber eine Menge von Flöhen und Sandflöhen (Bichos) unsere Ruhe störten. Auch Moskiten quälten uns hier, und nur der erstickende Rauch unserer Feuer verschaffte uns einige Ruhe vor ihnen. Am unerträglichsten waren diese Thiere am Rande des Waldes, wo wir auch den Vampyr (Phylostomus Spectrum) umher flattern sahen. Wir hatten während der Nacht immer unsere Canoe's mit dem Gepäck im Auge behalten, daher waren wir sämmtlich völlig durchnäßt, und mußten die ganze Nacht in den nassen Kleidern zubringen.

Am folgenden Morgen fanden wir unser großes Canoe halb voll Wasser, und unser ganzes Gepäck naß, kaum hatten wir unsere Gewehre und unser Pulver in den Hütten trocken erhalten können. Man schöpfte nun eilig das Wasser aus, und zu allgemeiner Freude brach die Sonne heiter durch die dichten Wolken, und erwärmte und trocknete unsere halb

(*) Diese Eyer sind von derselben Schildkröte, welche wir im Mucuri mit der Angel gefischt hatten. Sie scheint eine noch unbekannte Species zu seyn, welche sich durch zwey kurze Bartfäden unter dem Kinn und einen sehr plattgedrückten Rückenpanzer auszeichnet.

erstarrten Glieder. Mit frohem Muthe setzten wir nun unsere Reise fort.

So wie man am Rio Doçe das Geschrey der Affen, besonders der Guaribas und Saüassús vernahm, so ertönten hier die Urwälder von dem lauten durchdringenden Geschrey der schönen Araras, der Anacans (Psittacus severus, Linn.) und vieler andern Papageyen; auf den ebenen Flächen der Sandbänke, die der mit schönen Inseln gezierte Fluß jetzt in seinem niedrigen Wasserstande zeigte, hielt sich paarweise die Meer-Schwalbe mit gelbem Schnabel (Sterna flavirostris) auf; sie schwebt in der Luft und stößt senkrecht auf die Fische ins Wasser herab; nähert man sich ihrem Aufenthaltsorte, so stößt sie ebenfalls auf die Menschen herab, als wolle sie ihnen den Schädel durchbohren, welche Absicht die Bewohner ihr wirklich zuschreiben. Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des Obú, eines kleinen in den Belmonte eintretenden Flusses; etwas landeinwärts befindet sich an demselben eine von ihm benannte Povoaçâo von 12 bis 14 Feuerstellen, wo man besonders viel Mandiocca, Reis, Milio und auch etwas Zuckerrohr baut und nach der Villa zum Verkauf bringt. Zucker-Engenho's giebt es hier nicht; die Bewohner pressen den Zuckersaft blos zwischen zwey dünnen Walzen aus, und erhalten dadurch den zu ihrem Bedarf nöthigen Syrop. Die Mündung des kleinen Flusses nennt man Boca d'Obú, vor derselben liegt eine Insel, welche den Nahmen der Ilha da Boca d'Obú trägt. Ich ließ die Canoe's an der Mündung dieses Baches anlegen, um das nöthige Mehl für meine Leute zur weitern Reise anzuschaffen, und wir benutzten diese Gelegenheit, um den nahen Wald zu durchstreifen. Ein zufällig von Obú herauskommendes mit Mehl beladenes Canoe setzte uns in den Stand, unser Geschäft zu beschleunigen, wir kauften von ihm den nöthigen Vorrath und stießen wieder vom Lande ab. An einer breiten Stelle des Flusses, in dem Winkel einer Coroa, erblickten wir einen Trupp Enten von einer uns noch nicht

vorgekommenen Art, die sich durch ein gelbbräunliches Gefieder auszeichneten (*); wenn wir uns ihnen näherten, so flogen sie auf, beschrieben einen weiten Zirkel und fielen dann wieder ein; lange trieben wir uns so mit ihnen herum, bis sie sich endlich hinter eine Erhöhung des Ufers flüchteten. Wir setzten alsbald einen Jäger ans Land, der sie beschlich und zwey derselben mit einem Schusse erlegte, wodurch wir für den Abend ein gutes Essen erhielten.

Den Abend brachten wir auf der Coroa de Piranga zu, wo wir Schildkröten-Eyer aus dem Sande hervorgruben. In diesem tiefen Sande durchkreuzten sich in allen Richtungen die Spuren der Anta's und Unzen, die bey Nacht hier umher wandeln; von andern lebenden Wesen fanden wir nur Meerschwalben (Sterna), die aus Sorge für ihre Brut auf die fremden Gäste schreyend herabstießen. Wir bauten uns hier einige kleine Hütten von Cocosblättern, in denen wir die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen fuhren wir bey einem heitern und lieblichen Wetter weiter. Noch nie hatten wir die Ufer mit so schönen und mannigfaltig verflochtenen Gewächsen bedeckt gesehen. Hier zeigte sich uns besonders ein prachtvoller Strauch, ein den Trompetenblumen (Bignonia) sehr nahe verwandtes Gewächs — mit brennend hochrothen, großen Blumen — das im dunkeln Schatten glühend prangte. Ueberall umflochten rankende Sträuche und Gewächse die hohen Urwaldstämme mit einem undurchdringlichen Gewebe; sanft rosenroth trat das junge Laub der Sapucaya-Bäume hervor; unmittelbar am Ufer — wo Cecropia-Stämme gleich Girandolen ihre Aeste mit den handförmigen Blättern ausbreiteten — wiegten im Sande die hohen Gebüsche der Canna brava. Bey einer verlassenen Pflanzung erreichten wir die Mündung eines kleinen

(*) Anas virgata: eine neue Art, von rostgelblichem Gefieder; ganzer innerer Flügel schwarz; erste Schwungfedern mit weißen Schäften; kein Spiegel; Seitenfedern des Körpers mit einem gelblich-weißen Längsstrich, ganze Länge des männlichen Vogels 17 Zoll 9 Linien.

Flusses, des Rio da Salza oder Peruaçú, der den Rio Grande mit dem Rio Pardo vereinigt. Weil die Barra des Flusses Belmonte der Schifffahrt nicht sehr günstig ist, hat man jetzt den Plan entworfen, diesen Canal durch Wegräumung der darin befindlichen Hindernisse und besonders der umgefallenen Stämme, für Canoe's schiffbar zu machen. In der trockenen Jahreszeit soll dieser Verbindungscanal sehr seicht, bey dem hohen Wasserstande hingegen hinlänglich tief seyn.

Da wir hier das Geschrey der Araras aus den benachbarten Wäldern laut zu uns herüber schallen hörten, so konnten wir dem Wunsche, Jagd auf sie zu machen, nicht widerstehen. Wir setzten einige Jäger ans Land, und hatten uns diesmal eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen. Einer der Jäger schlich sich an sie heran, und sein in dem hohen Urwalde herrlich wiederhallender Schuß erlegte zwey dieser großen schönen Vögel. Die Jäger wurden hier auch durch eine Bande von kleinen Sahuis (Jacchus penicillatus, Geoffr.) überrascht, die aber, wie Eichhörnchen durch die Baumkronen springend, zu schnell davon eilten. Es giebt dieser kleinen affenartigen Thiere eine große Menge in den brasilianischen Wäldern; eine der bekanntesten Arten davon ist Linné's Simia Jacchus, der etwas mehr nördlich in der Gegend von Bahia schon gefunden wird. Die prachtvollen Araras und ihre schönen Geschlechts-Verwandten machen die Zierde dieser finstern, mannigfaltig belaubten Wälder aus; ein Schwarm von Zwanzigen, wie wir sie hier sahen, vom hellen Strahl der Sonne beleuchtet, auf einem glänzend grünen Baume, gewährt in der That einen prachtvollen Anblick, den man selbst gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können. Sie klettern geschickt an den rankenden Çipós umher und wenden stolz ihren Körper mit dem langen Schweif von allen Seiten den Strahlen der Sonne zu. Sie hielten sich jetzt häufig in den niedern und mittlern Regionen eines stachlichen rankenden Gesträuches (Smilax?) hier Spinha genannt, auf, deren jetzt reifende Frucht sie sehr lieben, wie

auch die häufig in dem Kropf der Erlegten vorgefundenen weißen Körner dieser Frucht bezeugten. Man kann sie daher zu dieser Zeit leicht schießen, da sie in dem übrigen Theile des Jahres ihre Nahrung nur auf den Gipfeln der höchsten Urwaldstämme suchen. Erfreut durch den ersten glücklichen Versuch einer Arara-Jagd schifften wir weiter an der Coroa da Palha vorbey, wo ein kleiner Bach, der Riacho da Palha, in den Fluß fällt, und erreichten gegen Abend die Coroa de Timicui, wo alte verlassene Fischerhütten uns für die Nacht beherbergten. Hier war es, wo ich den Schädel der großen schönen Unze (Yaguarété) finden sollte, deren Haut ich zu Ipibura gekauft hatte, und welche nicht weit von hier im Walde vor etwa acht Tagen erlegt worden war. Ein Paar Jäger, welche mit einigen Hunden den Wald nach Rehen und anderm Wildpret durchstreiften, trafen zufällig das Unthier unweit des Flusses in der Nähe eines kleinen Riacho an; die Hunde giengen darauf los, und trieben es, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, auf einen schief liegenden Baumstamm, wo es einen tödtlichen Schuß erhielt. Noch hatte es mit der Tatze einen Hund ergriffen, als ein zweyter Schuß ins Genick es todt niederstreckte. Den Schädel fand ich auf der Sandbank bey unsern Hütten, aber leider schon sehr verletzt und beschädigt. Man hatte die Eckzähne, die der Aberglaube der hiesigen Gegend für wirksame Heil- und Schutzmittel gegen mancherley Krankheiten hält, herausgeschlagen, um sie als Amulete zu tragen. Die Haut dieser Unze war von einer außerordentlich schönen Zeichnung; sie maß ohne den Schwanz über 5 Fuß in der Länge und gehörte noch nicht zu den großen Individuen dieser Art. Diese und die andern großen Katzenarten, der schwarze Tiger und die Çuçuaranna oder rothe Unze (Felis concolor, Linn.) sind in allen Waldungen am Belmonte nicht selten, sie werden aber wenig beunruhigt, da man keine zu dieser Art von Jagd brauchbaren Hunde in dieser Gegend hat. Auf allen Sandufern des Flusses findet man die Spuren

dieser Raubthiere in Menge, und während der Stille der Nacht hört man häufig ihre rauhe abgebrochene Stimme. Gereizt durch die vielen Spuren (Fährten) jagdbarer Thiere, beschloß ich am folgenden Tage zu Timicui zu bleiben und die nahen Waldungen in allen Richtungen durchstreifen zu lassen. Das Wetter war uns sehr günstig, dennoch aber erhielten wir keine Quadrupeden, sondern blos eßbare Vögel, unter andern eine Bisam-Ente (Anas moschata, Linn.), eine Jacupemba (Penelope Marail, Linn.), eine Arara und fünf Capueiren (Perdix guianensis, Lath., oder Perdix dentata, Temmink.), die uns ein gutes Abendessen verschafften. Zur Jagd der Capueiren oder Waldrebhühner konnte ich meine einzige noch übrig gebliebene Hühnerhündin recht gut gebrauchen; sie fand die Gesellschaft derselben (Kette oder Volk in der Jägersprache) schnell, welche sogleich nach allen Richtungen auseinander flogen und sich auf die Bäume setzten, wo ein Jäger mit etwas geübtem Blick sie leicht auffindet, und gleich unsern Haselhühnern herabschießt. Ein Beutelthier (Gamba), welches, um meiner Hündin zu entfliehen, an einem Stamme in die Höhe lief, ward von ihr herabgerissen; wegen seines unangenehmen Geruches aber faßte sie es nur mit den Spitzen der Zähne und schüttelte es zu Tode. Die Araras, so wie andere Papageyen gaben uns eine kräftige Suppe; das Fleisch der erstern ist von grobem Gewebe, allein nahrhaft und dem Rindfleische nicht unähnlich.

Als wir in der Abenddämmerung von der Jagd zurückkehrten, bemerkten wir eine Menge von großen Fledermäusen, welche nahe über der Oberfläche des Wassers umher flatterten. Man lud die Gewehre mit Vogeldunst und war so glücklich einige zu erlegen. Es zeigte sich nun bey genauerer Untersuchung, daß sie von der Art der Hasenscharte (Noctilio) waren; ihre Farbe war ein einförmiges Rostroth, dahingegen andere einen gelblich weißen Strich der Länge nach über den Rücken tragen. Diese schöne Fledermaus habe ich nirgends häufiger als in der hiesigen Gegend gesehen. Unsere beyden Leute, die wir des Kochens

wegen auf der Coroa zurück gelassen hatten, waren sehr erfreut, als sie unsere Jagdbeute sahen; auch sie hatten indessen manches ihnen Interessante in ihrer Nähe gefunden: am traulich lodernden Feuer erzählten wir nun einander die Ereignisse des Tages, während die dunkle Wildniß um uns her vom durchdringenden Rufe der Capueira, der Choralua und des Bacurau (Caprimulgus) wiederhallte.

Am 21ten verließen wir frühe Timicui und schifften nach einer langen Insel im Flusse hinauf, welche man Ilha Grande nennt; sie ist dicht mit hohem Urwald bewachsen und jetzt unbewohnt, ehemals befand sich aber auf derselben eine Pflanzung, welche die Bewohner von Belmonte angelegt hatten. Wir befanden uns mit unsern Canoe's gerade dieser Insel gegenüber am nördlichen Ufer, als uns ein heftiger Regenschauer überfiel, und die Gegend so verhüllte, daß wir den nahen Wald kaum zu erkennen vermochten; als wir anhielten, um das heftige Gewitter vorüberziehen zu lassen, hörten wir plötzlich Stimmen eines Rudels wilder Schweine in unserer Nähe, die uns bemerkt hatten und vor uns entflohen. Des starken Regens ungeachtet sprangen sogleich einige unserer Canoeführer (Canoeiros) mit ihren Jagdgewehren ans Land, verfolgten die Fährte, und kehrten auch wirklich nach einer halben Stunde mit einem Schweine (Dicotyles labiatus, Cuvier) zurück, das sie erlegt hatten. Als sie im Begriff standen mit ihrer Beute ins Canoe zu steigen, zeigte sich in dem hohen Grase am Ufer eine große Jararacca, die man sogleich tödtete und ans Canoe anhieng. Meine Jäger entgiengen hier glücklich einer großen Gefahr; denn es war wirklich nur ein glücklicher Zufall, daß die im Grase verborgen liegende Schlange nicht getreten wurde; sie würde, wenn sie berührt worden wäre, unfehlbar die bloßen Füße der Jäger erreicht haben.

Nachdem das Gewitter vorüber war, fuhren wir weiter. Der Fluß ist hier breit und schön; an dem Ufer trifft man von Zeit zu Zeit Sandbänke, auf welchen hier und da verlas-

sene Hütten von Cocosblättern stehen, die den Bewohnern von Belmonte zum Aufenthalt dienen, wenn sie der Jagd und Fischerey wegen den Fluß befahren. Den Anhinga (Plotus) und die große wilde Ente (Anas moschata) sahen wir in dieser Gegend öfters, und von der letzteren zeigten sich vorzüglich Morgens früh zuweilen ganze Flüge. Am Abend ward auf einer Coroa in der Gegend, die man As Barreiras nennt, gelandet, die für die Jagd vorzüglich und beynahe die einzige Stelle am untern Theile des Belmonte ist, wo man die große graugelblich fahle Affenart findet, welche hier mit dem Nahmen des Miriqui (Miriki, Ateles) belegt wird.

Vor Tagesanbruch verließen wir am 22ten die Coroa, und hatten schon einen Theil unserer Reise zurückgelegt, als uns der Morgen sehr freundlich erschien. Unsere Ruderschläge und das Rufen unserer Canoeiros, die miteinander um die Prämie wetteiferten, welche ich dem Fleißigsten unter ihnen bestimmt hatte, setzten die ganze Gegend in Unruhe. Von ihnen aufgescheucht, erhoben sich vor uns ganze Schaaren Bisam-Enten. Schon am vorigen Tage hatten wir in der Ferne vor uns ein Gebürge bemerkt, welches uns jetzt deutlicher wurde, es trägt den Nahmen der Serra das Guaribas; diese Gebürgskette durchschneidet die großen Urwälder in der Richtung von Süden nach Norden; sie schien nicht ausgezeichnet hoch zu seyn, ob sie gleich nicht weit von uns entfernt war. An der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, fangen die Ufer des Flusses an, sich allmählig zu erheben; Berge mit dunkeln Urwäldern erscheinen an seinen Seiten; Stein und Felsentrümmer verkündigen die Nähe von Urgebürgen, und die Coroas oder Sandbänke werden seltener, in dem Maase als das Bette eingeengt und die Wassermasse tiefer wird. Oft ist der dunkelglänzende Wasserspiegel zwischen steile Berge eingepreßt, behält aber doch immer noch eine ansehnliche Breite. Wir hörten und sahen nahe am Ufer die schönen Araras und beobachteten heute zum erstenmale einen noch nie gesehenen merkwürdigen Vogel,

den Aniuma (Anhuma, Palamedea cornuta, Linn.), der in dieser Höhe des Flusses nicht selten ist. Dieses schöne Thier, von der Größe einer starken Gans, jedoch mit höhern Füßen und langem Halse, hat auf der Stirn einen dünnen 4 bis 5 Zoll langen hornartigen Auswuchs, und an dem vordern Gelenke eines jeden Flügels zwey starke und zugespitzte Sporne. Er ist scheu, verräth sich aber bald durch seine laute Stimme, welche, obgleich viel tönender und stärker, doch in ihrer Modulation etwas dem Ruf unserer wilden Holztaube (Columba Oenas) gleicht, dabey aber von einigen sonderbaren Kehltönen begleitet ist; dieser Ruf schallt weit durch die Wildniß und gewährte unserm Jagdsinn eine neue Unterhaltung. Mehrere dieser Vögel flogen, von unsern Ruderschlägen aufgescheucht, dem Walde zu, sie glichen im Fluge dem Urubú (Vultur Aura, Linn.)

Am Nachmittage erreichten wir eine Wendung des Flusses; hier überfiel uns ein furchtbares Ungewitter mit Platzregen und Sturm, von dem unser bedecktes großes Canoe heftig bewegt wurde. Es gieng indessen bald vorüber, und als der Himmel sich wieder aufklärte, erblickten wir nahe vor uns die Insel Cachoeirinha, auf welcher das Quartel dos Arcos erbaut ist. Dieser Militärposten wurde auf Befehl des Gouverneurs, Conde dos Arcos durch den Ouvidor der Comarca, Marçelino da Cunha, vor zwey und einem halben Jahre errichtet. Man hatte zuerst ein Destacamento von etwa 60 Soldaten, drey Tagereisen aufwärts, an der Stelle angelegt, die man den Salto nennt; da aber die dort stationirten indischen Soldaten sehr unzufrieden waren, so zog man diese nach der Insel Cachoeirinha zurück und jenen Platz besetzte der Commandant der Quartelle von Minas Novas, Capitam Julião Frz. Leão mit 10 bis 12 Mann, die noch heut zu Tage das Quartel do Salto bilden. Einige wenige Lehmhütten mit Stroh gedeckt liegen am vordern Ende der Insel, die zur Hälfte vom Walde befreyt und zur Pflanzung gemacht ist; der hintere Theil ist noch mit hohem Holze bewachsen. Man

hat hier Mandiocca=Pflanzungen angelegt, und um die Gebäude her eine große Menge von Mammào-Stämmen (Carica) und Bananen angepflanzt; die Früchte derselben dienen aber häufig nur den Botocuden zur Nahrung, denen man sie willig Preis giebt, um das freundschaftliche Verhältniß mit ihnen nicht zu stören. Zwischen der Insel und dem nördlichen Ufer ist der Fluß nur schmal und war jetzt zum Durchwaten seicht; am südlichen ist er breiter; dort hat der Insel gegenüber ein Geistlicher aus Minas, Herr Padre Farya noch kürzlich ziemlich bedeutende Pflanzungen von Mays, Mandiocca, Reis, Baumwolle u. s. w. angelegt; er wohnt völlig isolirt; bey seinem Hause streicht die Minas=Straße vorbey.

Das Destacamento dos Arcos wurde mit einem Fähndrich (Alferes) und 20 Soldaten besetzt, wovon aber so viele desertirt sind, daß jetzt nur etwa noch zehn, großentheils farbige Leute, Indier oder Mulatten übrig geblieben waren. Die Lebensart der Soldaten ist sehr schlecht, ihr Sold gering, und ihre Nahrung, die in Mandioccamehl, Bohnen und Salzfleisch besteht, müssen sie sich selbst erarbeiten. Der hiesige Vorrath an Pulver und Bley beträgt selten ein paar Pfund, und von den alten Gewehren sind nur sehr wenige brauchbar, weshalb man sich im Fall eines Angriffs in großer Verlegenheit sehen würde. Die Bestimmung dieser Soldaten ist zugleich, die Reisenden und ihre Waaren oder Gepäck den Fluß auf= und abwärts zu schiffen, daher sind sie meistens in diesem Geschäfte sehr erfahren, und einige können als vortreffliche Canoeiros gelten. Ihr Commandant war vor kurzem verreist gewesen, und hatte während seiner Abwesenheit einem Unterofficier das Commando übertragen; dieser hatte einem Botocuden, der sich eine Ungezogenheit erlaubt hatte, eine Strafe auferlegt, worauf sich alle Stammsverwandten des Bestraften, deren sich gewöhnlich eine bedeutende Anzahl hier aufhalten, sehr beleidigt fanden, und vereint in die Wälder zurück zogen. Als der Alferes bey seiner Zurückkunft das Quartel von den Botocuden völlig verlassen

fand, und die Ursache ihres Aufbruches erfuhr, sandte er einen jungen Mann ihres Stammes, mit Nahmen Francisco, der sich in seiner Gesellschaft befand, ihnen nach, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Die gewöhnlich in der Nähe des Quartels sich aufhaltenden Botocudos bestehen aus vier Haufen, von denen jeder seinen besondern Anführer hat, welche die Portugiesen Capitâes nennen; sie hatten sich sämmtlich in die Wälder tiefer hinein begeben, aber nur von einem derselben, dem Capitam June, unter den Wilden Kerengnatnuck genannt, wußte man, daß er sich mit seinen Leuten drey Tagereisen höher aufwärts am Salto aufhielt; wohin sich die drey andern zurückgezogen hatten, war noch nicht bekannt. Die Sendung des Francisco brachte nicht sogleich die gewünschte Wirkung hervor, ich beredete daher den Commandanten, noch mehrere junge Botocudos, die eben hierher von Rio de Janeiro — wohin sie der Ouvidor gesandt hatte — zurückgekehrt waren, in derselben Absicht abzuschicken.

Da ich mit Empfehlungen an den Commandanten versehen war, so befand ich mich auf diesem Quartel recht wohl. Zwar fehlt es in dieser einsamen Wildniß an den nöthigsten Bedürfnissen, und man ist in Ansehung der Nahrung auf gesalzene Fische, von einer Gattung, die im Flusse häufig gefangen wird, auf Mandioccamehl und Bohnen beschränkt; dagegen aber findet der an Entbehrungen gewöhnte reisende Naturforscher reichliche Beschäftigung und die angenehmste Unterhaltung in dieser Gegend. Täglich unternahmen wir Jagdzüge in die Urwälder, die unmittelbar am Ufer sich geschlossen erheben, und kehrten aus denselben am Abend so ermüdet zurück, daß uns kaum Zeit und Kraft genug blieb, um die gemachten Bemerkungen niederzuschreiben.

Ich benutzte besonders die Abwesenheit der Botocudos, um ihre vor kurzer Zeit verlassenen Hütten, die ziemlich weit vom Flusse entfernt in einer dicht geschlossenen Wildniß lagen, zu besuchen, und durch eigne Ansicht kennen zu lernen. Sie

bestanden blos aus Blättern von Cocospalmen, welche in länglicht runder Gestalt so in die Erde gesteckt waren, daß ihre Spitzen, indem sie sich übereinander hinneigten, oben eine Wölbung bildeten. In den Hütten fand ich nichts von ihrem Geräthe, als große dicke Steine, mit welchen sie gewisse wilde Cocosnüsse, die sie Ororó nennen, aufzuschlagen pflegen. Nicht weit von einer der Hütten befand sich das Grab eines Mannes, das ich zu untersuchen beschloß. Es lag auf einer kleinen freyen Stelle unter alten hohen Urstämmen, und war oben über mit kurzen aber dicken Stücken Holz belegt. Nachdem man diese weggeräumt hatte, fanden wir die Grube mit Erde angefüllt, aus welcher die Knochen einzeln zum Vorschein kamen. Ein junger Botocude, mit Nahmen Burnetta, der das Grab angezeigt hatte, äußerte, als man auf die Knochen stieß, sein lautes Misfallen, man stellte daher das Nachgraben ein und kehrte für diesen Tag nach dem Quartel zurück; doch gab ich den Gedanken — einer Untersuchung jenes Grabes — nicht auf. Nach mehreren Tagen begab ich mich wieder an die Stelle, in der Hoffnung, noch vor der Ankunft der Wilden meinen Zweck zu erreichen. Wir hatten uns deswegen, außer unsern Jagdgewehren, auch mit einer Hacke versehen. Unser Vorsatz war, die Nachforschung mit der größten Eile zu beendigen, allein auf dem engen Pfädchen, welches zwischen den hohen Waldstämmen sich durchwand, stießen uns manche interessante Vögel auf, die uns aufhielten; wir schossen einige davon, und eben war ich im Begriff einen derselben aufzuheben, als ich plötzlich durch den kurzen, aber unsanften Ton einer rauhen Stimme angerufen wurde; schnell kehrte ich mich um, und siehe da, nahe hinter mir mehrere Botocudos! Nakt und braun, wie die Thiere des Waldes, standen sie da, mit den großen Pflöcken von weißem Holz in den Ohren und der Unterlippe, Bogen und Pfeile in ihrer Hand. Die Überraschung, ich gestehe es, war für mich nicht gering; hätten sie feindselig gedacht, so war ich von ihren Pfeilen durchbohrt,

ehe ich ihre Nähe nur ahnden konnte. Jetzt trat ich keck zu ihnen hin, und sagte ihnen, was ich von ihrer Sprache wußte; sie drückten mich, nach Art der Portugiesen, an die Brust, klopften mir auf die Schulter und schrieen mir laute rauhe Töne entgegen, besonders aber riefen sie bey Erblickung der beyden Röhre meiner Doppelflinte mit Verwunderung wiederholt: Pun Uruhú (mehrere Flinten)! Einige mit schweren Säcken beladene Weiber kamen nun, eine nach der andern, auch herbey, betrachteten mich mit gleicher Neugier, und theilten einander ihre Bemerkungen mit. Männer und Weiber waren völlig unbekleidet; die erstern waren von mittlerer Größe, stark, muskulös und wohl gebildet, jedoch meistens etwas schlank, allein die großen Holzpflöcke in den Ohren und Unterlippe entstellten sie sehr; sie trugen Bündel von Bogen und Pfeilen unter den Armen, und einige auch Wassergefäße von Taquarussú. Ihre Haare trugen sie abgeschoren, mit Ausnahme einer runden Krone oben auf dem Kopfe; eben so selbst die kleinen Kinder, deren die Mütter eine ziemliche Anzahl auf ihren Schultern trugen, und an der Hand führten. Einer meiner Leute, George, der die Sprache dieser Wilden etwas verstand, war während der Zeit herbeygekommen und unterhielt sich mit ihnen, wodurch sie denn sogleich sehr zutraulich wurden. Sie fragten nach ihren Landsleuten, welche der Ouvidor nach Rio gesandt hatte, und freuten sich sehr, als sie erfuhren, daß sie dieselben auf dem Destacament finden würden; ihre Ungeduld war nun so groß, daß sie schnell davon eilten. Ich aber war nun sehr froh über unser Verweilen; hätten die Wilden, die ihr Weg gerade an dem Grabe vorbey führte, uns bey der beabsichtigten Nachgrabung überrascht, so möchte leicht ihr Unwillen uns in große Gefahr gebracht haben (*).

(*) Den seitdem aus Brasilien von Herrn Freyreiß enthaltenen Nachrichten zu Folge, waren meine Besorgnisse über ein Zusammentreffen mit den Wilden bey der Eröffnung ihres Grabes, ungegründet; denn er eröffnete seitdem mehrere Gräber, wobey die Botocudos selbst thätig Hand anlegten, um zu helfen.

Ich verschob nun mein Vorhaben bis zu einer günstigern Zeit, und kaum war ich einige Schritte gegangen, als der Anführer jener Truppe, Capitam June, ein alter Mann von rauhem Äußern aber gutem Gemüthe, mir plötzlich entgegen trat. Er begrüßte uns auf dieselbe Weise, wie seine Landsleute, allein das Ansehen dieses Waldmenschen war noch weit auffallender als das der andern, denn er trug Ohr- und Mundtafeln von 4 Zoll 4 Linien englisches Maas im Durchmesser. Auch er war stark und muskulös gebaut, doch hatte ihn das Alter schon mit Runzeln gezeichnet. Da er seine Frau zurückgelassen hatte, so trug er selbst zwey schwer angefüllte Säcke auf dem Rücken und einen großen Bündel von Pfeilen und Pfeilrohr. Er keuchte unter dieser Last und lief mit vorgeneigtem Körper schnell dahin, wie ihn die Vignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) darstellt. Seine erste Frage an uns war ebenfalls: ob seine Landsleute von Rio de Janeiro zurückgekehrt seyen, und lebhafte Freude äußerte sich in seinem ganzen Wesen, als wir ihm dieselbe bejaheten.

Als ich bald darauf auch nach dem Quartel zurückkam, fand ich schon eine große Menge von Botocuden in allen Zimmern des Hauses nach ihrer Bequemlichkeit gelagert. Einige saßen am Feuer und brateten unreife Mammâo-Früchte; andere aßen Mehl, welches sie vom Commandanten erhalten hatten, und ein großer Theil von ihnen war im Anstaunen meiner ihnen fremdartig vorkommenden Leute begriffen. Sie waren nicht wenig verwundert über die weißere Haut, die blonden Haare und die blauen Augen derselben. Alle Winkel des Hauses durchschlichen sie, um Lebensmittel aufzusuchen, und immer rege war ihre Eßlust; alle Mammâo-Stämme wurden von ihnen bestiegen, und wo nur irgend eine Frucht, durch eine etwas mehr gelblich grüne Farbe, den Anfang der Reife verrieth, ward sie abgenommen; ja sehr viele verzehrten sie ganz unreif; sie rösteten sie alsdann auf den heißen Kohlen, oder kochten sie auch wohl. Ich trat mit diesen Wilden nun sogleich

in einen Tauschhandel, indem ich ihnen Messer, rothe Schnupftücher, Glascorallen und dergleichen Kleinigkeiten gegen ihre Waffen, Säcke und andere Geräthschaften gab. Sie liebten ganz vorzüglich alles Eisengeräthe, und befestigten, nach Art aller Tapuyas der Ostküste, die eingehandelten Messer sogleich an einer Schnur, die sie um ihren Hals trugen. Einen sehr interessanten Anblick gewährte uns die Bewillkommung der jungen, mit dem Ouvidor in Rio gewesenen und nun nach und nach herbeykommenden Botocudos von Seiten ihrer Landsleute und Verwandten; sie wurden recht herzlich von ihnen empfangen, der alte Capitam June sang ein Freudenlied und einige wollten sogar gesehen haben, daß er vor Freude geweint habe. Nach Einigen sollen die Botocudos zum Willkommen einander am Handgelenke beriechen; Herr Sellow unter andern will diese Erfahrung gemacht haben, allein, ungeachtet ich lange und oft unter diesen Wilden war, und sie öfters Ankommende bewillkommen sah, habe ich doch nie etwas Ähnliches bemerkt oder gehört. Der alte Capitam hatte sich mit seinen nächsten Freunden in den, von allen Seiten offenen, und blos mit einem Strohdache bedeckten Schoppen einquartiert, der zur Bereitung des Mandioccamehls bestimmt war; hier hatten sie sich neben das Mandioccarad, und den zum Trocknen des Mehls dienenden Ofen ein großes Feuer angezündet, und lagen um dasselbe her, umgeben von einem dicken Rauche, in der Asche, von welcher ihre braune Hautfarbe jetzt zum Theil grau erschien. Oft stand der Capitam selbst auf, forderte barsch und rauh eine Axt, und gieng, um Brennholz zu holen; auch wagte er von Zeit zu Zeit einen Angriff auf uns und die Portugiesen, um Mehl zu erhalten, oder rüttelte die Melonen-Bäume, um ihre Früchte zu bekommen. Diese Botocudos, welche am Rio Doçe so unversöhnlich handeln, sind hier am Belmonte so wenig gefürchtet, daß man es wohl schon gewagt hat, mehrere Tagereisen weit mit ihnen in die großen Wälder auf die Jagd zu gehen und dort mit ihnen in ihren Hütten zu schlafen —

indessen sind dergleichen Versuche noch nicht sehr häufig, da das Mißtrauen gegen sie sich nicht so leicht ganz verliert. Doch ists auch nicht blos dieses Mißtrauen, und die Furcht sich in die Gewalt der Wilden hingegeben zu sehen, was dem Europäer dergleichen Waldzüge in Gesellschaft der Wilden verleidet, sondern selbst ihre große Muskelkraft und Ausdauer — denn äußerst ermüdet kehrten immer unsere Leute, nach jedem Waldgang mit den Botocuden, zurück. Die Stärke ihrer Muskeln setzt sie in den Stand, äußerst schnell in der großen Hitze Berg auf und Berg ab zu gehen, sie durchdringen die verwachsensten, dichtesten Wälder; nichts hält sie auf; jeden Fluß durchwaten oder durchschwimmen sie, wenn er nicht zu reißend ist; völlig nakt, also durch Kleidungsstücke nicht belästigt, nie in Schweiß gerathend, blos Bogen und Pfeile in der Hand tragend, können sie sich mit Leichtigkeit bücken, mit ihrer abgehärteten Haut, die weder Dornen noch andere Verletzung fürchtet, durch die kleinste Öffnung im Gesträuche durchschlüpfen, und so in einem Tage weite Strecken Weges zurücklegen. Diese körperliche Überlegenheit erfuhren meine Jäger unter andern bey einem jungen Botocuden, der Jukeräke hieß; er hatte mit der Flinte sehr gut schießen gelernt, war aber dabey ein ausgezeichneter Bogenschütze. Ich sandte ihn mit noch andern Botocuden zuweilen in den Wald, um Thiere zu erlegen — für etwas Mehl und Branntwein jagten sie willig einen ganzen Tag. Jukeräke besonders war sehr gut zu gebrauchen, da er sehr gewandt war und zu allen körperlichen Übungen viel Geschick zeigte. Anfangs begleiteten meine Jäger diese Leute, allein bald klagten sie über die zu große Schnellfüßigkeit der Botocudos, und ließen sie allein jagen. Die Jagd beschäftigte uns in der Gegend des Quartels täglich. Die Araras pflegen sich, bey der Anwesenheit der Wilden, in dieser Gegend nur wenig zu zeigen, weil sie immer beunruhigt werden; während der kurzen Abwesenheit der Botocudos hatten sie sich wieder eingefunden, und nun fanden sie auch an unsern Jagdgewehren furchtbare Feinde.

Wir erlegten mehrere dieser schönen Vögel, die uns doppelt willkommen waren, da es hier ganz in der Nähe sehr an Wildpret für unsere Küche fehlte, und auch die übrigen Lebensmittel auf dem Quartel uns oft so sparsam zugemessen waren, daß wir beynahe Hunger litten. Neben der Jagd wurde auch die Fischerey fortgesetzt; kurz nach unserer Ankunft wurden mehrere Sägefische (Pristis Serra) oder Espadartas gefangen, deren Fleisch wir sehr schmackhaft fanden. Im Netze fängt man hier nur eine Fischart, den Crumatan, allein an der Angel mehrere, als Robal, Piabanha, Piau, Jundiáh (Silurus), Cassâo (Squalus?) Espadarta, Çucurupora (Squalus?), Çurubi, Camurupi und noch andere Arten mehr. Den Crumatan, einen weichlichen Fisch mit sehr vielen Gräten, schießen die Wilden mit Bogen und Pfeilen (*).

Die Botocudos, welche sich ihres Vortheils wegen gern in der Nähe der Europäer aufhalten, haben auch die Erfahrung

(*) Die vorzüglichsten am Flusse **Belmonte** gebräuchlichen Fischergeräthschaften sind außer der Camboa oder dem Coral, die Taraffa, ein großes rundes Netz, welches von einer Person ausgeworfen wird; verschiedene kleine Arten von Körben; das Puçá von fein gespaltenem Holze oder Rohr geflochten, etwas platt und gekrümmt, mit einer Oeffnung in dem untern concaven Theile; das Jiquiá, ein langer conischer Korb von gespaltenen Çipó-Zweigen, inwendig durch Çipó-Reifen auseinander gehalten; das Musuá, gleich dem vorigen, aber cylindrisch, an beyden Enden mit einem Eingange, und aus dünnen Stäben des Canna brava-Rohrs verfertigt. In den Oeffnungen aller dieser Fischkörbe, und besonders an beyden Enden der letztgenannten Art sind spitzige Stäbchen so kegelförmig einwärts gestellt, daß der Fisch sich hinein, aber nicht wieder heraus findet. In diesen Körben fängt man besonders den großen orange-bräunlich und schwarz gestreiften Krebs (Camarâo), den wir auch in kleinen Waldbächen des Innern gefunden haben. Man macht dies Instrument etwa 4 bis 5 Palmen lang. Ferner hat man Netze mit Zugleinen, welche oft eine große Breite einnehmen, und womit mehrere Personen in verschiedenen Canoen fischen. Zu den Fischgeräthschaften gehört auch die Çiripoia, welche gewöhnlich die Kinder in den Häfen auswerfen, und an den beyden daran befestigten Leinen wieder hervor ziehen, um Krabben und kleine Krebse damit zu fangen. Dieses Netz ist ein an einen Reif gebundener Garnsack. Der Tapasteiro endlich ist ein an einem Kreuze von Holz befestigtes Netz, welches man in den Häfen auf dem Grunde des Wassers fortzieht, gleichfalls zum Fange der Krabben und Krebse. Der Fischer geht dabey meist bis an den halben Körper im Wasser und stets rückwärts. Um den Hals trägt er das Gefäß, worin er die gefangenen Thiere aufhebt.

gemacht, daß es hier bey dem Quartelle zuweilen an Lebensmitteln gebricht, einige unter ihnen hatten deshalb selbst Pflanzungen angelegt; eine solche befand sich am nördlichen Ufer des Flusses, dem Quartel gegenüber. Es waren da einige Hütten, bey welchen die Wilden Bananenbäume gepflanzt hatten; die Hütten haben sie indessen wieder verlassen, nachdem sie einige von ihren Todten darin beerdigt hatten, und bey ihrer jetzigen Rückkehr verbrannten sie dieselben sogar, aber die Bananenbäume halten sie der Frucht wegen noch in Ehren. Auch weiter oben am Belmonte, in dem Gebiete von Minas Novas, ist eine Gegend, wo einige Botocudos sich eigene Pflanzungen angelegt hatten; aber auch da haben sie sich bald wieder in die Wälder verloren, und die Machacaris haben jetzt an derselben Stelle ein Dorf oder eine ansehnliche Rancharia gebildet. Diese Beyspiele zeigen, daß die Botocudos wirklich schon sich der Civilisation zu nähern anfangen, aber zugleich auch, daß es ihnen sehr schwer wird, ihrem angestammten, ungebundenen Jägerleben zu entsagen, da sie so leicht selbst von ihren angelegten Pflanzungen zu demselben wieder zurückkehren. Nur die anwachsende Bevölkerung der Europäer und die Einschränkung der Gränzen ihrer Jagdreviere, werden sie allmählig zu einer Veränderung ihrer Lebensweise bewegen können.

Die gegenwärtig mit uns unter einem Dache wohnenden Botocudos gewährten uns die größte Unterhaltung und öfters interessante Auftritte. So kam der alte Capitam, welchem ich seine Bogen und Pfeile abgekauft hatte, eines Tages zu mir, um mir dieselben wieder abzuborgen, weil er nach seinem Vorgeben ohne sie nicht jagen könne; ich willfahrte ihm, doch verstrich die anberaumte Zeit und meine Pfeile erschienen nicht wieder; auch sah ich sie nie in der Hand des Wilden. Ich forderte sie nun freundlich von ihm zurück, aber umsonst! Endlich erfuhr ich, daß er sie im Walde verborgen habe, und es dauerte lange, bis meine ernsteren Worte, unterstützt von dem Commandanten des Quartels, ihn zuletzt bewogen, sie wieder

hervor zu holen und abzuliefern. Äxte (in ihrer Sprache Carapó) und Messer, haben in ihren Augen den größten Werth. Der erstern bedienen sie sich besonders, um das zähe Holz des Pao d'arco (Bignonia), woraus sie ihre Bogen machen, zu spalten; sie tauschen sie beyde für ihre Bogen und Pfeile ein, und doch ist ihre Eßlust so überwiegend, daß sie für ein wenig Mehl das eben eingetauschte Messer wieder hingeben. Die Insel, worauf die Gebäude des Quartels liegen, ist wie schon gesagt worden, nur an ihrem vordern oder untern Theile von Wald entblößt und mit Pflanzungen versehen, welche sowohl den Soldaten als den Botocuden Nahrung geben; der hintere Theil hingegen ist zum Theil mit Gesträuchen (Capuęira) und mit Hochwald bedeckt, worin man noch keine Wege hat; eben so ist es auch an den benachbarten Ufern des Flusses. Die Minas-Straße am südlichen Ufer ausgenommen, findet man überall im dichten Wald nur einige schmale Pfädchen, welche sich die Botocudos oder die wilden Thiere gebahnt haben. Unsere meisten Jagdzüge unternahmen wir deshalb theilweise auf Canoen; man machte ein Stück des Weges auf dem Flusse hinauf oder hinab, stieg dann am Ufer aus, und vertiefte sich in die Wälder. Unter diesen Excursionen waren einige sehr angenehm, besonders die den Fluß aufwärts gemachten. Die Flußstelle, welche der Gegend ihren Nahmen giebt — und Cachoeirinha heißt — verdient besonders einer Erwähnung. Stromaufwärts liegt sie etwa ½ oder ¾ Stunden von der Insel des Quartels, hinabwärts von der Cachoeirinha nach dem Quartel braucht man mit der Schnelligkeit des Stromes nicht mehr als ¼ Stunde. Hier fand ich die Wasserfläche des Flusses zwischen ansehnliche Berge eingeengt, die der finstere Hochwald ununterbrochen bedeckte. Diese Wälder erschienen jetzt mit der Farbe des Frühlings geschmückt im größten Reize: theils mit jungem Laube, aschgrau, dunkel- oder hellgrün, gelbgrün, röthlichbraun oder rosenroth, theils mit Blüthen, weiß, hochgelb, violet oder rosenroth prangend; am Fuße dieser

Berge, unmittelbar am Flusse, machen Felsstücke, zum Theil sehr groß und sonderbar geformt, die Vorboten jener Gebirgsnatur von Minas, die hier wohl erst ihren Anfang nimmt; denn weiter unten am Flusse erscheinen die Felsblöcke noch nicht.

Ein Inselchen am Ufer, ganz aus Felsstücken bestehend, ist merkwürdig wegen der Menge von Vogelnestern, womit einige kurze krumme Bäume wirklich überladen waren. Der Vogel, der diese beutelförmigen Nester aus den Fasern der Tillandsia zusammenfilzt, ist der schwarz und gelb gefiederte, und mit den Pirolen verwandte Japui (Cassicus oder Oriolus persicus); südlicher als Belmonte habe ich ihn nicht mehr gefunden. Diese Vögel sind sehr gesellig; sie bauen, wie alle Cassiken, beutelförmige Nester, die sie an einem dünnen Zweige aufhängen, und legen zwey Eyer hinein; jetzt waren diese Nester unbewohnt, denn die Brütezeit ist im November, December und Januar. Die Fischer pflegen die jungen Vögel auszunehmen, um sie als Köder an die Angeln zu gebrauchen. Schwarze Pirole flogen auf den Felsen am Flusse in kleinen Flügen umher, und der schöne blutrothe Tijé-Piranga (Tanagra brasilia, Linn.) war auch hier, wie an allen Flußufern im dunkeln Gebüsche, sehr häufig. Man gelangt auf dieser Fahrt an eine Wendung des eingeengten Flusses, wo das ganze Strombette mit Felsblöcken so ausgefüllt ist, daß nur in der Mitte ein schmaler Canal für die Canoe's übrig bleibt; der Strom schießt reißend hindurch, und fällt nachher über die Felstafeln sanft hinab; diese Stelle ists, welche Cachoeirinha oder der kleine Fall genannt wird. Der Stoß der anprallenden Strommasse hat in den Felsstücken auf die sonderbarste Art runde kesselförmige, zum Theil auffallend regelmäßige Öffnungen ausgehöhlt. Ich hatte ein großes Canoe, welches zwey Botocuden, Jukeräke, Ahò, und einer meiner Leute regierten; der Strom war aber hier so reißend, daß die drey Personen nicht im Stande waren, das Canoe so nahe als ich es wünschte an den Wasserfall hin zu schieben. Aufwärts

werden über diese und ähnliche Stellen die Canoe's gezogen, hinabwärts aber beschifft man sie mit den dieser Gegend kundigen Soldaten der Quartelle. In der Zeit des hohen Wasserstandes gleitet man beynahe ohne Gefahr und sehr schnell über die Hindernisse hinweg, die bey niederm Wasser selbst geübten Canoeiros oft gefährlich werden. In solcher Zeit, wo, wie jetzt, die Felsklippen hervorragen, erinnert die hiesige Gegend an ähnliche mahlerische Scenen unserer Schweiz. Es wachsen hier mancherley interessante Gewächse, unter andern ein weidenartiger Strauch, von den Einwohnern Çiriba genannt, wahrscheinlich ein Croton; er hat sehr zähe ruthenförmige Zweige, welche dem Schiffer, wenn sein Canoe von einem mäßigen Strom ergriffen wird, am sichersten dienen, um sich daran fest zu halten. Diese Çiriba scheint der einzige Stellvertreter des Genus Salix (Weide) an der Ostküste von Brasilien zu seyn, da ich wenigstens in dem von mir bereisten Theile derselben keine einzige Art jener Familie angetroffen habe. Ferner wächst hier ein Strauch mit weißen Blumenbüscheln, welche einen sehr angenehmen Nelkengeruch aushauchen, und eine andere sehr niedliche Pflanze, welche mit dem Genus Scabiosa verwandt zu seyn scheint, und deren rosenrothe Blumen das nakte graue Urgestein zieren. Mehrere Bignonia-Stämme neigten ihre Kronen über den Fluß hinaus, sie waren mit jetzt ausbrechenden, schön violetten großen Blumen überladen, welche früher als das Laub erscheinen. Hier sieht man keine Thiere, auch keine andern Vögel, als mehrere Arten von Schwalben, welche in der Kühlung der Wasserstrudel den Insekten nachfliegen. Aber zwischen den Felsstücken im Sande bemerkte ich die Spur der Herren dieser einsamen Wildnisse, der Botocudos, die sich um so reiner und vollkommener abdrückt, da kein entstellender Schuh ihre Fußzehen zusammengepreßt hat. Wir besuchten die verlassenen Hütten, welche reisende Mineiros hier erbaut hatten, und kehrten dann nach dem Quartel zurück. Auf dieser Fahrt hatten wir noch das Vergnügen, einen schönen

Myuà (Plotus Anhinga, Linn.) zu erlegen. Dieser Vogel ist sehr scheu, und man muß mit der Art, wie man ihn jagt, bekannt seyn und mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, wenn man seiner habhaft werden will. Man läßt zu dieser Absicht das Canoe längs des Ufers hinab treiben, ohne sich zu bewegen; der Schütze hat das Gewehr schußfertig angelegt, und behält den Vogel genau im Auge; sobald dieser anfängt die Flügel zu lüften, muß man schießen, denn näher bekommt man ihn alsdann nicht mehr. Meine Botocuden verhielten sich sehr still, ich hatte mich in den Vordertheil des Canoes völlig niedergelegt und schoß, worauf der Vogel sogleich in den Fluß stürzte und unter dem Canoe hinweg tauchte; hier zog ihn aber Jukeräke sehr geschickt hervor.

Als wir auf dem Destacament wieder ankamen, fanden wir daselbst Mangel an Lebensmitteln, weil die Fischzüge sehr unglücklich ausgefallen waren; wir sandten daher sogleich unsere Jäger in zwey Canoen den Fluß hinab, um zu jagen. Sie hatten diesmal mehr Glück als gewöhnlich, denn nach 36 Stunden kehrten Abends die fünf Schützen zurück, und überlieferten in dem einen der Canoen eilf, in dem anderen zehen, zusammen ein und zwanzig wilde Schweine von der Art des Queixada branca (Dicotyles labiatus, Cuvier); sie hatten auf ihrem Jagdzuge vierzehn Rudel dieses Wildprets angetroffen. Man kann sich aus dem Gesagten eine Vorstellung von der Menge der wilden Schweine machen, welche die Urwälder in Brasilien bewohnen; die Wilden ziehen diesem Wildpret nach; sie lieben nichts so sehr, als diese Thiere und die Affen. Die Ankunft unserer Jäger mit den so köstlich beladenen Canoen, war nicht allein für uns hungrige Europäer sehr willkommen, sondern besonders für die versammelte Menge der Botocudos, die mit gierigen Blicken die Beute schon zu verzehren schienen. Sie waren sogleich in der lebhaftesten Thätigkeit und boten sich sehr zudringlich an, die Schweine zu sengen und zuzurichten, wenn wir ihnen etwas davon abgeben wollten. Wirklich besitzen die

Wilden in diesem Geschäft eine vorzügliche Fertigkeit; Jung und Alt legte sogleich Hand ans Werk, sie zündeten augenblicklich eine Menge Feuer an, warfen die Schweine in die Flamme, sengten ihnen schnell die Borsten ab, schabten sie rein, weideten sie aus und wuschen sie am Flusse; für ihre Mühe erhielten sie den Kopf und die Eingeweide. Die Soldaten wurden alsdann angestellt, um das Wildpret zu zerlegen, in dünne Schichten zu schneiden und einzusalzen, wodurch wir nun Lebensmittel für einige Zeit besaßen. Außer dieser Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses, hatte mir der erwähnte Jagdzug noch verschiedene interessante naturhistorische Merkwürdigkeiten verschafft. Meine Leute hatten einen Anhuma (Aniuma, Palamedea cornuta, Linn.), der nicht leicht zu schießen ist, auf einer Sandbank beschlichen und geschossen. Da er nur Flügellahm war, so ward er einige Zeit lebend erhalten und beobachtet. Buffon hat diesen schönen Vogel ziemlich richtig unter dem Nahmen des Camichi abgebildet. Der jetzt erlegte war männlichen Geschlechts, und hatte ein blos mit der Haut verwachsenes und deshalb bewegliches ziemlich großes Horn auf der Stirn, welches der weibliche Vogel ebenfalls trägt. Die Botocudos, durch unsern Fleiß auf der Jagd angefeuert, machten ebenfalls Streifzüge in die Wälder, von welchen sie einige Rehe, Aguti's und andere Thiere zurückbrachten, die sie größtentheils sogleich verzehrten. Sie braten das Fleisch, (welches man Bucaniren oder Muquiar nennt), und trocknen das, was sie nicht gleich essen, am Feuer, um es aufzuheben. Mein Jagdgehülfe Ahò hatte einst von der Höhe eines Baumes herab mehrere jagdbare Thiere erlegt, und kehrte sehr vergnügt zurück; allein gutmüthig theilte er nach einer solchen glücklichen Jagd jedesmal mit seinen Landsleuten.

Mehrere Botocudos waren mit geborgten Äxten in den Wald gezogen, um sich für die an uns vertauschten Bogen und Pfeile, wieder neue zu verfertigen. Das Pao d'arco oder Tapicurú, woraus sie dieselben machen, ist ein hoher Baum

mit hartem zähem Holze, der im Monat August und September mit schönem bräunlich rothem Laube hervorbricht und dann große schöne gelbe Blumen trägt. Sein Holz ist weißlich, hat aber inwendig einen schwefelgelben Kern, und aus diesem eigentlich verfertigen die Wilden am Belmonte und in den nördlicheren Gegenden ihre Bogen. Diese Arbeit macht ihnen viele Mühe, daher scheuen sie dieselbe, und wollten lieber Bogen von uns borgen, ja einige versuchten sogar, sie uns zu entwenden.

Da ich jetzt vollkommen Muse hatte, den Fluß Belmonte höher aufwärts zu beschiffen, um die zoologischen Produkte der ihn einfassenden Wälder näher kennen zu lernen, so unternahm ich eine Fahrt bis zum Quartel do Salto, welches zu Lande etwa 12 Legoas, zu Wasser aber etwa drey Tagereisen von dem Quartel dos Arcos entfernt ist; doch müssen vier Männer mit einem nicht besonders schwer beladenen Canoe schon stark arbeiten, um die Reise in dieser Zeit zurück zu legen. Mein Canoe war ziemlich leicht und hatte vier, des Flusses vollkommen kundige Canoeiros. Ich verließ das Quartel dos Arcos erst gegen Mittag; wir überschifften daher heute nur die obenerwähnte Cachoeirinha, oder den untersten Theil des Flusses. Die Felsbänke, die hier den Strom einengen, und überall den Grund desselben anfüllen, und über welche etwa 10 Minuten weit der Fluß mit mäßigem Fall schäumend herabschießt, bilden für die Canoe's hier schon bedeutende Hindernisse. Bey dem Hinabschiffen über diesen Wasserfall werden, wegen der reißenden Schnelligkeit des herabschießenden Wassers, die vortretenden Felsblöcke und verschiedene Wendungen zwischen denselben den Canoen gefährlich. Ehe wir die Cachoeirinha erreichten, hielten wir am südlichen Flußufer an, um in dem dichten Urwalde lange Stangen (Varas) von hartem zähem Holze zu hauen, die man zum Fortschieben der Canoen gebraucht. Nächstdem schnitten wir auch lange Çipós; von dreyen oder vieren dieser starken holzigen Ranken drehte man ein starkes Seil (Regeira), das zum Ziehen

an den Vordertheil des Canoes befestigt wurde. So gerüstet unternahmen wir die mühsame Fahrt über die Cachoeirinha hinauf. Zwey Schiffer, die bald bis an die Hüften im Wasser wateten, und bald von Fels zu Fels sprangen, zuweilen auch wohl zwischen die Steinblöcke bis an den Hals ins Wasser fielen, zogen das leere Canoe, und die übrigen Leute schoben hinten nach. Ich kletterte unterdessen mit meinem Jagdgewehre über die Felsen am Ufer hinauf, und erlegte bey dieser Gelegenheit eine mir noch neue Art von Schwalbe mit gabelförmigem Schwanze und einer schwarzen Querbinde unter der Kehle (*); andere Arten, die weiße und grüne und die rostkehlige Schwalbe (**) schwärmten überall in Menge umher. In diesen Felsblöcken nistet auch eine Muscicapa (Fliegenfänger) mit zum Theil roströthlichem Gefieder (***), die man im Sertam von Bahia, Gibâo de couro oder die lederne Jacke nennt; sie findet sich in Minas und selbst an der Ostküste, jedoch seltener, und hält sich überall im Gesteine oder auf den Dächern der Häuser auf. Hier in den Felsen des Belmonte sieht man sie häufig auf der Spitze eines Blockes sitzen, nach den Insekten gerade in die Höhe fliegen, und wieder auf ihren Stand zurückfallen. Alle neulich an dieser Stelle gefundenen Gewächse waren jetzt vollkommener in der Blüthe, und noch mehrere vor dem Ausbrechen des Laubes blühende rosenrothe oder violette Trompetenblumen (Bignonia), deren Blumenbüschel leider nur zu schnell verblühen und abfallen, waren noch dazu gekommen.

(*) Hirundo melanoleuca, eine neue Art: mit gabelförmigem Schwanze, schwarzem Oberleibe und weißem Unterleibe, eine schwarze Binde unter der Kehle; ganze Länge 5 Zoll 4 1/2 Linien.

(**) Hirundo leucoptera und iugularis; die letztere mit hell-roströthlicher Kehle und blaßgelblichem Unterleibe, ist wahrscheinlich Azara's Hirondelle à ventre jeaunâtre. Azara voyages etc. T. IV. p. 105.

(***) Muscicapa rupestris, eine neue Art: 6 Zoll 11 Linien lang; alle obern Theile des Gefieders dunkelgrau-braun, die untern so wie die Schwanzdeckfedern hell-rostroth; Schwanzfedern rostroth mit breiten schwarzbraunen Spitzen; Flügeldeckfedern schwarzbraun mit zwey unregelmäßigen rostrothen Querstreifen.

Als meine Canoeiros die Cascaden der Cachoeirinha überwunden hatten, neigte sich der Tag; wir beschlossen daher auf einer Sandbank am Ufer, etwas oberhalb des Falles, zu übernachten — man nennt diese Stelle Ragaseiro. Noch leuchtete uns die Sonne, als es in dem benachbarten hohen Urwalde schon völlig Nacht war; die Araras riefen ihr rauhes Abendlied und benachrichtigten die Eulen und Nachtschwalben von dem Herannahen der Zeit ihrer Thätigkeit. Da es schönes heiteres Wetter war, übernachteten wir ohne Hütten bey einem guten Feuer, ich mit einer dichten wollenen Decke, die Canoeiros mit einer Strohmatte (Esteira) bedeckt; eine große trockene Ochsenhaut diente zur Unterlage. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort. Von hier aus hat der Fluß einen etwas geringern Fall, doch blieb seine Ansicht in der Hauptsache dieselbe. Die Wassermasse war bey geringer Tiefe durch große Granitblöcke unterbrochen, welche nach dem Ufer hin sich mehrten und am Rande der hohen Urwälder am größten waren, und dicht gedrängt lagen. An diesen Felsstücken, durch welche der Fluß in mehrere Fahrwasser getheilt wird, kann man den Fall desselben vom hohen Rücken von Minas herab abnehmen. Viele dieser Blöcke sind mit einer Menge von Glimmer gemischt, auch findet man hier in allen Flüssen, besonders in den kleinen einfallenden Seitenbächen, etwas Gold und selbst Edelsteine. Das Wasser des Belmonte, das in der Zeit, wo die Flüsse anschwellen, gelb und trüb aussieht, war jetzt klar und hell, und wir konnten deswegen den unter Wasser befindlichen Felsstücken besser ausweichen. Die Ufer dieses Thales steigen schnell mit gebürgigen Urwäldern empor, und die großen Felsblöcke erstrecken sich nun schon in Menge bis in den Wald hinein. Da viele Baumarten um diese Zeit ihr Laub verlieren, die meisten aber immer grün bleiben, so erschien hier der Wald halb grün und halb grau; nach Minas hin ist diese Erscheinung noch viel auffallender, ja in vielen Gegenden soll das Laub ganz abfallen. Die mancherley jetzt aus-

brechenden Arten des jungen Laubes fiengen indessen gerade jetzt an, der Landschaft wieder neues Leben und Reiz zu geben; das Tapicurú (Bignonia) war über und über mit seinen hervorbrechenden schönen, bräunlichrothen Blättern bedeckt, die Kronen der Sapucaya-Bäume (Lecytis) zeigten sich im schönsten Rosenroth, die Bougainvillea brasiliensis umwand die Wipfel der zum Theil noch unbelaubten Bäume, und überdeckte sie mit ihren dunkel-rosenrothen Blumen; eben so prangten hier mehrere Arten theils hochstämmiger, theils auf der Erde fortrankender, theils aufsteigender Trompetenblumen (Bignonia), mit allen Abwechslungen rosenrother, violetter, weißer und gelber Blüthen. In dieser Jahreszeit würde es dem besten Landschaftmahler kaum möglich seyn, die mannigfaltig abwechselnde Farbenmischung der Riesenkronen dieser Urwälder darzustellen, und wenn er's vermöchte, so würde jeder, der diese Gegenden nicht selbst gesehen hat, sein Gemählde für eine bloße Dichtung der Phantasie halten. Mit vieler Mühe mußten wir uns auch hier auf die oben beschriebene Weise zwischen den häufigen Felsen hindurch und über Strömungen hinweg arbeiten, und nicht selten fielen unsere Leute, welche das Canoe zogen, bis an den Hals ins Wasser, ohne jedoch das Seil aus der Hand fahren zu lassen.

Die Hitze war in diesen Tagen schon bedeutend, und zahlreiche Schaaren von Moskiten quälten uns, doch sollen sie zur Zeit des hohen Wasserstandes noch weit unerträglicher seyn. Am Abende des zweyten Tages hatten wir wieder unser Feuer auf einer Sandfläche am Flusse angezündet, der Mond leuchtete uns in herrlicher Klarheit, und kündigte uns für den folgenden Tag schönes Wetter an. Am folgenden Morgen lag das ganze Thal des Flusses in dichten Nebel gehüllt, der aber sehr bald herab fiel. Hier sahen wir, als der Himmel sich aufgeklärt hatte, einen Schwarm großer Schwalben, zur Familie der Segler (Cypselus) gehörig, von einer neuen, uns bis jetzt noch unbekannten Art, deren ruß-schwärzliches Gefie-

der nichts Ausgezeichnetes hatte; ihres äußerst schnellen Fluges wegen konnten wir jedoch keine von ihnen erlegen.

Wir setzten unsere Reise fort, umschifften einige bedeutende Felswände und erreichten alsdann eine vorzüglich starke Cachoeira; mit Hülfe der Regeira überschifften wir auch diese, wie die andern, ohne das Canoe auszuladen. Von hier aus kamen wir an eine Stelle, wo der Fluß ziemlich eben forteilt, und nur wenig Strom hat. Am nördlichen Ufer trifft man auf einen hohen von oben vortretenden Fels, unter welchem eine Art von Höhle befindlich ist. Diese Stelle trägt den Nahmen der Lapa dos Mineiros (Höhle der Mineiros). Die sogenannte Höhlung des Felsens ist eigentlich nur ein bedeckter, durch den Vorsprung gebildeter Winkel, wo die Reisenden zu übernachten pflegen, wenn der Abend sie in dieser Gegend ereilt, indem die Feuer hier vollkommen gegen Wind und Regen geschützt sind. Hinter dieser Stelle verengen sich die den Fluß einschließenden Berge, und große Felsblöcke liegen an seinen Ufern. An einem kleinen Bache (Correggo) hielten wir etwas an; meine Canoeiros stiegen ans Land, um, wie sie sagten, Schleifsteine zu suchen; das ganze Steingerölle dieses kleinen Wassers bestand aus den verschiedenen in Minas vorkommenden Arten der Urgebürge mit vielem Glimmer gemischt, auch behaupteten meine Leute, worunter sich ein erfahrner Mineiro befand, daß man hier nicht selten Gold finde, und nach dem Vorkommen des Gerölles, sicher auf das Vorhandenseyn dieses Metalles schließen könne. In dem wilden Bette dieses, durch menschenleere Gegenden herabkommenden, rauschenden Waldbaches fanden wir die Spuren der Antas (Tapirus) und der Capybaras, der ruhigen Bewohner dieser Wildnisse; sie haben in dem Correggo, selbst in der Regenzeit, klares helles Wasser, und die Urwildniß rings umher gewährt ihnen die bequemsten Schlupfwinkel. Wir legten noch einige kleine Fälle oder Cachoeiras im Flusse zurück, über die wir wegen der geringen Tiefe des Wassers, zum Theil nur mit großer Mühe das Canoe

fortschaffen konnten. Der Abend fand uns an einer engen Stelle des Flusses; wir lagerten auf einer Sandfläche am Ufer zwischen Felsen. Zwey rothe Unzen (Onça Çuçuaranna, Felis concolor, Linn.) waren noch kürzlich hier umher getrabt, ihre Fährte war vollkommen frisch; wir waren noch mit Betrachtung derselben beschäftigt, als eine Gesellschaft von Fischottern (Lontras) unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, die sich fischend den Fluß hinab treiben ließen. Oft kamen sie mit den Köpfen über das Wasser herauf und schnarchten dann heftig; zum Schusse waren sie aber leider zu weit von uns. Diese Ottern (Lutra brasiliensis) fangen in den Flüssen eine große Menge Fische, deren Ueberreste man auf den Felsen findet; so fand ich zum Beyspiel öfters an solchen Stellen den Kopf und den knöchernen Halspanzer einer mit runden schwarzen Flecken auf gelbbraunem Grunde bezeichneten Art von Silurus (*); diese harten Theile scheinen die Fischottern liegen zu lassen. In der Nähe unseres Nachtquartiers zeigten sich noch mancherley Thiere, Araras riefen im hohen Walde, und große Fledermäuse flogen hoch über unsern Köpfen in der dämmernden Abendluft umher. Selbst als die Nacht uns schon die Gegend verhüllte, ließen sich noch sonderbare unbekannte Stimmen von Eulen und Nachtschwalben hören. Der folgende Morgen war wieder in dichten Nebel gehüllt — der indessen nicht kalt, sondern nur sehr feucht war — allein die kräftige tropische Sonne durchbrach bald den dichten Schleyer des Thales und trocknete uns wieder. Wir schifften nun bis zu der bedeutendsten Cachoeira, die wir auf dieser Reise zu überwinden hatten; hier mußte man das Canoe an einer Felsen-Insel ausladen, und jedermann legte Hand an, um dasselbe über eine 3 Fuß hohe Felsenstufe hinauf zu heben, welches das herabströmende Wasser noch sehr erschwerte. Man hatte das ganze Gepäcke über das Land hin-

(*) Hier Roncador genannt, südlich von Capitania belegt man eine andere Fischart mit diesem Nahmen. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, den erstgenannten Fisch in seiner Vollkommenheit zu sehen.

weg, an das andere Ende der Insel getragen, allein es währte lange, bis das Canoe durch unsägliche Mühe dahin gebracht wurde, und ausgeschöpft, wieder beladen und flott gemacht werden konnte. Während meine Leute mit dem Canoe beschäftigt waren, blickte ich zufällig an das jenseitige Ufer, und nicht gering war meine Überraschung, als ich dort einen großen starken Botocuden mit untergeschlagenen Beinen ruhig sitzen sah. Sein Nahme war Jucakemet, er war meinen Leuten wohl bekannt, jetzt aber von ihnen nicht bemerkt worden; er hatte unserer Arbeit zugesehen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. In den grauen Felsen war das graubraune nakte Wesen kaum zu sehen; darum können diese Wilden sehr leicht unbemerkt sich nähern, und die mit ihnen, in andern Gegenden im Krieg stehenden Soldaten müssen deshalb äußerst vorsichtig seyn. Wir forderten den einsam da Sitzenden auf, zu uns herüber zu schwimmen, allein er gab zu verstehen, der Fluß sey zu reißend, er wolle nach dem Quartel do Salto, welches nicht mehr weit entfernt war, zurückkehren und dort uns erwarten. Auch auf dem nördlichen Ufer erblickten wir einige Botocuden, welche mit einem Soldaten des Quartels auf die Jagd giengen, diese wollten ebenfalls nicht zu uns herab kommen. Wir umschifften nun eine hohe schwärzliche mit gelben Quarz-Adern durchzogene Felswand, und gelangten alsdann zu dem Landungsplatz (Porto) des Quartels do Salto. Da in der Gegend dieses Militärpostens der Fluß durch einen bedeutenden Fall völlig unfahrbar wird, so muß man vor dieser Stelle landen, und zu Lande den Weg über einen Berg machen; jenseits des Quartels schifft man sich alsdann in andern Canoen wieder ein. Ich ließ mein Gepäcke ausladen und nach dem Destacament hinüber tragen. Der Weg dorthin führt an einer steilen Bergwand hinauf, wo man einen kleinen Schoppen für die auszuladenden Waaren erbauet hat, welche nach Minas bestimmt sind. Auf der Höhe tritt man in den hohen Wald ein, wo Bromelia-Pflanzen an der Erde ein undurchdringliches Dickicht

bilden, und 5 bis 6 Fuß hohe Begonia-Stauden mit ihren großen Blättern (*) in Menge wachsen. Hier stand in colossalem Umfange der Bombax ventricosa des Arruda, mit unten an der Erde, und oben unter der Krone verdünntem, in der Mitte aber bauchicht ausgedehnten Stamme, weshalb ihm die Portugiesen den Nahmen Barrigudo beygelegt haben. Es giebt mehrere Arten dieser bauchichten Bombax-Stämme, die eine hat eine glatte, nur etwas gereifte Rinde, bey einer andern ist der Stamm mit kurzen, starken, abgestumpften Stacheln versehen; die einzeln stehenden Blätter in der dünnen, wenig ästigen Krone sind handförmig, und bey einigen Arten zwey- oder dreylappig, bey andern ungetheilt. Die Blumen sind groß und schön von weißlicher Farbe; sobald sie welken, fallen sie ab und bedecken den Boden unter den Bäumen. Der weite Stamm dieser Baumart ist mit einem sehr saftigen weichen Mark angefüllt, worin man mehrere große Insektenlarven findet, welche die Botocudos aufsuchen, an einem hölzernen Spies braten und begierig verzehren. Verwundet man den Baum, so fließt sehr viel klebriger Saft oder Harz aus. In dieser Wildniß führte seitwärts ein kleines einsames Pfädchen nach den Höhen hinauf, an welchen eine Gesellschaft von Botocudos ihr Wesen treibt; viele von ihnen besuchen oft das Destacament, und arbeiten da eine Zeit lang, wofür man ihnen zu essen giebt.

Man hat ungefähr eine halbe Legoa zu Lande bis nach dem Quartel zu machen; der Weg führt Berg auf und ab durch den Wald, wodurch die Fortschaffung der Waaren, die hier alle durch Menschen getragen werden müssen, sehr erschwert wird. Das Quartel do Salto liegt am Flusse in einer etwas breiten Stelle des Thales, wo jetzt bey dem kleinen Wasser eine Fläche von nacktem Steingerölle zum Vorschein kam, die zu beyden Seiten den schmalen Fluß umgiebt. Die

(*) Das Genus Begonia ist in Brasilien sehr zahlreich an Arten, wovon einige zu einer bedeutenden Höhe und Stärke heranwachsen.

Gebäude sind von Lehm mit großen langen Tafeln von der Rinde des Pao d'arco gedeckt. Der Commandant, ein Cabo (Unterofficier) und farbiger Mann, nahm mich gut auf, und wieß mir in einem der Gebäude ein Zimmer an. Er hatte nur ein Paar Soldaten hier, die übrigen waren mit einigen Canoen nach Minas hinauf geschifft; alle leeren Räume waren dagegen mit Botocuden angefüllt, welchen man diesen Aufenthalt gestattet, um den Frieden mit ihnen zu erhalten. Ich fand hier die alte, auch ganz nakt gehende Frau des Capitam June, welche zurück geblieben war, als die übrige Gesellschaft sich nach der Cachoeirinha begeben hatte; außer dieser überaus häßlichen Frau befanden sich hier aber auch noch andere, recht gut gebildete Botocuden, die zum Theil nach ihrer Art sehr schön bemahlt waren. Einige hatten den Körper in natürlicher Farbe und blos das Gesicht bis zum Munde herab mit Urucú glühend roth gefärbt, andere den ganzen Körper schwarz, nur Hände, Füße und Gesicht in natürlicher Farbe u. s. w. Im ersten Abschnitte des 2ten Bandes wird man die verschiedenen Arten genau angegeben finden, auf welche diese Wilden sich zu bemahlen pflegen. Jucakemet erschien ebenfalls, er war einer der größten Botocuden, die ich gesehen habe, und trug in den Ohren und der Unterlippe sehr große Tafeln. Unlängst hatte er, wie man mir erzählte, mit dem Capitam Gipakeiu, dem Anführer einer andern Truppe, einen heftigen Streit gehabt, und Hand an ihn gelegt, worauf jener sogleich einen Pfeil nach ihm abgeschossen, und ihn am Halse leicht verwundet hatte; er zeigte uns noch die Narbe davon. Jucakemet vermied jetzt sorgfältig die Gegend, in welcher Capitam Gipakeiu umher zog; er war am Salto auf dem südlichen Ufer des Flusses, und letzterer am nördlichen, in der Gegend des Quartel dos Arcos, in den großen Wäldern mit der Jagd der wilden Schweine beschäftigt. Unmittelbar bey den Gebäuden des Destacaments läuft die Minas-Straße vorbey, sie ist von hier an aufwärts sehr gangbar und gut,

nach Belmonte hinab aber, wie oben bemerkt worden, noch nicht zu gebrauchen. Erst vor einigen Tagen war eine Tropa mit Baumwolle beladener Maulthiere von Minas Novas herab gekommen, und hatte als Rückfracht Salz mitgenommen, ein Bedürfniß, welches in jenen hohen Gegenden sehr mangelt. Mineiros, welche des Handels wegen sich hier befanden, klagten ebenfalls sehr über die Vernachläßigung jener vielgerühmten Straße in den untern Gegenden des Flusses. Wenn sie diese Straße bereisen, geben sie ihren Maulthieren täglich ein Gemisch von Öl und Schießpulver ein, und behaupten, dies sey ein vortreffliches Mittel gegen die ungesunde Weide, die man an einigen Stellen der Straße finde; auch pflegt man dann den Thieren etwas Salz zu geben. Wäre diese Straße wirklich so brauchbar, wie man sie geschildert hat, so würde in kurzer Zeit ein weit bedeutenderer Handel mit Minas eingerichtet seyn, da der Transport der Waaren zu Wasser vom Salto aus mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, um so mehr, weil alle Waaren von dem Landungsplatz mit außerordentlicher Mühe nach dem Quartel geschafft werden müssen. Sehr leicht könnte man wenigstens einen brauchbaren Fahrweg vom Salto nach dem Landungsplatz machen, um die Waaren mit Karren und Ochsen dorthin fortzuschaffen, doch so weit geht in diesen Wildnissen die Industrie der Menschen nicht. Es ist zu hoffen, daß die in der spätern Zeit allgemein laut gewordenen Klagen über den schlechten Zustand eines großen Theils dieser Straße, endlich eine sorgfältige Untersuchung und eine gründliche Verbesserung derselben veranlassen werden.

Ich blieb den folgenden Tag am Salto und unternahm früh Morgens eine Wanderung nach dem nicht weit entlegenen Wasserfall, der sich durch sein Geräusch schon von fern ankündigt. Man muß große, wild durcheinander gerollte Felstrümmer überklettern, um die Ansicht desselben zu genießen. Der sehr eingeengte Fluß stürzt tobend und schäumend über Felsen in den tiefer liegenden Kessel hinab, und verbreitet Dampf und einen feinen Staub-

regen um sich her; etwas tiefer hinab macht er einen zweyten noch stärkern Fall über eine ansehnliche Felsstufe hinunter. Ich erneuerte hier mit Vergnügen die Erinnerung an den Genuß, den mir vor acht Jahren die noch ungleich bedeutenderen Wasserfälle in den Gebürgen unserer Schweiz gewährten. Manche Cascaden in dem Belmonte, besonders die Cachoeira do Inferno, mögen wohl dem Raudal von Atures und Maypures im Kleinen ähnlich seyn, von welchen Herr von Humboldt eine so interessante Schilderung gegeben hat (*), nur sind sie nicht so zusammengedrängt und aneinander hängend, als in dem colossalen Orinoco. In den Felstrümmern, welche der Staubregen des Salto benetzt, wachsen einige schöne Straucharten, unter andern ein Myrthus mit schmalen Blättern, der jetzt sehr angenehm blühte.

Ein zweytes Anliegen, welches mich hier noch einen Tag zu verweilen bewogen hatte, war die Hoffnung, eines Botocuden-Schädels habhaft zu werden. Am Quartel dos Arcos war ich an der zu diesem Zweck beschlossenen Ausgrabung eines Leichnams verhindert worden; hier war ich glücklicher. In geringer Entfernung von den Gebäuden hatte man in dem dichten Urwalde unter rankenden schön blühenden Gewächsen, einen jungen Botocuden von 20 bis 30 Jahren begraben, der einer der unruhigsten Krieger dieses Stammes gewesen war. Wir begaben uns, mit Hacken versehen, zu dem Grabe, und befreyten den merkwürdigen Schädel aus seiner Gefangenschaft. Er zeigte auf den ersten Anblick eine osteologische Merkwürdigkeit; das große Holz der Unterlippe hatte nehmlich die untern Vorderzähne nicht nur hinweggeschoben, sondern sogar schon an diesem noch jungen Schädel die Alveolen der Zähne zugedrückt und verwischt, welches sich sonst nur bey sehr alten Leuten zu finden pflegt. Azara sagt in seinen Reisen in Süd-Amerika (**), daß die Köpfe der Amerikaner weit eher verwitter-

(*) Ansichten der Natur S. 312.
(**) Azara voyages etc, Vol. II. p. 59.

ten, als die der Europäer. Dies stimmt nicht überein mit der Aussage des Oviedo bey Southey (*), wo es heißt, daß die spanischen Klingen nichts gegen die Härte der amerikanischen Schädel vermochten; beyde Äußerungen mögen wohl gleich ungegründet seyn. Ob ich gleich alle mögliche Sorgfalt angewandt hatte, diese Nachgrabung geheim zu halten, so verbreitete sich doch das Gerücht davon schnell auf dem Quartel, und erregte großes Aufsehen unter den ungebildeten Menschen. Von Neugierde getrieben, und doch mit einem heimlichen Grausen, kamen mehrere an die Thür meiner Wohnung, und forderten den Kopf zu sehen, den ich aber sogleich in meinen Koffer verborgen hatte, und so schnell als möglich nach der Villa de Belmonte hinab zu senden suchte. Doch hatten, wie ich jetzt beobachtete, die Botocudos weniger Anstoß an meinem Unternehmen genommen, als die Soldaten des Quartels, von denen auch mehrere sich geweigert hatten, bey der Ausgrabung die gewünschte Hülfe zu leisten. Nachdem ich an diesem interessanten Orte meine Absichten erreicht hatte, kehrte ich nach dem Landungsplatz zurück, und schiffte mich am zweyten Tage nach meiner Ankunft Morgens früh wieder ein. Die Fahrt geht sehr schnell den Fluß hinab; man erreicht in einem Tage die Insel Cachoeirinha wieder. Über die Cachoeirinha, wo wir beym Hinaufschiffen unser Canoe ausladen mußten, fuhren wir jetzt ohne bedeutende Beschwerde hinunter. Unser Canoe war sehr groß, und doch schöpfte es viel Wasser, da es mit dem Vordertheil in die, durch ihren Fall sehr bewegten Wellen von den Felsen herab schoß; wir wurden daher alle naß, und ein kleiner Botocude, welchen ich mitgenommen hatte, vergoß aus Angst Ströme von Thränen. Eben so glücklich glitt unser Canoe über alle die verschiedenen kleinen Wasserfälle hinab. In der Gegend der Lapa dos Mineiros sahen wir am südlichen Ufer Botocuden, welche beschäftigt waren mit ihren

(**) SOUTHEYS history of Brazil Vol. I. p. 630.

Pfeilen Fische zu schießen. Einer von ihnen, der uns am nächsten war, gab sogleich ein Zeichen mit der Hand, daß wir ihn abholen und ihm zu essen geben sollten. Um ihn näher zu besehen und seine Waffen einzutauschen, ließ ich dem Ufer zusteuern, aber von gierigem Hunger getrieben, wartete er unsere Ankunft nicht ab, sondern stürzte sich bis an den Hals in den Fluß, und kam theils schwimmend, theils watend, die Waffen in die Höhe haltend, bis zu einem schon weit im Flusse liegenden Felsstücke, wo er blieb und uns Zeichen von roher unbändiger Ungeduld gab. Als wir näher hinzu kamen, fanden wir in diesem Botocuden einen großen starken Mann, der aber in allen seinen Geberden die größte Wildheit verrieth. Er riß den Mund weit auf und brüllte: Nuncut! (zu essen), worauf man ihm einige Hände voll Mehl in den Rachen warf; während er nun gierig mit dem Verschlingen desselben beschäftigt war, sprang einer meiner Leute, der die Sprache dieser Wilden ein wenig zu sprechen verstand, ans Land, ergriff seine Waffen, und brachte sie in das Canoe in Sicherheit, indem er uns ankündigte, dieser Mensch sey so wild, daß man sich vor ihm sicher stellen müsse; zugleich schlug er ein Messer in die Spitze seines Ruders ein, und reichte es dem Wilden, der auch mit diesem Tausch wohl zufrieden zu seyn schien, alsdann stießen wir schnell unser Canoe in den Strom hinaus. Der Botocude, dessen Heißhunger noch nicht gestillt war, gab indessen die Hoffnung noch nicht auf uns wieder einzuholen; er lief brüllend noch lange neben uns am Ufer hin, sprang von Felsstück zu Felsstück, schwamm und watete durchs Wasser, bis er endlich bemerkte, daß das Canoe zu weit voraus war, um es einholen zu können, dann kehrte er mißmuthig um und gieng in den Wald zurück. Etwas weiter hin trafen wir ein Paar andere Wilde an, die sich ebenfalls mit uns unterhielten und ähnliche Ansprüche an unsere Vorräthe machten; wir hatten jedoch nicht Lust uns mit ihnen einzulassen, um so mehr, da wir keine Zeit zu verlieren hatten. Als gegen Abend

Canoe die Cachoeirinha hinab glitt, prallte es gegen einen Felsen an, und saß plötzlich fest. Ich war vorher ausgestiegen und zu Fuß längs dem Flußufer hingeklettert, da ich, unerfahren im Schwimmen, mich der Gefahr eines unerwünschten Bades nicht aussetzen wollte; ich war erfreut, nur von fern den Stoß mit anzusehen, der alle meine Leute in dem Canoe durcheinander warf. Das Wasser war in das Fahrzeug getreten und mein kleiner Botocude fieng wieder heftig an zu weinen; dennoch kam alles glücklich hinab und wir erreichten noch vor Sonnenuntergang das Quartel dos Arcos.

Ich fand bey meiner Ankunft auf der Insel einen meiner Leute am Fieber krank, welches mich nöthigte einige Tage hier zu verweilen; durch gute China, womit ich versehen war, war er bald wieder hergestellt. Dann begab ich mich mit etlichen Jägern nach der, mehrere Legoas weit den Fluß hinab liegenden Ilha do Chave, wo wir nach den erhaltenen Nachrichten viele Anhumas (Aniumas) und überhaupt eine reiche Jagd zu finden hoffen durften. Bey der Hinabfahrt erlegten wir einige Araras, und fanden mehrere schön blühende Gesträuche am Ufer, besonders zeichnete sich in der dichten Verflechtung des hohen Waldes das junge rosenrothe Laub der Sapucaya-Bäume, und die Petraea volubilis mit ihren langen himmelblauen Blumenrispen aus. Unter einem heftigen Regen erreichten wir spät am Abend das Ziel unserer Reise und landeten an der Sand-Insel. Gegen die Nacht ließ der Regen etwas nach, allein an ein trocknes und ruhiges Nachtlager war hier nicht zu denken, völlig durchnäßt krochen wir in einige alte verfallene Fischerhütten, von welchen längst die deckenden Blätter herab gefault waren. Durch einige Decken und Ochsenhäute suchten wir uns gegen den Regen zu sichern und zündeten ein Feuer an, um uns zu erwärmen und zu trocknen; allein bey dem immer durchfallenden Regen konnten wir kaum dasselbe im Brand erhalten und erwarteten daher mit Ungeduld das Ende der langen Nacht. Am folgenden Morgen wurden sogleich

einige Leute mit einem Canoe nach dem Walde gesandt, um Brennholz zu hauen und Palmblätter, Stangen und Çipó's zu schneiden, damit wir sogleich eine große geräumige Hütte erbauen konnten. Die Witterung wurde uns zwar etwas günstiger, da aber unsere Arbeit noch öfters durch Regenschauer unterbrochen wurde, so nahm uns die Vollendung unserer Wohnung diesen und den ganzen folgenden Tag. Ich befand mich hier auf der Insel mit vier von meinen Leuten und einem Botocuden, Nahmens Ahó, welcher mich der Jagd wegen begleitet hatte; von diesen waren immer zwey zu Hause, um unsere Insel zu bewachen und die Küche zu versehen, die andern schifften nach dem Walde, um zu jagen. Bei einer solchen Excursion war einst das Canoe kaum abgefahren, als ich meine Jäger schon schießen und dann gleich zurückkehren sah. Sie hatten aus dem Wasser die vier Füße eines Quadrupets hervorblicken sehen, das sie für ein todtes Schwein hielten; als sie aber näher hinzu kamen, sahen sie eine colossale Schlange, welche in mehreren Windungen einen großen Capybara umschlungen und getödtet hatte. Sie brannten augenblicklich zwey Flintenschüsse nach dem Unthier ab, und der Botocude schoß ihm einen Pfeil in den Leib; alsdann erst verließ sie ihren Raub und schoß, der Verwundung ungeachtet, schnell davon, als wenn ihr nichts widerfahren wäre. Meine Leute fischten den noch frischen, eben erst erstickten Capybara auf und kehrten zurück, um mir Nachricht von diesem Vorfall zu geben. Da es mir äußerst wichtig war, diese merkwürdige Schlange zu erhalten, so sandte ich sogleich die Jäger wieder aus, um sie zu suchen, allein alle angewandte Mühe war fruchtlos. Die Schrote hatten in dem Wasser ihre Kraft verloren, und den Pfeil fand man zerbrochen am Ufer, wo ihn die Schlange abgestreift hatte; unbedeutend verwundet hatte sie sich schnell so weit entfernt, daß man zu meinem größten Leidwesen sie nicht wieder auffinden konnte. Dieses Reptil, die Sucuriuba des Flusses Belmonte, oder der Sucuriú, wie man sie in

Minas Geraës nennt, ist die größte Schlangenart von Brasilien, wenigstens in den oben genannten Gegenden; sie ist von den Naturforschern mit manchen Irrthümern und Verwechslungen beschrieben worden; Daudin hat sie unter dem Nahmen der Boa Anaconda aufgeführt. Sie ist über ganz Süd-Amerika verbreitet und erreicht die bedeutendste Größe von allen Arten dieses Genus in diesem Theile der Welt. Alle Benennungen, welche auf den Aufenthalt der Boa-Schlangen im Wasser deuten, gelten für diese Art; denn alle übrigen bewohnen nie das Wasser, dahingegen der Sucuriù oder die Sucuriuba beständig in und an dem Wasser lebt, und daher in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes eine wahre Amphibie ist. Diese Schlange hat nichts Gefälliges in ihrer Zeichnung; ihr Rücken ist dunkel-olivenschwärzlich, und über demselben laufen der Länge nach zwey Reihen von runden schwarzen gepaarten Flecken, welche meistens ziemlich regelmäßig neben einander stehen. In unbewohnten, von Menschen nicht beunruhigten Gegenden, erreicht sie eine colossale Größe von 20 bis 30 und mehr Fuß. Daudin hält in seiner Naturgeschichte der Reptilien die Schlange, welche er für die wahre Boa constrictor ausgiebt, für afrikanisch: allein diese Art, wenn sie auch in Afrika vorkommt, lebt in Brasilien überall, ist daselbst die gemeinste Land-Boa, und unter dem Nahmen Jiboya allenthalben bekannt. Der Belmonte ist der südlichste von den Flüssen der Ostküste, in welchen man Sucuriubas findet, weiter nördlich kommt sie überall vor. Man hat sehr fabelhafte Schilderungen von der Lebensart dieser colossalen Reptilien gemacht und sie auch in neuerer Zeit älteren Reisenden nachgeschrieben. Auch die Nachrichten, die man von ihrem Winterschlaf giebt, sind nicht bestimmt genug. Wahr soll es allerdings seyn, daß sie in den Sumpflachen der Steppen in der trocknen Jahreszeit erstarren (*), doch in den ewig wasser-

(*) Ansichten der Natur, S. 30 und 34.

reichen Waldthälern von Brasilien, wo sie nicht in eigentlichen Sümpfen leben, sondern in weiten Seen, immer nassen Brüchern, Flüssen und Bächen, deren Ufer vom Schatten der alten Urwaldstämme abgekühlt werden, findet ein solches Erstarren nicht statt.

Meine Leute hatten an dem Tage der verunglückten Schlangenjagd mehrere interessante Vögel erlegt, unter andern einen schwärzlich braunen, bis jetzt noch unbeschriebenen kleinen Adler mit einer Federhaube auf dem Hinterkopf (*); außerdem einige Araras und einen großen Mutum (Crax Alector, Linn.), welcher uns für unsere Küche sehr willkommen war. Der Adler war eben im Begriff ein Jupati (Beutelthier) zu fangen, als man ihn schoß; sein ganzes Äußere zeugte von Kühnheit und Muth, sein Auge war lebhaft und feurig, und die verlängerten Federn des Hinterkopfes geben ihm ein schönes Ansehen.

Da das noch immer anhaltende Regenwetter uns oft hinderte zu jagen, und vorzüglich den Anhumas gehörig nachzustellen, so benutzte ich diese Zeit zu einem Besuche auf dem Quartel dos Arcos, wo während meiner Abwesenheit eine neue Horde von Botocuden angekommen war, deren Anführer Makiängiäng, bey den Portugiesen den Nahmen des Capitam Gipakeiu (des großen Capitain) führte. Es war schon gegen Abend und ich befand mich nicht weit mehr von dem Destacament entfernt, als ich zufällig auf einer Sandbank ein Paar große Antas (Tapirus) antraf. Da ich mir eine glückliche Jagd versprach, so hatte ich in der Stille meinen Botocuden Ahó am Walde herum geschickt, um die Thiere von ihrem

(*) Falco Tyrannus, eine neue Art: männlicher Vogel 26 Zoll 7 Linien lang; Federn des Hinterkopfs verlängert und aufgerichtet; Hinterkopf, Hinterhals, Seiten des Halses und Oberrücken mit Federn bedeckt, welche weiß mit schwarzbraunen Spitzen sind, die sich aber decken und die weiße Farbe verstecken; der ganze übrige Vogel schwarzbraun; größere Flügeldeckfedern etwas weißlich gezeichnet; Schwungfedern mit einigen graubraunen, dunkler marmorirten Querbinden; der starke breite Schwanz mit vier weißlichen, graubraun marmorirten Querbinden; Federn der Schenkel, Füße, Unterrücken, After und Crissum schwarzbraun mit schmalen weißen Querlinien; Füße bis auf die Zehen befiedert.

Schlupfwinkel abzuschneiden. Dies gelang vollkommen; als sie sich von ihrem Rückzuge abgeschnitten sahen, warfen sie sich ins Wasser und suchten das jenseitige Ufer zu erreichen, allein hier kam ihnen unser Canoe zuvor. Der eine der beyden Antas erreichte auf dem Rückwege wieder die Sandbank, und würde von meinem Botocuden einen Pfeil in die Seite erhalten haben, wenn diesem nicht zufällig die Bogenschnur gerissen wäre, wodurch das Thier Zeit erhielt sich zu retten. Das andere hielt eine große Menge von Flintenschüssen aus, es tauchte lange unter und kam alsdann mit dem Kopfe wieder zum Vorschein, um Athem zu holen, allein unser Bley war zu leicht und das Canoe zu schwer, um sich schnell genug fortrudern zu lassen; Kugeln hatten wir nicht, auch kann man diese Thiere nicht eher schießen, als bis man ihren Kopf nahe bey dem Canoe über dem Wasser erblickt; dann muß man besonders auf das Ohr zielen. Das geängstigte Thier verlor viel Blut, entkam uns aber doch, welches wohl nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn wir Hunde bey uns gehabt hätten. Die Geschicklichkeit und Leichtigkeit, mit welcher diese Thiere schwimmen, kommt ihnen bey den auf sie gemachten Jagden sehr zu statten. Obgleich der Anta, dies große schwerfällige Thier, von 6 bis 7 Fuß Länge, durch eine sehr dicke Haut geschützt ist, so wird er von den Portugiesen dennoch immer nur mit Schrot und nicht mit Kugeln erlegt; hiezu gehören aber durchaus scharfschießende lange Gewehre, und eine sehr starke Ladung von grobem Bley; auch thun diese Jäger lieber auf ein Thier 12 bis 16 Schüsse mit Schrot, als daß sie Kugeln laden sollten. Um auf den Jagdzügen alle Arten von Thieren erlegen zu können, laden die Brasilianer ihre Gewehre immer mit Schrot, und tödten damit eben so gut eine Jacutinga (Penelope), als ein wildes Schwein oder einen Anta. Den letztern verfolgt man übrigens ebenfalls seines Fleisches wegen, und Hunde erleichtern diese Jagd gar sehr. Gewöhnlich trifft man den Tapir oder Anta Morgens und Abends in den Flüssen an, wo

er, um sich abzukühlen, gern badet. Ist dies Thier stark angeschossen und schon etwas abgemattet, so greifen es die Brasilianer oft schwimmend mit dem Messer in der Hand an und suchen ihm ein Paar Stiche beyzubringen. Auch so benutzen sie die Sitte ihrer Nation, beständig ein Stilet oder Messer im Gürtel zu tragen, wovon oft selbst die Geistlichen keine Ausnahmen machen, — ein Gebrauch, der zu vielen Mordthaten Anlaß giebt.

Durch die unglückliche Jagd aufgehalten, erreichte ich erst spät in der Nacht das Destacament, und früh am folgenden Morgen wurde ich schon von den neu angekommenen Botocuden geweckt, welche ungeduldig waren, den Fremdling kennen zu lernen. Sie klopften heftig an die verschlossene Thür bis ich sie öffnete, und überhäuften mich sogleich mit einer Menge von Freundschaftsbezeigungen. Capitam Gipakeiu war sehr für mich eingenommen, weil man ihm gesagt hatte, ich sey ein großer Verehrer der Botocudos und brenne vor Ungeduld ihn, den großen Anführer, kennen zu lernen. Er war nur von mittlerer Größe, aber stark und kräftig gebaut, in den Ohren und Unterlippe trug er große Holztafeln; bis zum Munde herab war sein Gesicht glühend roth bemahlt, dabey aber hatte er eine schwarze Linie von einem Ohr zum andern unter der Nase hingezogen, den Körper ließ er übrigens in seiner natürlichen Farbe. Gegen die Portugiesen zeigte er sich aufrichtig und gut gesinnt, und man hatte noch nie über ihn zu klagen gehabt. Obgleich im Äußerlichen von den übrigen Gliedern seiner Horde durch nichts ausgezeichnet, stand er doch bey seinen Landsleuten in großem Ansehen, wodurch er selbst den Portugiesen zuweilen nützlich wurde. Als zum Beyspiel die letztern zuerst friedlich mit den Botocuden zusammen kamen, erschien ein anderer Anführer derselben auf dem Quartel, und foderte mit Ungestüm eine Menge Eisengeräthe. Da das Destacament damals schwach besetzt, und von vielen Wilden umgeben war, so sah man sich genöthigt ihm seinen Willen zu thun. Bald

nachher erschien Capitam Gipakeiu, man klagte ihm den Vorfall, worauf er in den Wald gieng und den Besitzer nöthigte einen großen Theil der Instrumente wieder heraus zu geben. Ich wurde mehreremale von ihm, nach portugiesischer Sitte, an die Brust gedrückt, doch war unsere Unterredung höchst sonderbar, da er mich und ich ihn nicht verstehen konnte; indessen machte mir der Herr Capitam bald begreiflich, daß er sehr großen Hunger habe, und von mir eine Befriedigung desselben erwarte; ihren heftigen gränzenlosen Appetit zu stillen, ist immer das dringendste Anliegen dieser Wilden. Als ich ihn mit Farinha befriedigt und mir noch geneigter gemacht hatte, sandte er nach seiner Hütte in den Wald, um einige Gegenstände zum Tauschhandel herbey holen zu lassen; unter diesen zeichnete sich ein kurzes Sprachrohr Cuntschun Cocann (*) aus, welches aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (Dasypus maximus, Grand Tatou ou Tatou premier, Azara (**) gemacht war; es dient diesen Wilden, um sich im Walde zusammen zu rufen. Dem Quartel gegenüber am nördlichen Ufer des Flusses lag eine schon früher erwähnte Bananenpflanzung, die einige Botocuden daselbst angelegt hatten; darin befanden sich etliche verlassene Hütten, in welche sie ein Paar weibliche Leichen begraben hatten; jetzt bei der Ankunft des Capitam wurden diese Hütten verbrannt, da sie die Wohnungen nie mehr gebrauchen, worin Todte begraben liegen. An dieser Stelle indessen wurden nun eine Menge von neuen Hütten erbaut; überall in dem schattenreichen Walde herrschte ein reges Leben, denn nicht blos am Ufer, sondern viel weiter in den Wald hinein, hatten sich die neuen Ankömmlinge angesiedelt. Man sah aller Orten eine zahlreiche braune Jugend beschäftigt,

(*) Anstatt des Tatu-Schwanzes bedienen sich zu diesem Endzwecke die schon mehr civilisirten Coroados in Minas Geraës eines Ochsenhorns. S. v. Eschwege's Journal von Brasilien Heft I.

(**) D. F. de Azara Essais sur l'histoire naturelle des Quadrupèdes du Paraguay etc. Vol. II. p. 132.

hier sich im Flusse zu baden, dort sich Bogen und Pfeile zu verfertigen, nach den Früchten auf die Bäume zu steigen, oder Fische zu schießen u. s. w. Aller Orten waren Menschen in dem nahen Urwalde vertheilt, welche einander zuriefen, Holz einsammelten und andere Geschäfte betrieben. Man erhielt hier eine anschauliche Vorstellung von einer sich neu ansiedelnden Wilden-Republik, und beobachtete mit Vergnügen die unter ihnen herrschende lebendige Thätigkeit. Als Capitam Gipakeiu mit seinen Leuten auf dem Quartel eintraf, trug ein jeder derselben ein Paar lange Stangen, als Herausforderung für die Gesellschaft des Jucakemet, den er hier vermuthete, der aber, wie schon gesagt, wohlweislich am Salto auf dem südlichen Ufer des Flusses sich aufhielt. Capitam Gipakeiu blieb noch einige Tage mit seinen Leuten in der Nähe des Quartels, und zog dann auf dem nördlichen Flußufer in die Wälder, um die verschiedenen jetzt reifenden Früchte aufzusuchen. Diese Gewohnheit haben alle Wilden; sie kennen die Zeit der Reife einer jeden Frucht genau, und sind nicht mehr zu halten, sobald dieselbe herannaht. Jetzt war die Çipó oder Schlingpflanze an der Zeit, welche von ihnen Atschá (*) genannt wird. Sie wickeln die grünen Stengel dieses Gewächses in Bündel zusammen und nehmen sie mit nach ihren Hütten; dort rösten sie dieselben am Feuer und kauen sie; sie enthalten ein starkes nahrhaftes Mark, welches völlig den Geschmack unserer Kartoffel hat.

Als ich meine Absicht, die Bekanntschaft der im Quartel angekommenen Botocuden zu machen, erreicht hatte, kehrte auch ich wieder nach der Ilha do Chave zurück, wo meine Leute meiner harreten. Sie hatten auf einer kleinen benachbarten, mit dichtem Gebüsche bewachsenen, und nur durch einen unbedeutenden seichten Canal vom festen Lande getrennten Insel, Rehe entdeckt, und eins davon erlegt. Diese Rehart ist dieje-

(*) Diese Pflanze ist wahrscheinlich eine Begonia; sie steigt an den Stämmen in die Höhe.

nige, welche Azara (*) unter dem Namen des Guazupita beschrieben hat, sie ist die gemeinste und überall in Brasilien verbreitet. Das Fleisch dieser Rehe fanden wir sehr verschieden von dem unserer europäischen; es ist nichts weniger als schmackhaft, äußerst mager, trocken und von so groben Fasern, daß man es kaum dem Fleisch einer alten Kuh an die Seite setzen kann. Da indessen die Wahl der Lebensmittel in diesen einsamen Wildnissen so äußerst beschränkt ist, so war uns jedes genießbare Thier willkommen. Wir verweilten etwa noch eine Woche auf dieser Insel bey sehr häufig eintretendem Regenwetter; meine Jäger entschädigten mich indessen für die dadurch verursachten Beschwerden, durch manche interessante Bereicherung meiner Sammlungen. Eine große Eule ließ regelmäßig alle Morgen und Abende in der Dämmerung ihre laut klopfende Stimme hören; nach langen vergeblichen Suchen gelang es uns endlich ihrer habhaft zu werden; sie scheint zu einer noch unbekannten Art zu gehören (**); ferner erlegte man die große weißlich bunte Nachtschwalbe (Caprimulgus grandis, Linn.), deren lauter Pfiff weit durch die dämmernde Einsamkeit jener Wälder schallt, und noch einige andere schöne Vögel, unter welchen ich den schwarzen Colibri mit weißem Schwanz nenne, der in den naturhistorischen Werken noch nicht beschrieben ist (***). Einige schöne große Anhumas waren ebenfalls erlegt worden;

(*) Essais sur l'hist. natur. des Quadrup. du Paraguay etc. Vol. I. p. 82.

(**) Strix pulsatrix, so benannt wegen ihrer Stimme, welche dem Klopfen gleicht. Ungeöhrt; männlicher Vogel 17 Zoll 4 Linien lang und 44 Zoll 9 Linien breit; größter Theil des Gefieders von einer angenehmen schön hellgrau röthlichbraunen Farbe; an der Kehle ein weißer Fleck; Scapularfedern fein dunkler marmorirt, eben so Flügel und Schwanz; Schwungfedern mit dunkleren und helleren Querbinden; alle untere Theile hellgelb, an der Brust und dem Bauch ins roströthlich Gelbe übergehend.

(***) Trochilus Ater, ein noch unbeschriebener Colibri, dessen Gefieder nichts Angenehmes hat; Männchen 5 Zoll lang; Schnabel nur sehr wenig gebogen; Körper beynahe schwarz, nur an einigen Stellen stahlblau und kupfergrün glänzend; Seiten unter dem Flügel, After und Schwanz weiß, am letztern nur ein blauvioletter Spitzensaum, mittlere Federn dunkelstahlgrün und schön stahlblau schillernd.

diese Thiere haben in der hiesigen Gegend ihren Hauptaufenthalt; sie brachten uns fast täglich eine laute Musik, und ihre sonderbare weit schallende Stimme war für meine Jäger eine Aufforderung, sogleich zu dem Gewehr zu greifen.

Am 25ten September verließ ich die Insel, und kehrte mit allen meinen Leuten nach dem Quartel zurück. Auf dem Wege dahin traf ich einen Trupp von Botocudos an, die um ihr Feuer gelagert waren; sie gehörten zu den Leuten des Capitam Gipakeiu, hatten hier den an dieser Stelle seichten Fluß durchwatet, und sich gegen ihre Gewohnheit am südlichen Ufer niedergelassen. Mehrere von ihren jungen Leuten sprangen in unser Canoe, um mit uns nach dem Destacament zu fahren. Kaum waren wir daselbst angekommen, als ein anderer Trupp Wilde vom südlichen Ufer eintraf; dies war die Horde des Capitam Jeparack (Jeparaque), die ich noch nicht gesehen hatte. Höchst sonderbar war es anzusehen, wie alle diese braunen Menschen, Bogen und Pfeile in die Höhe haltend, durch die ganze Breite des Flusses herüber wateten; man konnte das Geräusch, das ihr Zug im Wasser verursachte, von weitem hören. Alle trugen Bündel von 6 bis 8 Fuß langen Stangen auf der Schulter, um sich mit Capitam June und Gipakeiu und ihren Horden zu schlagen, allein der letztere war jetzt tiefer im Walde, und selbst June mit seinem Haufen war gerade vom Quartel abwesend. Eifrig liefen nun die Wilden in allen Zimmern der Gebäude umher, um ihre Gegner zu suchen; als sie niemand fanden, ließen sie ihre Stangen zum Zeichen der Herausforderung auf dem Quartel stehen, und zogen gegen Abend wieder ab. Sie unterhielten indessen an den folgenden Tagen, wie sie es gewöhnlich bey niedrigem Stande des Flusses zu thun pflegen, eine beständige Communication zwischen beyden Ufern. Am 28ten traf Capitam Jeparack mit einem Trupp seiner Leute wieder bey uns ein, sie trugen auch jetzt wieder lange Schlagstangen und fragten nach Capitam Gipakeiu, doch abermals umsonst. Da sie indessen

immer in der Nähe blieben, so fanden sie dennoch endlich die Gelegenheit ihre Streitlust zu befriedigen. Capitam June mit seinen drey erwachsenen Söhnen und seinen übrigen Männern, der sich zur Parthie des Capitam Gipakeiu hielt, hatte die Herausforderung angenommen. An einem schönen vom heitersten Himmel verherrlichten Sonntag Morgen sah man nun alle Botocuden vom Quartel, theils schwarz, theils roth im Gesicht bemahlt, plötzlich aufbrechen, und durch den Fluß auf das nördliche Ufer waten, alle mit Bündeln von Stangen auf ihren Schultern. Bald darauf trat aus dem Walde, wo in einigen daselbst befindlichen großen Hütten eine Menge Weiber und Kinder Schutz gesucht hatten, Capitam June mit seinen Leuten hervor. Kaum hatte sich die Nachricht von dem bevorstehenden Kampfe auf dem Quartel verbreitet, als eine Menge von Zuschauern, unter denen die Soldaten, ein Geistlicher aus Minas und mehrere Fremde sich befanden, und denen auch ich mich zugesellte, zum Kampfplatz hinüber eilten. Jeder von uns nahm zur Sicherheit eine Pistole oder ein Messer unter den Rock, auf den Fall, daß die Schlägerey sich etwa gegen uns wenden sollte. Als wir am jenseitigen Ufer gelandet waren, fanden wir alle die Wilden gedrängt auf einem Haufen stehen und bildeten einen Halbzirkel um sie her. Der Streit nahm jetzt gerade seinen Anfang. Zuerst stießen die Krieger der beyden Parthien kurze rauhe Herausforderungstöne gegen einander aus, giengen ernst wie böse Hunde um einander herum, und brachten dabey ihre Stangen in Bereitschaft. Dann trat Capitam Jeparack auf, gieng zwischen den Männern umher, sah mit weit geöffneten Augen gerade und ernst vor sich hin, und sang mit tremulirender Stimme ein langes Lied, welches wahrscheinlich von der ihm widerfahrenen Beleidigung handelte. Auf diese Art erhitzten sich die Gegner immer mehr; plötzlich trafen zwey von ihnen auf einander, stießen sich wechselseitig mit dem Arm vor die Brust, daß sie zurücktaumelten, und griffen alsdann zu den Stangen. Der eine schlug zuerst aus

allen Kräften auf den andern los, ohne Rücksicht, wohin sein Schlag fiel, der Gegner aber hielt ernst und ruhig den ersten Angriff aus, ohne eine Miene zu verziehen, dann aber brach auch er los, und so bearbeiteten sie einander mit kräftigen Hieben, deren Spuren in dick aufgelaufenen Schwielen noch lange auf den nakten Körpern sichtbar blieben. Da an den Schlagstangen öfters noch spitzige Reste von den abgeschnittenen Ästen befindlich waren, so blieb es nicht immer blos bey Schwielen, sondern manchem floß auch das Blut vom Kopfe herab. Wenn sich zwey Kämpfer weidlich durchgebläut hatten, so traten ein Paar andere auf; öfters auch sah man mehrere Paar zugleich im Kampf, doch griffen sie nie einander mit den Händen an. Wenn so die Zweykämpfe eine Zeit lang gedauert hatten, so giengen sie wieder einige Zeit nachdenkend mit dem Herausforderungston zwischen einander herum, bis wieder heroische Begeisterung sich ihrer bemächtigte und ihre Stangen in Bewegung setzte. Die Weiber fochten während dessen ebenfalls ritterlich; unter beständigem Weinen und Heulen ergriffen sie einander bey den Haaren, schlugen sich mit den Fäusten, zerkratzten sich mit den Nägeln, und rissen einander die Holzpflöcke aus den Lippen und Ohren, die dann als Trophäen auf dem Boden des Kampfplatzes umher lagen. Warf eine die andere zu Boden, so stand wieder eine dritte hinter ihr, die sie beim Beine ergriff und ebenfalls hinwarf; dann zerrten sie einander auf der Erde herum. Die Männer erniedrigten sich nicht so weit, die Weiber der Gegenparthie zu schlagen, sondern sie stießen sie nur mit dem Ende ihrer Streitstangen, oder traten ihnen mit den Füßen dermaßen in die Seite, daß sie davon über und über rollten. Auch aus den benachbarten Hütten tönten die Klagen und das Geheul der Weiber und Kinder herüber, und erhöhten den Eindruck dieses höchst sonderbaren Schauspiels. Auf solche Art wechselte der Streit etwa eine Stunde lang; wenn alle ermüdet schienen, so zeigten einige der Wilden dadurch ihren Muth und ihre Ausdauer, daß sie mit

dem Herausforderungstone zwischen den andern umher giengen. Capitam Jeparack hielt als Hauptperson der beleidigten Parthie bis zuletzt aus; alle schienen ermüdet und abgespannt, als er immer noch nicht gesonnen war Friede zu schließen, noch immer sein tremulirendes Lied fortsang, und seine Leute zum Kampf aufmunterte, bis wir zu ihm hin giengen, ihn auf die Schulter klopften, und ihm sagten, er sey ein braver Krieger, allein es sey nun Zeit Friede zu machen, worauf er dann auch endlich plötzlich das Schlachtfeld verließ und nach dem Quartel hinüber gieng. Capitam June hatte nicht so viel Energie gezeigt; als ein alter Mann hatte er nicht mit geschlagen, sondern sich immer im Hintergrunde gehalten. Wir kehrten nun sämmtlich von dem mit Ohrpflöcken und zerbrochenen Schlagstangen geschmückten Wahlplatz nach dem Quartel zurück; da fanden wir unsere alten Bekannten, Jukeräke, Medcann, Ahó und andere mit Schwielen kläglich bedeckt, allein sie bewiesen, wie sehr der Mensch sich abhärten kann, denn keiner von ihnen äußerte nur den geringsten Gedanken an seine geschwollenen Glieder, sondern sie setzten oder legten sich sogleich auf ihre zum Theil offenen Schmarren, und ließen sich das Mehl sehr wohl schmecken, welches der Commandant ihnen reichte. Bogen und Pfeile aller dieser Wilden hatten während des ganzen Vorganges an den benachbarten Bäumen angelehnt gestanden, ohne daß man darnach gegriffen hätte, jedoch soll es bey ähnlichen Gelegenheiten zuweilen von den Stangen zu den Waffen gekommen seyn, weshalb die Portugiesen dergleichen Schlägereyen in ihrer Nähe nicht sehr lieben. Ich erfuhr erst späterhin die Ursache des Kampfs, wovon wir Zuschauer gewesen waren: Capitam June mit seinen Leuten hatte auf dem südlichen Flußufer im Jagdrevier des Jeparack eine Jagd gehalten, und einige wilde Schweine erlegt; dies sah der letztere als eine große Beleidigung an, da die Botocudos mehr oder weniger immer die Gränzen eines gewissen Jagdreviers beobachten und sie nicht leicht übertreten; ähnliche Beleidigungen

geben gewöhnlich die Veranlassung zu ihren Streitigkeiten und Kriegen. In der Nähe des Destacaments dos Arcos war vor diesem eben erzählten nur ein einziger ähnlicher Zweykampf vorgefallen, und es war also ein besonders glücklicher Zufall, der mir hier gerade während meines kurzen Aufenthalts an diesem Orte, den Anblick eines Schauspiels gewährte, wovon ich auf der 11ten Tafel (in der 4to Ausgabe) eine Abbildung gegeben habe. Reisende kommen nur selten dazu, Zeugen einer solchen Scene zu seyn, die dennoch für die nähere Kenntniß der Wilden und ihres Charakters so wichtig ist. Nicht lange nach meiner Abreise vom Quartel soll eine abermalige, noch bedeutendere Schlägerey daselbst vorgefallen seyn, die durch die Rückkehr des mit Capitam June verbündeten Capitam Gipakeiu veranlaßt wurde.

Da verschiedene Angelegenheiten mich nöthigten nach dem Mucuri zurückzukehren, so verließ ich am Ende des Septembers die Insel Cachoeirinha und schiffte nach der Villa de Belmonte hinab. Die Fahrt gieng zwar etwas langsam, weil das Wasser jetzt sehr niedrig war, aber die Jagd und manche Beobachtung von Naturmerkwürdigkeiten machte sie uns dennoch sehr angenehm und unterhaltend. An den jetzt entblößten Ufern des Flusses bemerkten wir die Löcher, die sich der sonderbare Fisch gräbt, welchen Linné Loricaria plecostomus genannt hat, hier hat er den Nahmen Cachimbo oder Cachimbao, in den nördlicheren Gegenden am Fluß Ilheos heißt er Acari, und Marcgraf, der ihn in Pernambuco beobachtete, beschreibt ihn unter dem Nahmen Guacani. Dieser Fisch gräbt Löcher von geringer Tiefe ins Ufer, um bey hohem Wasserstande in denselben, wenn er ruhen will, sich gegen die Heftigkeit des Stromes schützen zu können; zuweilen klopft er, wie die Fischer behaupten, an den Boden der Cano'es, und dieses Klopfen soll er mit dem Kopfe hervorbringen, wenn er beschäftigt ist den Schlamm und Byssus zu verzehren, der sich unten an die Schiffe anzusetzen pflegt. Das Frühjahr war

schon vorgerückt, und wir hörten jetzt die in den Waldungen häufig erschallende, tief brummende Stimme des Mutum (Crax Alector, Linn.), die weit durch die Wildniß tönt, und die Jagd dieser großen schönen Vögel sehr erleichtert; am häufigsten zeigen sie sich um die Zeit, wo die Flüsse im Wachsen sind. Wir brachten zwey Nächte auf den Corroas im Flusse zu, und fanden dadurch Gelegenheit, einige Araras und andere schöne Vögel zu erlegen. Bey einer dieser Corroas in der Nähe der Bocca d'Obu trafen wir sehr viele Affen (Macacos oder Micos) an, worunter sich eine Art mit gelber Brust auszeichnet, welche man hier Macaco di bando nennt (*).

Am 28ten September erreichte ich die Villa de Belmonte. Sobald ich hier die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Reise nach Mucuri getroffen hatte, begab ich mich auf den Weg, hatte aber, verfolgt von einem höchst ungünstigen Wetter, mit mannigfaltigen Beschwerden zu kämpfen. Ich war genöthigt, den Corumbaó und den Cahy, die jetzt sehr stark angewachsen waren, zu durchreiten, und dann durchnäßt die Reise längs der Küste unter einem heftigen Platzregen fortzusetzen. Reisende Portugiesen, welche uns begegneten, erzählten uns, daß sie auf ihrer Reise am Cahy die Patachos, jedoch auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, gesehen hätten; uns kamen die Wilden nicht zu Gesicht, welches uns auch in dieser einsamen Gegend ganz erwünscht war. Nach manchen überstandenen Mühseligkeiten und ohne ein bedeutendes Unglück, erreichten wir Caravellas und Mucuri, wo ich mit meinen früheren Reisegefährten, den Herren Freyreiß und Sellow, drey Wochen verlebte; dann kehrte ich nach Belmonte zurück. Auf der Reise dahin machte ich am Rio do Prado oder Sucurucú die Bekanntschaft der Machacaris, von welchen

(*) Cebus xanthosternos, eine neue Art; mit starken schwarzbraunen Gliedern und Rollschwanz, dickem Kopf mit schwarzbraunem Backenbarte, bräunlichem Körper und gelblicher Brust und Unterhals; ganze Länge 32 Zoll 8 Linien, wovon der Schwanz 17 Zoll 7 Linien wegnimmt.

schon öfters geredet worden ist. Ich wünschte sehr eine Aldea zu besuchen, die, wie man mir gesagt hatte, von diesen Wilden weiter aufwärts an dem Prado angelegt worden war. Ich begab mich daher von der Fazenda, wo ich im Monat July die Patachos vergebens aufgesucht hatte, weiter auf dem Flusse hinauf. An seinen Ufern ließen sich deutlich die verschiedenen übereinander liegenden Sandschichten unterscheiden, und ich bemerkte, daß etwa 10 Fuß tief unter der Oberfläche, aus den daselbst befindlichen Schichten, beständig eine beträchtliche Menge Wasser dem Flusse zuschoß. Aus diesen großen Anhäufungen des Wassers in der Erde kann man sich das schnelle Anwachsen der Flüsse während der Regenzeit in diesen heißen Ländern leicht erklären; jetzt waren wir gerade im November, in der starken Regenperiode dieser Gegend, wo alle Lagoas angefüllt sind. Weiter am Flusse hinauf findet man an den Ufern desselben sehr mahlerische Ansichten; dazu gehört besonders eine am südlichen Ufer gelegene Gegend, die man Oiteiro (die Anhöhe) nennt; auf abwechselnden Anhöhen und im Schatten von Cocospalmen befinden sich da mehrere Fazenda's in der angenehmsten Lage. Am Ufer blüheten gegenwärtig bey der Rückkehr des Sommers manche schöne Bäume und Gebüsche, die Visnea mit ihren an der untern Seite rostbraun seidenartig glänzenden Blättern, Rhexia-Stämme mit großen violetten Blumen, die Melastoma-Arten mit auf der untern Seite schön silberweißem Blatte, die Trompetenblumen (Bignonia), die in prachtvoll blühenden Ranken das Gebüsch zierten, aus welchem der Genipaba-Baum (Genipa americana) mit seinen ansehnlichen weißen Blumen hervorstieg. Die natürlich finstergrüne Farbe der brasilianischen Wälder, war jetzt durch die jungen gelbgrünen oder rothen Triebe der Zweige geziert, finsterer Schatten war unter allen Gebüschen, der bey der großen Hitze sehr willkommen war, aber durch die Moskiten, die er herbey lockte, auch wieder dem Wanderer sehr verleidet wurde. Die Ufer faßte eine schöne Blume ein, eine weiße Amaryllis mit

mit purpurfarbenen Staubfäden. Die Wasserfläche des Flusses hatte jetzt durch die aus den Wäldern, Sümpfen und Gebürgen herabkommenden Waldbäche, eine schwarzbraune Farbe, und bildete eine vollkommene Camera obscura, worin sich die grünen Gebüsche mit ihren Blumen wunderschön abbildeten. Auf der Fläche des Wasserspiegels befinden sich schwimmende Inseln der Pontederia; auf ihnen sah man den niedlichen Jassana (Jaçana, Parra Jacana, Linn.) umher steigen, dessen laute dem Lachen ähnliche Stimme man schon von weitem vernahm. Ich kam hier an eine Stelle, wo man eine Lancha erbauete; die damit beschäftigten Arbeiter sagten aus, daß die Waldungen am Sucurucú eigentlich nicht viel Schiffbauholz mehr enthielten; noch finde man wohl sehr starke Stämme, die zur Verfertigung von Canoen dienlich seyen, allein zu diesen kann man auch weichere Holzarten gebrauchen. Am Ufer sah ich hier mehrere kleine mit Rohr, Binsen, Gras und Wasser angefüllte Busen, die man mit Rohrstäben verschlossen hatte, um Fische darin zu fangen. Man öffnet zu diesem Endzweck den Rohrzaun bey der ankommenden Fluth, weil durch diese die Fische heran kommen; sind sie eingetreten, so verschließt man die Öffnung wieder, um nachher bey dem Ablaufen des Wassers den Busen auszufischen. Gegen Abend ward meine Fahrt äußerst angenehm; die Stille in der weiten Wildniß rings umher wurde, nachdem die Cicaden- und Gryllus-Arten verstummt waren, nur von dem klappernden Laubfrosche (*), mit seiner lauten sonderbaren Stimme, von der Mandalua (Caprimulgis grandis) mit ihrem melancholischen Pfiffe und von einigen in dem dämmernden Hochwalde laut klagenden Eulen unterbrochen. Ziemlich spät in der Nacht erreichte ich das Destacament von Vimieyro, wo auf einem hohen, längs dem Flusse hinziehenden Rücken, die Wohnung und Pflanzungen des Juiz der Villa do Prado, Senhor Balançueira, lagen.

(*) Dieser Frosch ist wahrscheinlich derjenige, welcher zu Viçoza und an andern Orten Sapo marinhero genannt wird.

Der Herr des Hauses war zwar abwesend; ich fand aber dennoch auf seine Anordnung eine sehr freundliche Aufnahme und ein gutes Nachtquartier. Musik und Tanz erschallte in der Nähe der hier wohnenden Indier, deren sich hier etwa zehn Familien befinden.

Der kommende Tag zeigte mir eine herrliche wilde Landschaft. So weit das Auge reichte, erblickte man nichts als finstere dunkelgrün belaubte Baumkronen, die dicht aneinander gedrängt, eine undurchdringliche, unabsehbar ausgedehnte Urwildniß bilden, über welche der rohe Patachó und Machacari mit Unzen und schwarzen Tigern die Herrschaft theilt. Zwey flache Gegenden, in deren Mitte eine Höhe sich erhebt, zeigen die Stellen an, wo die beyden Arme des Sucurucú (so ist der alte indische Nahme des Rio do Prado), der eine nördlich, der andere südlicher herabkommen; jener trägt den Nahmen des Rio do Norte, dieser heißt Rio do Sul. In der Ferne erblickt man die Serra de João de Leão und de St. André, welche zu der Serra dos Aymores gehören, eine Gebürgskette, die etwa vier Tagereisen von der Seeküste entfernt liegt, nicht weit von der Cachoeira des Flusses, wo es viel Jagd und Fischerey geben soll. Der Sucurucú nimmt sehr bald an Stärke ab, wenn man ihm aufwärts nach seinen Quellen folgt — ein Beweis, daß er keinen bedeutend langen Lauf hat. Nicht weit von der Stelle, wo ich mich jetzt befand, vereinigen sich die beyden Arme, um den Fluß zu bilden; weiter hinaufwärts hören dann sogleich auch alle europäische Ansiedelungen auf, denn am Rio do Norte befindet sich gar keine Niederlassung, und am Rio do Sul nur eine einzige, und zwar gleich oberhalb der Vereinigung der beyden Arme.

Als ich der schönen wilden Aussicht lange genossen hatte, begab ich mich hinab an das Flußufer zu den Wohnungen der Indier. Ich fand unter diesen Leuten eine Frau vom Stamme der Machacaris, die, welches man höchst selten findet, vollkommen die Sprache der Patachos verstand; da die letztern unter

allen Stämmen der Wilden vorzüglich mißtrauisch und zurückhaltend sind, so erlernt nicht leicht jemand, der nicht zu ihrem Stamm gehört, ihre Sprache. Nicht weit von hier, etwas tiefer in den dichten Urwald hinein, liegt die sogenannte Aldea (Dorf) der Machacaris, die man mir öfters gerühmt hatte, wo aber nur etwa vier Familien dieser Leute in einem Hause vereinigt wohnen. Sehr begierig, auch diesen Stamm kennen zu lernen, begab ich mich mit einigen Indiern dahin. Der Weg war sehr unbequem, denn wir mußten eine halbe Stunde weit durch Sumpf und Wasser waten, und über umgefallene Baumstämme klettern. Ich fand die Wilden in einem ziemlich geräumigen Hause alle zusammen wohnend; sie leben nun schon seit 10 Jahren hier, und sind ziemlich civilisirt. Einige unter ihnen waren recht freundlich und umgänglich, andere hingegen blieben scheu und verschlossen; einige reden ein wenig portugiesisch, unter einander bedienen sie sich immer ihrer Muttersprache. Sie haben Pflanzungen von Mandiocca, etwas Milio und Baumwolle zu ihrem Bedarf; von dem Ouvidor haben sie ein Rad erhalten, um die Mandioccawurzeln zu mahlen oder abzuschleifen, dabey verschaffen sie sich aber nach angestammter Gewohnheit einen großen Theil ihres Unterhaltes durch Jagen; Bogen und Pfeile sind noch ihre gewöhnlichen Waffen, doch wissen einige von ihnen auch die Flinte recht gut zu behandeln. Die Bogen der Machacaris unterscheiden sich etwas von denen der andern Stämme, indem an ihrer Vorderseite eine tiefe Furche der Länge nach eingeschnitten ist (*), worin während der Schütze schießt, ein anderer Pfeil liegen kann: so daß der zweyte Pfeil — welchen andere Indier erst von der Erde aufheben müssen — gleich schußfertig da liegt. Ich fand hier einen

(*) Hoch oben im Flusse Belmonte, in Minas Novas, befindet sich eine Insel, die Ilha do Pâo (Brod-Insel) wo die Machacaris, Panhamis und andere Stämme vereinigt sich niedergelassen und Pflanzungen angelegt haben. Die Waffen der Machacaris, welche ich von dort her erhielt, haben völlig dieselbe Bildung, als die des nehmlichen Stammes vom Sucurucú. Auch unter den Botocudos habe ich von diesen Bogen und Pfeilen der Machacaris gefunden.

ganz besonders großen schönen Bogen von Pao d'arco, welcher an seinem Obertheil einen Hacken hat, der zur Befestignng der Bogenschnur sehr dienlich ist. Die Pfeile, so wie die Bogen sind bey diesem Stamm vorzüglich gut gearbeitet. Sie haben vorn einen Aufsatz von hartem Holze und unten am Ende steht der Schaft weit über die Federn hinaus; übrigens sind hier, wie bey allen Stämmen der Ostküste, dieselben drey Arten von Pfeilen im Gebrauch, die früher bey den Puris beschrieben worden sind; auch fand ich hier dieselben geknüpften Säcke, wie bey den Patachos, wie denn überhaupt die Machacaris mit diesen in vielen Hinsichten übereinstimmen. Ihre Körperbildung ist völlig dieselbe, und etwas plumper als die der Botocudos. Sie sind groß, stark und breitschulterig. Sie verstellen im allgemeinen ihren Körper wenig, nur das membrum virile binden sie vorn, wie die Patachos, mit einer Çipó zu; auch durchbohren die meisten von ihnen die Unterlippe mit einem kleinen Loche, worin sie zuweilen ein Rohrstäbchen tragen. Ihre Haare lassen sie wachsen und schneiden sie im Genicke rund ab, auch rasiren sie wohl den Kopf wie die Patachos. Eben so wie diese sollen sie auch ihre Hütten erbauen. Die Sprachen beyder Stämme sind indessen verschieden, wie man aus denen, am Ende dieses Reiseberichts, beygefügten Sprachproben ersehen wird. Gegen die zahlreichern Botocudos machen sie gemeine Sache, doch haben auch sie öfters Streit und Krieg unter einander gehabt. Ich tauschte von diesen Leuten Waffen gegen Messer ein; sie bewirtheten mich mit Caüi, dem allgemeinen Lieblingsgetränk der Indier, die, wie alle rohen Völker, starke Getränke besonders lieben, was dem Brasilianer die Wurzel der Jatropha Manihot liefert, ersetzt der Guaraune durch den Saft der Palme Mauritia (*) der Südländer durch seine Awa, der Kalmuck durch sein Molkengetränk u. s. w.

Das Haus der Machacaris liegt in einer wahren Urwildniß, wo man ganz in der Nähe die Stimmen der Affen und

(*) Ansichten der Natur, S. 27.

anderer wilden Thiere vernimmt; sie haben daselbst den Wald niedergehauen, verbrannt und ihre Pflanzungen angelegt. Nach einem kurzen Aufenthalt schiffte ich den Sucurucú wieder hinab.

Während der drückenden Mittagshitze erfreuete ich mich an den dunkelschattigen Pfädchen, welche unter hohen Waldstämmen durch die üppig verflochtenen Zweige hindurch, zu den Wohnungen der Indier führen, die hier einzeln zerstreut am Flusse liegen. Viele dieser Küsten-Indier arbeiten bey den portugiesischen Pflanzern für Lohn, und bauen dabey ihre eigene Pflanzungen; andere, besonders junge Leute, dienen als Matrosen auf den Schiffen oder Lanchas der Villa.

In dieser Gegend zeigen sich wieder sehr reizende Ansichten, die man gern durch den Pinsel eines ausgezeichneten Landschaftsmahlers nachgebildet sehen möchte, um sie lebhafter wieder vergegenwärtigen zu können. Hier fand ich einen alten über das Wasser überhängenden Stamm, der eine wahre botanische Collection darstellte; an seinem Ende sproßten der Cactus pendulus und Phyllanthus, ihre Zweige hiengen gleich Stricken herab; in seiner Mitte wucherten Caladium und Tillandsia auf mancherley Moosen, und an seiner Basis rankten Farrenkräuter (Filix) und andere Gewächse. Die Zweige dieses merkwürdigen Baums waren mit einer großen Menge beutelförmiger Nester des Guasch (Oriolus haemorrhous, Linn.), der, wie alle Cassiken immer in Gesellschaft nistet, reichlich beladen. So ist überall und unter den mannigfaltigsten Formen ein reges Leben in diesen Tropenclimaten verbreitet. An vielen Stellen öffnen sich hier kleine dunkelbeschattete Corregos in den Fluß, an dessen Ufern häufig die schon früher erwähnte Aninga (Arum liniferum, Arruda) wächst; ihr kegelförmiger, unten verdickter und oben zugespitzter Stamm, erreicht eine Höhe von 6 bis 8 Fuß. An mehreren Plätzen findet man hier Fazenda's, bey welchen man den Wald weggeräumt hat, und jetzt daselbst etwas Rindvieh unterhält; auch hat man um die Gebäude herum eine große Menge von Orangenbäumen angepflanzt.

Von einem äußerst heftigen Gewitterregen überfallen, kehrte ich nach der Villa zurück, und setzte dann meine Reise nach Comechatibá fort. In dieser Gegend hatte kürzlich die See ein großes Boot auf den Strand geworfen, und sechs darin befindliche Menschen waren umgekommen – eine neue Bestätigung der Erfahrung, daß diese Küsten für die Schifffahrt sehr gefährlich sind; man hat von denselben keine Karten und bedient sich blos leichter kleiner Küstenfahrzeuge. Der König erzeigt seinem Lande eine große Wohlthat dadurch, daß er die Küsten aufnehmen und sicher bestimmen läßt.

Auf der Fazenda zu Caledonia wurde ich von Herrn Charles Frazer gastfreundlich aufgenommen, und fand daselbst zu meiner großen Freude Zeitungen aus Europa. Am Flusse Corumbao mußte ich, da die Ebbe schon vorüber war, eine lange traurige Nacht zubringen. Es regnete beständig, und an die Erbauung einer Hütte war nicht zu denken, da wir weder Zweige noch Blätter hatten; kaum konnte man ein schwaches Feuer unterhalten. Am folgenden Morgen suchten wir Krabben (Çiri), deren es im Flusse und in der benachbarten Lagoa nicht wenige giebt; es leben hier zwey Arten dieser Thiere, die eine in der See, die andere in den Flüssen. Wir fischten eine große Meduse (Medusa pelagica, Bosc.), welche die See heran trieb, und befreyten aus ihren Eingeweiden eine kleine weißliche Krabbe, welche noch völlig lebendig war. Wir bemerkten hier eine große Menge von Geyern (Urubú), die öfters alle auf ein und demselben Baume zusammen gedrängt saßen; außer diesen Vögeln ließen sich auch Möven sehen, welche schreyend die Mündung des Flusses umflogen, und der Fischaar (Falco Haliaetos, Linn.) der nach Fischen begierig über dem Wasser schwebte. Ich hatte diesen schönen Raubvogel schon öfters gesehen, immer aber war er unsern Jägern zu vorsichtig gewesen; bey meiner Ankunft in Belmonte fand ich ihn indessen in der Sammlung, welche meine dort zurückgelassenen Leute während meiner Abwesenheit gemacht hatten; er gleicht

in allen Stücken unserm deutschen Fischaar, und scheint, so wie mehrere andere Vögel, die Behauptung zu widerlegen, daß die lebende Schöpfung von Amerika durchaus nichts mit der der andern Welttheile gemein habe.

Ich traf am 28ten December in Villa de Belmonte wieder ein, und machte nun die nöthigen Anstalten zur weitern nördlichen Reise längs der Küste hinauf. Während eines Aufenthalts von 3 ½ Monaten am Belmonte hatten unsere naturhistorischen Sammlungen einen sehr interessanten Zuwachs von merkwürdigen Gegenständen erhalten, die zum Theil im Sertam am Flusse aufwärts, und eben so in der Nähe der Villa an einer großen Lagoa, welche den Nahmen des Braço (Arm) trägt, und sich, wiewohl in nicht bedeutender Breite, mehrere Stunden weit ausdehnt, waren zusammen gebracht worden. Hier leben eine große Menge von Wasservögeln, besonders Enten, Taucher, Möven, Reiher, Störche (Tuyuyú, hier Jabirú genannt), Strandläufer u. s. w. Es fehlte meinen Jägern hier nicht an frischem Federwildpret, während in der Villa der Hunger die Bewohner quälte; auch an Fischen ist diese Lagoa sehr reich, daher man gewöhnlich die Einwohner dieser Gegend mit dem Fischfange beschäftigt findet. Dieses Wasser ist ringsum von einem weiten Campo (Haide) von fünf Legoas Ausdehnung, eingefaßt, wo man viel Rindvieh zieht; anfänglich sollen hier einige tausend Stück gewesen seyn; doch hat die Zahl jetzt sehr abgenommen. Eine große Unze (Yaguareté), die sich gegenwärtig in der Nähe aufhielt, war den Heerden sehr verderblich; sie saugte dem Raube gewöhnlich nur das Blut aus, ohne das Fleisch zu berühren; dies erschwerte die Jagd sehr, taugliche Hunde hatte man jetzt hier nicht, um den Schlupfwinkel des Raubthiers aufzuspüren, man sah daher ruhig zu, wie gewöhnlich jede Nacht ein oder ein Paar Stück Vieh getödtet wurden.

Druckfehler.

S. 9, Z. 2 von oben lese man: Schaum.
„ 12, „ 15 „ „ „ „ Landsend.
„ —, „ 2 von unten „ „ bevorstehenden.
„ 26, „ 2 „ „ „ „ befremdet.
„ 30, „ 9 von unten „ „ Cocosnüsse.
„ 32, „ 2 „ „ „ „ feuerfarbenen.
„ 37, „ 5 „ „ „ „ Cocosnuß.
„ —, „ 13 „ „ „ „ Mawe.
„ 45, „ 16 „ „ „ „ ist hier.
„ —, „ 18 „ „ „ „ Marui oder Murui.
„ 60, „ 2 „ „ „ „ Tage.
„ 67, „ 15 „ „ „ „ kaum auf 13°
„ 71, „ 22 „ „ „ „ Mawe.
„ 72, „ 2 „ „ „ „ Cocusnüsse.
„ 73, „ 21 „ „ „ „ guianensis.
„ —, „ 11 von unten „ „ Mawe.
„ 77, „ 6 „ „ „ „ Aipy.
„ 86, „ 7 „ „ „ „ daß ihn.
„ 89, „ 20 von oben „ „ Guazupita.
„ 124, „ 1 „ „ „ „ Allamanda.
„ 128, „ 9 von unten „ „ und den.
„ 135, „ 4 „ „ „ „ Cuyaba.
„ 156, „ 15 von oben „ „ watend.
„ 167, „ 10 „ „ „ „ oder andere Tapuyas.
„ 178, „ 19 „ „ „ „ Geraes und andern Orten.
„ —, „ 3 von unten „ „ Murray.
„ 181, „ 4 „ „ „ „ os moratores.
„ 184, „ 5 von oben „ „ entfernt.
„ —, „ 7 von unten „ „ schwarzem gelb gestrichelten.
„ 186, „ 4 „ „ „ „ 40 Familien.
„ 187, „ 8 „ „ „ „ Dent de Jaman.
„ 190, „ 1 von oben „ „ Povoaçao.
„ 191, „ 4 von unten „ „ tyana.
„ 201, „ 3 von oben „ „ Porco de quechada.
„ 208, „ 3 von unten „ „ Anwesenheit.
„ 221, „ 15 „ „ „ „ Remirea.
„ 226, „ 10 von oben „ „ nicht wild gefunden.
„ —, „ 20 „ „ „ „ der die Gestalt.
„ 238, „ 9 von unten „ „ von Pernambucco.
„ 247, „ 11 von oben „ „ geschält und geebnet.
„ —, „ 10 von unten „ „ bey dem biederen.
„ 248, „ 8 von oben „ „ als man am Belmonte.
„ 251, „ 6 von unten „ „ auf sich beschränkt.
„ 261, „ 15 „ „ „ „ die näheren Umstände.
„ 265, „ 8 von oben „ „ bey der Lagoa.
„ 267, „ 10 von unten „ „ Anwesenheit.
„ 277, „ 6 „ „ „ „ atropurpurea.
„ 311, „ 17 „ „ „ „ dieser ansehnliche Fluß.
„ 330, „ 4 „ „ „ „ erhaltenen.
„ 353, „ 1 „ „ „ „ gegen Abend das.

Erläuternde Notiz
zu der Karte der Ostküste von Brasilien
zwischen dem 15ten und 23ten Grad südlicher Breite.

Da von der Ostküste von Brasilien nur unvollständige Karten in den Händen des Publikums sich befinden, und da es in meiner Lage unmöglich war, eine neue, auf astronomische Beobachtungen gegründete zu entwerfen, so wählte ich die beste mir bekannte von Arrowsmith, und legte diese zum Grunde. Sie ist um ein Drittel vergrößert; einige Hauptpunkte und Flußmündungen, als der Busen von Rio de Janeiro, die Mündung des Paraiba, des Espirito-Santo, Rio Doçe, Rio Grande de Belmonte und des Rio Pardo, sind in ihrer Lage geblieben, da man diese beträchtlichern Flußmündungen wohl als astronomisch richtig bestimmt annehmen muß. Alle dazwischen liegenden kleinen Flüsse und Ortschaften hingegen, habe ich nach der Zahl der Legoas ihrer Entfernung von einander zu berichtigen gesucht. Daher wird man hierin große Abweichungen von der englischen Karte wahrnehmen; denn auf letzterer sind Flüsse angegeben, welche nicht existiren, und andere sind ausgelassen; auch wird man die vielen falschen Nahmen ausstreichen, womit die alten Karten überschwemmt sind, und wovon im Lande selbst keine Spur ist. Ich habe auf dieser Karte meine Reise längs der Küste und auf den Flüssen hinauf durch eine fein ausgezogene Linie angedeutet; die vordere Gränze des Gebietes der verschiedenen Stämme der Tapuyas habe ich mit Farben anzugeben versucht, auch deuten die farbigen Striche weiter im Lande einwärts den Zusammenhang dieser genannten Völker an; die Bedeutung der Farben selbst ist auf der Karte angegeben. Zur vollkommenen Erläuterung dieser in Farben angegebenen Gränzen der Wohnplätze verschiedener Völkerstämme, wird es nöthig seyn bey Gelegenheit der Erwähnung derselben in dem Texte, die Karte zu Rathe zu ziehen. Der Lauf des Mucuri ist auf dieser Karte nach der Angabe des Coronel Bento Lourenzo abgeändert, auch ist dessen neue Waldstraße darauf angegeben; schon ein flüchtiger Blick auf diese Darstellung der portugiesischen Ansiedelungen an der Ostküste zeigt übrigens sogleich, wie schwach die Bevölkerung dieses Landstriches ist, besonders wenn man bedenkt, daß keiner, der hier in den Ocean mündenden Flüsse mehr als ein oder ein Paar Tagereisen aufwärts von den Europäern und ihren brasilianischen Abkömmlingen bewohnt ist. Eine genaue Aufnahme der Ostküste hat die portugiesische Regierung begonnen: wir würden diesen Theil von Süd-Amerika vollkommen kennen lernen, wenn es ihr gefiele, diese schätzbaren geographischen Arbeiten der Welt mitzutheilen.


OSTKÜSTE
von
Brasilien
zwischen den 15ten und 23ten Grad südlicher Breite
nach
ARROW-SMITH
mit einigen Berichtigungen
Erklaerung der Abkürzungen
Puris
Botocudos
Patachos
Machacaris
Camacan
A Aldea
B Barra
C Cidade
Cº Cabo
Cto Convento
F Fazenda
Ft Fort
L Lagoa
P Povoação
Pta Ponta
Q Quartel
R Rio
Rº Riacho
V Villa
V. de Bellmonte
R. Grande de Bellmonte
B. de Canavieiras
V. de Sta Cruz
V. de Porto Seguro
V. de Trancozo
V. de Caravelas
Abrolhos
V. de S. José do Porto Alegre
V. de S. Matthaeus
V. DO PRINCIPE
V. DO BOM SUCCESSO
R. Doce
Villa Victoria
R. do Espirito Santo
Villa nova de Almeida
V. et R. Guaraparim
V. et R. de Itapemirim
V. de S. João da B.
Pta de S. Thomé
L. Feia
V. et R. de Macahé
V. DO CABO FRIO
C. FRIO
CIDADE DE S. SEBASTIÃO DO RIO DE JANEIRO
S. Cruz
R. Paraiba

